

Berliner Silhouetten.

Von

E. Kossak.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

 1859.

Der Weihnachtsabend.

Es gehört seit einer Reihe von Jahren zu den Festmomenten meines Weihnachtsabendes, daß ich, nachdem die Beschenkung vorüber ist, in mein stilles Schreibzimmer gehe, das Fenster öffne, und rechts und links die nun beschwichtigte Straße hinabblicke. Der laute Verkehr der letzten Stunden hat vollkommen aufgehört, die Fuhrleute der Fabriken gönnen sich endlich Ruhe, das gewöhnliche Geschäft der Abendzeit erleidet ausnahmsweise eine Unterbrechung, selbst der Laternenmann ist früher fertig geworden und die Straße liegt still da, wie das große Schiff einer gothischen Kirche, deren Dach eingestürzt ist und den freundlichen ewigen Sternen den Einblick gestattet. Der wunderbare Frieden dieses glücklichen Abendes hat etwas ungemein Erquickendes für das Gemüth. Die Gaslichter der Straße leuchten nicht dem eiligen Laufe unruhig thätiger Menschen, nur aus nahen und fernen Fenstern blinkt der Schimmer des Weihnachtsbaumes, an dem von Zeit zu Zeit Schatten vorüberhuschen. In solchen Augenblicken vergleicht die Einbildungskraft die errungene Ruhe der eigenen Seele mit den wehmüthigen und komischen Gegensätzen, wie sie in dem mannigfach gestalteten Familienleben einer großen Stadt zum Vorschein kommen, und sammelt in der Erinnerung die

Beobachtungen, die wohl Jeder an den traurigen Abenden gemacht hat, die er fern von den Seinigen, noch ohne eigenen Heerd, einsam zubringen mußte. Lassen wir einige dieser Scenen als ein lustiges chinesisches Schattenspiel auf das Papier fallen, und zeichnen wir den Weihnachtsabend, wie er sich in den verschiedenen Stockwerken eines Berliner Hauses zu bilden pflegte.

In der ersten Etage wohnte ein reiches Ehepaar, dessen Leben nichts als ein fortwährender erbitterter Verzweiflungskampf gegen die Langeweile war. Die armen Leute hatten auf nichts zu hoffen und für nichts zu sorgen; ihr Dasein floß ruhig und breit dahin, wie ein Strom, der durch eine fruchtbare Niederung zieht. Im Sommer quälten sie sich in drei bis vier Bädern ab, im Winter räsonnirten sie über das geringe Interesse der Theatervorstellungen und Gesellschaften, und die unvermeidlichen Uebergänge von Frühling und Herbst füllten sie mit Einrichtungen und Veränderungen der Wohnung, des Mobiliars und der Toilette aus. In der Todesangst ihrer Geistes- und Gemüthsleere hatte e r sich einen Schnurrbart stehen lassen, s i e war Mitglied eines Suppenvereines für Wöchnerinnen geworden. Nur der Weihnachtsabend brachte diesen Beklagenswerthen eine erfrischende Anregung; sie bestand in der krampfhaften Anstrengung, einander durch kostspielige Geschenke ein heiteres Lächeln abzugewinnen.

In dem Salon, wo eine Anzahl Bilder von älteren Kunstausstellungen in Gefangenschaft an den kostbar tapezirten Wänden hängt, und nie mehr von Kenneraugen, nicht einmal mehr von denen des Dr. Max Schaßler, wenn er Berlins Privatgalerien durchpilgert, beobachtet wird, steht ein großer ovaler Tisch unter dem brennenden Kronleuchter. Ueber die reiche Decke ist ein feines weißes Tuch gehängt, und die Weihnachtsgeschenke sind theils auf dieser Fläche ausgebreitet, theils

liegen sie auf den umherstehenden, mit Sammt überzogenen Lehnstühlen. Das Ehepaar sitzt an diesem Tische und zwar so, daß es durch die offene Flügelthür in das hellerleuchtete große Nebenzimmer blicken kann, wo die Dienstboten des Hauses um ihre aufgebauten Geschenke beschäftigt sind, und sich mit halblauter Stimme und scheuen Blicken auf die Herrschaft, unterhalten.

„Was hast Du für den dunkelbraunen Sammtpelz mit Nerz gegeben, lieber Mann?" fragt die Dame und fährt nachlässig mit der Hand über den köstlichen, schwere Falten werfenden Stoff.

„Dreihundert achtzig Thaler", antwortet der Hausherr und streift die Asche seiner Cigarre an dem Querstäbchen einer silbernen Schale ab.

„Das ist nicht zu theuer", sagt die Dame und nimmt ein Etui von dem Tische, in welchem Brillanten funkeln, während sie ihr mattes Auge darauf funkeln läßt, und „sehr schön — sehr schön" murmelt.

„Wenn nur die Cigarren, welche Du mir gewöhnlich trotz meiner Bitten um Weihnachten zu schenken pflegst, besser wären. Es ist eine wahre Manie von Dir, mir immer Cigarren aufzubauen, die man frühestens erst in drei Jahren rauchen kann!" sagt der Hausherr und gähnt.

„Was soll man Euch Männern schenken? verwahre die Cigarren, wenn sie augenblicklich zu frisch sind? Mein Gott, was diese Kinder über uns heute für einen unleidlichen Scandal machen, es ist nicht zum Aushalten!"

„Es ist Weihnachten, da will ich mir den Lärm noch gefallen lassen, aber das Toben nimmt seit einigen Wochen in einer Weise zu, daß ich mich beim Wirth beschweren werde. Man wird älter, und ich empfinde

täglich die Wohlthat mehr, keine Kinder zu haben. Sie sind kein Segen für ruheliebende Leute."

Die Dame antwortet nicht, aber sie wirft einen flüchtigen Blick nach dem seitwärts stehenden kleinen Schreibtisch, über dem das Miniaturbildchen eines zarten Kinderkopfes hängt, und seufzt leise. Das vorüberwehende Leben dieses armen Wesens war der einzige Strahl eines wahren Glückes, welches dem Ehepaare geschenkt worden war. Das Schicksal nahm die mißachtete Gabe schnell zurück, und von dem verstorbenen einzigen Kinde ist kaum etwas in den Herzen der Eltern zurückgeblieben. Die Züge jenes Bildes lassen sie fast gleichgültig, und nur an diesem Abende bebt ein leiser Klang aus der Tiefe der Menschheit in dem Gemüth der Mutter. Das geht vorüber, ihre Blicke wenden sich wieder auf den Tisch mit den Geschenken und das Bild hängt wieder unbeachtet da, nur für ausgezeichnet und werthvoll gehalten durch die hohe Kunst seines Meisters, der es einst durch die wiederbelebende Kraft des Genius nach dem Antlitz der Leiche geschaffen hat.

„Womit werden wir denn den Abend schließen?" fragt der Gemahl, „es ist gleich halb acht Uhr, und ich würde vorschlagen, wir ließen anspannen und führen in den Mäder'schen Saal, um Abendbrod zu speisen. Man kann hier doch nicht so allein sitzen bleiben."

„Johann hat gebeten, heute nach Hause gehen zu dürfen," sagt die Hausfrau und blickt in das Nebenzimmer, aus dem sich die Dienstboten bereits alle entfernt haben, „ich habe es ihm erlaubt."

„Du hättest mich auch vorher fragen können; der Mensch mit seinen ewigen Familien- und Taufgeschichten wird mir unausstehlich. Je nachsichtiger man gegen Kutscher ist, desto mehr nehmen sie sich heraus; sie gleichen darin vollständig den Pferden. Das hat man

davon, daß man solchen Leuten für gewöhnlich den ganzen Tag zu ihrer eigenen Disposition läßt — da wird uns nichts Anderes übrig bleiben, als eine Droschke holen zu lassen."

„Ehe ich Abends in der ersten besten Droschke fahre, bleibe ich lieber zu Hause. Ich habe keine Lust, mir beim Ein- und Aussteigen durch diese engen Wagenthüren die Garderobe zu ruiniren", murrt Madame.

„So mag Friedrich in das Hinterhaus gehen und Johann holen; ich bleibe nicht zu Hause. Wer wird denn an einem solchen Abende zwischen seinen vier Pfählen sitzen bleiben und sich auf die Nasenspitze sehen? Ich will mich etwas zerstreuen und wenn möglich unter vielen Leuten sein."

Der reiche Mann schellt nach Friedrich und sendet nach dem unglücklichen Familienvater Johann, der am Fuße einer kleinen Weihnachtspyramide aufgegriffen, und aus den Armen zweier kleinen Johann's gerissen wird, um anzuspannen, zu Mäder zu fahren, bis Mitternacht auf dem Kutschbock zu wachen, und theils seine armen Rappen, theils sein eigenes Schicksal zu beklagen.

Lassen wir die Thür dieser stattlichen Salons zufallen und steigen wir rasch die Treppe hinauf in das zweite Stockwerk des Hauses.

In den Flächenraum, welchen unten das reiche Paar bewohnt, haben sich hier zwei Familien von Beamten getheilt, deren einer wir unseren Besuch abstatten. Auch hier nimmt die Mitte des Zimmers ein großer Tisch ein, allein die theuren Geschenke fehlen und mit ihnen die Langeweile, die Unzufriedenheit und Blasirtheit. Der hohe Tannenbaum ist mit gelben dicken Wachsstockenden besteckt und der Hausherr geht, in einen alten Bureaurock gekleidet, aufmerksam um das Wunder von Licht, Borstorfer Aepfeln, vergoldeten

Wallnüssen und gehängten Armensündern von Pfefferkuchenmännern, und überwacht es mit der Lichtscheere als Feuerwehr. Die Mutter sitzt da, wo der Glanz am lebhaftesten ist, und läßt den jüngsten Sohn des Hauses, einen kräftigen Mann von 13 bis 14 Monaten den Festabend genießen. Er sitzt auf ihrem Schooß und bearbeitet einen Apfel, der nur ein wenig kleiner als sein Kopf ist, bald mit den Zähnen, bald bearbeitet er in sichtlicher großer Aufregung zur Abwechselung den Tisch mit dem Apfel, wovon dieser bereits außerordentlich mürbe geworden ist. Zuweilen gelingt es ihm, eines seiner Geschwister bei den Haaren zu erwischen und kräftig zu zausen; doch stört das daraus entstehende Jammergeschrei nicht die herrliche Stimmung des Abends.

An den vier Seiten des Tisches haben sich die Kinder angesiedelt. Das älteste Töchterchen giebt sich unter weiser Anleitung der Frau Großmutter mit Erziehungsversuchen der Puppe ab, die zum Schlusse des Jahres 1857 ein neues Wachsgesicht und eine moderne Garderobe erhalten hat, bei welcher die Crinoline nicht fehlt. Der nächstfolgende Sohn hält zu mehrerer Sicherheit das geschenkte Weihnachtsbuch fest unter dem linken Arm, trägt einen Säbel um den Leib gegürtet, und baut, tief in die Anschauung seiner Herrlichkeiten versunken, ein kleines Bergwerk auf, das offenbar n i c h t bei Blumenthal oder Söhlke, unseren ersten Spielzeughändlern, gekauft ist. Da sieht sich der Vater, der eben mit dem Lichtputzen fertig geworden, sehr ernsthaft um, und fragt mit besorgter Miene: „Wo ist Paul? ist Paul hinausgegangen?“ Das mit diesem Namen bezeichnete Wesen ist nämlich bis jetzt noch des Hausherrn vorletztes Kind. „Jette, sehen Sie einmal nach, ob Paul in der Schlafstube ist.“

Das Dienstmädchen verläßt rasch seinen Teller an

dem Familientisch, wo sie sich mit einem wollenen Kleide und einigen blanken Thalern unterhalten hat, und sucht die Fährte des vermißten Sprößlings. Nach zwei Minuten kehrt sie zurück und betheuert, daß Paul weder in der Schlafstube, noch in der des Herrn, oder der „alten Madame“ zu finden sei.

„Dummes Zeug,“ ruft der Vater, „der Junge kann sich doch nicht unsichtbar gemacht haben, — Aha — der große Pfefferkuchen auf seinem Teller fehlt — ich habe es immer gesagt, Frauchen, wenn der Junge auch einen so großen Pfefferkuchen bekommt, wie die beiden älteren, erleben wir am heiligen Abend nichts Gutes! Paul! Paul! du kommst gleich hervor!“

Bei diesen unwiderstehlichen Commandoworten lassen sich hinter der herabhängenden Gardine der Fensternische mysteriöse Laute vernehmen, und der Vermißte, ein kleiner dicker Knabe von etwa vier Jahren, tritt mit einer etwas besorgten und doch sichtlich befriedigten Miene vor die Seinigen, die sämmtlich ihre Blicke auf ihm ruhen lassen.

„Junge, wo hast du deinen großen Pfefferkuchen gelassen?“ fragt die ängstliche Mutter. Eigentlich erscheint diese Interpellation sehr unnöthig, denn der gelbbraune Kitt, welcher die Lippen des Kleinen anmuthig umgiebt, und selbst seiner dicken Stumpfnase etwas höchst Pikantes verleiht, verkündet das stattgefundene Ereigniß deutlich genug. Außerdem ist der ältere Bruder Gustav hinter den Fenstervorhang getreten und bringt ein winziges Fragment von Pfefferkuchen als Corpus delicti hervor.

„Nein,“ sagt der erzürnte Vater, „woher mag dieses unglückliche Kind das Talent zum Fressen haben?“

„Er hat zum Kaffee zwei Stücke Kuchen gegessen!“ ruft die Mutter mit einer unglücklichen Miene aus.

„Nun, nun, kleine Kinder sind immer so, lieber Sohn," begütigt die alte Großmutter den Schwiegersohn, „es wird ihm nicht so viel schaden."

„Er bekommt kein Abendbrot und wird gleich zu Bette gebracht, der Weihnachtsteller aber wird weggeschlossen!" gebietet der Vater, und Jette, als die häusliche Executivbehörde, ergreift den Pfefferkuchenvertilger und schleppt ihn von dannen, indem sie ihre vollständige Beipflichtung zu der amtlichen Verordnung durch die Worte kundgiebt: „Sein Leib ist so dick, wie eine Regimentspauke."

Naturhistorisch und pädagogisch gleich merkwürdig ist aber das Betragen des Schuldigen. In vollkommener Ruhe läßt er Alles über sich ergehen, und scheint sich in die Ansicht Hegels ergeben zu haben, daß die Strafe das Recht des Verbrechers sei.

Jetzt klingelt es hinten an der Küchenglocke leise und schüchtern.

„Wer mag so spät noch da sein? Die Jette hat sich doch keinen Bräutigam angeschafft?"

„Mama, es ist die arme Frau aus dem Hofe mit ihrem Kinde", sagt das Töchterchen, welches unterdessen hinausgelaufen ist und die Küchenthür geöffnet hat.

„Ach, Papa, darf ich die kleine Pyramide anzünden?" fragt Gustav, den es sichtlich erfreut, etwas zum Besten der Wittwe beizutragen, die hier neben den bescheidenen Weihnachtsgaben der einfachen Familie auch ihren Antheil erhält. „Ja, mein Kind, nur verbrenne Dir nicht die Finger!" genehmigt der Vater und nickt der armen Frau freundlich zu, die ihr kleines Kind auf dem Arme, demüthig in der Thür stehen bleibt. Sie hat ihren Mann durch den unglücklichen Zusammenbruch eines hohen Baugerüstes verloren und erhält sich und ihr Kleines kümmerlich durch Handarbeit.

Die gute Hausfrau übergiebt ihr Kind der Groß-

mutter und führt die Verlassene an einen kleinen sauber gedeckten Tisch, wo die ihr bestimmten Gaben, bestehend in einigen unentbehrlichen winterlichen Kleidungsstücken, Eßwaaren zum Feste und etwas Geld, aufgebaut sind. Die arme Frau trocknet sich die Augen, küßt der Hausfrau die Hand, und bemerkt nicht, daß der auf dem Arm der nahestehenden Großmutter befindliche jüngste Beamtensohn danach trachtet, ihrem Kinde freundschaftlich in die Haare zu fahren. Rechtzeitig werden seine unchristlichen Absichten durch die Zwischenkunft des Hausherrn vereitelt, der näher tritt und der Frau sagt, daß es ihm gelungen sei, ihr eine kleine monatliche Beihülfe aus einer Unterstützungskasse zu verschaffen.

Versuchen wir nicht die zufriedene Stimmung des kleinen Kreises auszudrücken; dergleichen läßt sich wie Musik nicht durch die Kunst des Wortes beschreiben. Wenn darin eine Dissonanz laut wird, so rührt sie nur von Paul her, welcher über die Verletzung seiner Rechte an das Abendbrot in's Klare gekommen sein mag, und bei dem Klappern der Teller, Messer und Gabeln von seinem Straflager aus ein Bittgesuch an die den Tisch deckende Jette richtet.

„Darf er noch einmal aufstehen, lieber Mann?“ fragt die weichherzige Mutter.

„Meinetwegen,“ sagt der Vater, „aber ihr verderbt den Jungen in Grund und Boden. Gebe der Himmel, daß der Herr Minister recht bald die Verbesserung der Gehälter bei den Kammern durchsetzt, sonst frißt Dein Paulchen uns alle noch arm!“

So endete denn der Weihnachtsabend mit dem herzerhebenden Acte einer Begnadigung.

Nachtgedanken über Omnibus.

Unter den mannigfachen Mitteln der neueren Zeit, das menschliche Nervensystem in eine krankhafte Stimmung zu versetzen und jenen gar nicht weiter zu definirenden Zustand hervorzurufen, den man „nervös“ nennt, scheint mir keines sicherer und bewährter zu sein, als sich in einer Sommerwohnung einzuquartieren, vor deren Fenstern im Erdgeschoß eine Omnibus-Linie entlang läuft. Mit noch größerer Bestimmtheit wird man aber den in's Auge gefaßten Zweck erreichen, wenn man mit weisem Bedacht ein Quartier wählt, das sich zweier solcher Linien erfreut. Man hat zwar viel Erbauliches und Gründliches über die von der inneren Cultur des Bandwurms hervorgebrachten Annehmlichkeiten gesagt und geschrieben, allein ich glaube, daß die durch besagtes Geschöpf erzeugten Empfindungen bei weitem von dem seltsamen Körper- und Gemüthszustande übertroffen werden, welcher sich allmählich aus der fortgesetzten Berührung mit einem wohlorganisirten Omnibuswesen zu entwickeln pflegt.

Im Verlaufe des Lebens ist es mir zu verschiedenen Zeiten gelungen, mich an das Geräusch einer Mühle, an das Toben eines Wasserfalles, selbst an das entsetzliche Solfeggiren von jungen Berliner Damen zu gewöhnen, aber ich habe es in einer fast zweimonatlichen Praxis bis jetzt noch nicht so weit gebracht, in dasselbe freundschaftliche Verhältniß zu dem mörderischen Treiben der Omnibus zu treten. Doch es kommt zunächst darauf an, unsere gegenseitige Situation möglichst deutlich auszumalen. Ehe ich meinen Feind genauer kennen lernte, hielt ich ihn schlechtweg für einen jener gemeinnützigen Wohlthäter des bürgerlichen

Verkehrs, wie die Darlehnskassen, die städtischen Kranken-Anstalten, den Polizei-Gewahrsam und die Restaurationen zu fünf Silbergroschen. Wenn ich aufgestanden war und mich an meinen Schreibtisch in die Nähe des Fensters gesetzt hatte, konnten mir sogar diese großen gelben Wagen, welche mit einer ganz außerordentlichen Regelmäßigkeit, in Intervallen von halben Stunden vorüberrollten, eine namenlose selbstsüchtige Freude verursachen und mich mit dem heitern Bewußtsein erfüllen, daß ich mit ihrer Hülfe in jedem Augenblicke in den Mittelpunkt der Stadt versetzt werden könnte; allein das Blatt sollte sich wenden. Schon nach etwa acht Tagen überfiel mich, namentlich in den Nachmittagsstunden, wo ich an diese Wohlthat sogar alle Viertelstunden erinnert wurde, und der von Berlin kommende und nach Berlin abfahrende Omnibus sich vor meinen Fenstern kreuzte, ein seltsames Gefühl, welches ein wenig an die von Patienten der Seekrankheit geschilderten Präliminarien dieses Marinegespenstes erinnerte. Wenn ich vorher die vierrädrigen Erscheinungen nur ganz im Allgemeinen beachtet hatte, so begann ich jetzt mit einer Art von krankhafter Aufmerksamkeit ihren Personal-Inhalt, die Gebehrden des Conducteurs und Kutschers, selbst das Aussehen der Pferde zu untersuchen, und sogar in der ruhigen Zwischenzeit mir Gedanken über das zu machen, was der nächste Omnibus bringen werde, und seine Ankunft mit seltsamer Bangigkeit zu erwarten. Wie der Anblick einer hochgehenden See oder mancher Trauerspiele in Versen, den Neuling ganz in Beschlag nimmt, ihn zuerst in Erstaunen und Bewunderung versetzt, dann mit einiger Furcht erfüllt, und zuletzt über den Blechnapf seiner Kajüte oder über Bord beugt, so fesselte mich, mit Ausschluß des letztgenannten Phänomens die Fluth der Omnibus. Ich war offenbar dämonisch gebannt

und stand unter dem Einflusse des Geistes dieser Fahrzeuge. Mein beklagenswerther Zustand verschlechterte sich in demselben Grade, als mit Hülfe des Omnibus zur Eßstunde oder Kaffeezeit Sängerinnen mit ihren Müttern und Adjutanten, Virtuosen und Componisten von Blechmusik, mein stilles Landgebiet überfallen hatten. Das Ohr schärfte sich auf eine krankhafte Weise, und wenn ich in einer geisterähnlichen Ahnung in weiter Ferne die Annäherung eines Omnibus spürte, legte ich oft Messer und Gabel nieder, stützte mein Haupt auf beide Arme und machte vollständige Pläne, mich wie Timon von Athen aus der Welt zurückzuziehen.

Die Omnibuskrankheit, wie ich sie zu nennen wage, entwickelte sich noch weiter. Nachmittags, wo das Uebel am stärksten auftrat, setzte ich mich vor die Thür, zählte die Passagiere, grüßte die Conducteure, wechselte freundliche Blicke mit den Kutschern und ertrug selbst die zum Unternehmen gehörigen regelmäßigen Staubwolken. Endlich machte ich es nicht besser, wie jene deutschen Balladenmädchen, denen ein Liebhaber ohne geeignete Motive und ohne Anzeige davongelaufen ist; ich ging allabendlich um eine bestimmte Zeit dem Omnibus entgegen und schaute mit irrem Blick durch die Fenster, ob er endlich wieder käme? Es verdient bemerkt zu werden, daß ich mit dieser Handlungsweise weiter keine bestimmten Vorstellungen verband und daß ich nur in einem Punkte von jenen Balladenmädchen abwich. Wenn sie nämlich, wenigstens nach der Angabe ihrer Dichter, ohne Maaßen erfreut wurden, und ihren in Unordnung gerathenen Verstand wieder erhielten, sobald sie den Gegenstand ihrer Sehnsucht zurückkehren sahen, gerieth ich in eine heimliche tückische Wuth, so oft sich mir irgend ein Ankömmling näherte. Dann konnte ich selbst zu Gast-Cigarren greifen und überhaupt die humanen Gesetze

der berlinisch = arabischen Gastfreundschaft auf eine unverzeihliche Weise übertreten. Alles das geschah in einem offenbaren Omnibusdelirium. War endlich spät Abends die Dunkelheit eingetreten, saß ich im Zimmer bei verschlossenen Fenstern und Läden, so tummelten sich wilde Omnibusgedanken in meinem Gehirn, ich lauschte mit Bangigkeit auf die Abfahrt und Ankunft des letzten Fahrzeuges, und erst gegen 11 Uhr Abends fand ich den Frieden des Gemüths wieder, die gereizten Nerven beruhigten sich, und ich träumte von einem Heer von jungen Leuten, die in endloser Reihe, mittelst einer sich in die Wolken verlierenden Trittleiter, auf ein seltsames Gebirge von Omnibusverdeck stiegen, wo schon ein Paar Millionen Passagiere in Linien neben- und hintereinander saßen und Cigarren rauchten.

Doch gab es auch in diesem Sturme wilder Phantasien Momente der Ruhe und Linderung. Gleichwie im Fieber Hitze und Kälte mit einer seltsam wohlthuenden Abgespanntheit wechseln, so trat in meinem Befinden stets durch das Vorüberfahren des braunen niedrigen Spandauer Omnibus eine entschiedene Besserung ein. Dieses geistreiche Unternehmen dämpfte, wie Kunzemann's electromagnetische Apparate alles Rheuma, so das hartnäckigste Omnibusleiden. Es erquickte mich mehr als der kostbarste Wundbalsam, eben weil es meinem eigenen Dasein, meinen Arbeiten, Interessen und Tagessorgen, meinen Freunden und Feinden, ganz fern stand. Wenn der Wagen mit seinen Kleppern in einförmigem Trott vorüberrollte, und ich diese Uniformen ohne Litzen von einfachen Linienregimentern, diese Tabackspfeifen mit bunten Troddeln, diese zerquetschten Sommermützen, rothen baumwollenen Regenschirme und Spazierstöcke mit Messingknöpfen, an meinem erhitzten Auge dahingleiten sah, erquickte mich der Gedanke, daß dieser eilende Pilger der Chaussee,

mir nie ein liebes Wesen für Tage und Stunden rauben, mir nie ein Scheusal für eben so lange Zeit bringen könne, ja es lag ein unsterblicher Trost in dem Gedanken, daß ich durch eisenfeste Grundsätze, Organismus und Lebensstellung, vollkommen davor sicher gestellt war, je mit Hülfe dieses Omnibus mein Vergnügen in Spandau zu suchen.

Nach und nach entdeckte ich auch ein homöopathisches Verfahren, den unheimlichen Einfluß der Berlin-Charlottenburger Omnibuslinie zu neutralisiren. Ich fand, daß die Fahrt selber mich von den beschriebenen schauderhaften Empfindungen vollständig befreite und daß die Prosa der unmittelbaren Berührung gleich zuverlässig alle Illusionen entfernte, wie die eigene Lectüre eines mit Energie ausgeschrieenen Buches, die Lobhudeleien feiler Federn. Saß ich im Omnibus, so empfand ich eben so wenig mein gewöhnliches Uebel, wie ein junger Soldat, der todesmuthig eine Schanze stürmt, das ihn kurz vorher überlaufende Kanonenfieber. Ja zuweilen rollte ich mit namenlosem Vergnügen nach der Stadt, wenn an mir in einem herausfahrenden Wagen Leute vorbeipassirten, die im Verdacht standen, es auf Besuch gemünzt zu haben. Die mit mir reisenden Passagiere dagegen erregten in mir Gefühle von Zuneigung, und oft habe ich die in's Wanken gerathene Menschenliebe wieder erstarken gespürt. In einer Stadt von zehntausend Einwohnern giebt es vielleicht kaum zweihundert Personen, die so situirt sind, oft nach Berlin zu fahren. In wenigen Wochen lernt man sie von Ansehen kennen, man erfährt ihren Stand und Namen, ohne sie gefragt zu haben, sucht ihre kleinen Angewohnheiten zu ergründen, studirt ihre Sonderbarkeiten und kann sie zuletzt kaum entbehren. So bildet sich in dem engen zehnsitzigen Kasten ein Stück wandelbaren Menschenlebens, ein Fragment bürgerlicher

Gesellschaft, in welchem es durch die ausnahmsweise Eindringenden auch nicht an revolutionairen Bewegungen fehlt. Ein Junge mit einer Peitsche und einem Butterbrode, ein Paar redselige Bekennerinnen der niederen Kochkunst, ein Mann, der die Kraft einer gewissen Quantität Alkohol unterschätzt hat, ein mit kühnem Anstande getragener „letzter Versuch," vermögen einer Omnibusassociation Stoff zu den lebhaftesten Unterhaltungen oder zu dem verständnißinnigsten Wechsel von klugen Blicken zu geben. Oft herrscht aber auch ein sehr tiefes wohlthuendes Schweigen, das mit dem Zwillingsbruder des Todes, dem süßen Schlummer, verwandt sein kann. Dann regt wieder das Wechseln eines Thalers, die offizielle Unterdrückung eines heimlich gerauchten Glimmstengels und der Protest gegen ein eingeschmuggeltes zu großes Kind das Omnibusgemeinwesen lebhaft auf. Ein Volksredner murrt Opposition, es bilden sich Parteien, in der Ecke neben dem vordern Guckfenster äußert sich die rothe Linke, neben der Thür nimmt ein conservativer Dicker für den Omnibusconducteur Partei, die Debatten werden lebhaft; da hält der Wagen, und das ganze Parlament wird aufgelöst, um fünf Minuten darauf durch neue Deputirte der Städte Berlin und Charlottenburg ersetzt zu werden.

Indem der Omnibus wieder als ein gewöhnliches irdisches Fabrikat zur Beförderung des Verkehrs erkannt wird, verliert er seine Schrecken für die erhitzte Einbildungskraft, er tritt dem Menschen wieder näher, und in beschaulichen Zwielichtstunden vermag sein fernes Rollen endlich gar die Seele, wie das Murmeln eines Bächleins voller Forellen, mit allerliebsten Hoffnungen und poetischen Träumereien zu erfüllen.

Aus der Krisis.

Der zweite Act der Stummen ging zu Ende, das Orchester tändelte wehmuthsvoll mit den Anklängen der reizenden Barcarole hinter dem in seinem papiernen Boote nach Neapel schiffenden Theodor Formes. Pietro und Fenella warfen ihm die vorgeschriebenen Kußhände nach, der Vorhang rollte schnell herab, der Kapellmeister legte das weiße Stäbchen auf das Pult und floh mit der Schnelligkeit eines Mannes, dessen eigenes Werk die eben dirigirte Oper nicht ist, die Kammermusiker erhoben sich und begannen den üblichen Tauschhandel mit Prisen, als mich eine ganz unglaubliche Sehnsucht nach einem Schoppen guten Rothweines überfiel. Dergleichen Anfälle sind im Leben eines Kritikers nicht selten, obgleich sie sich nicht wohl wissenschaftlich erklären lassen, und keine andere Annahme übrig bleibt, als ihre Entstehung auf der Seite des nach einer neueren psychologischen Theorie so überaus wichtigen und verhängnißvollen Nachtpoles der menschlichen Seele zu suchen. Nachdem ich eine Zeit lang beharrlich diesem unkünstlerischen Drange widerstanden hatte, fühlte ich endlich, daß ich meine Charakterstärke weit überschätzt hatte, und so beschloß ich, um mir den tiefen Kummer zu ersparen, mich doch zuletzt von der leidigen Begier besiegt zu sehen, freiwillig den sittlichen Kampf zu enden, und entfernte mich, ehe Neapel der Schauplatz so überaus betrübender bürgerlicher Zwistigkeiten wird. Ich konnte um so ruhiger das Haus verlassen, da ich nicht von einer kritischen Pflicht zu seinem Besuche angeregt worden war, sondern einfach von der traurigen Nothwendigkeit, einen der monatlichen zehn reservirten Plätze abzusitzen.

Der Abend war lieblich kühl, das städtische Gas brannte ungewöhnlich hell, und die Melodie des Schlummerliedes durch die Zähne brummend, schlenderte ich langsam zu einem der vielen nahegelegenen großen Restaurants. Es war noch zu frühe, als daß dergleichen Locale gefüllt sein konnten, allein die seltsame antheilsvolle Aufmerksamkeit, mit der mich der Portier durch sein erleuchtetes Guckfenster in Augenschein nahm, mußte mir auffallend erscheinen. Ich trat ein. Die drei nebeneinander liegenden Salons waren angenehm erwärmt, alle Tische mit dem feinsten Leinen gedeckt, von den geschmackvollen Kronleuchtern strahlten zahlreiche Gasflammen auf die kostbaren Spiegel und Krystallgläser herab, die gepolsterten und mit Sammt überzogenen Sessel und Sopha's luden freundlich zur Ruhe ein, aber es war außer mir Niemand vorhanden, ihrer zu pflegen; das gewöhnlich so besuchte Local schien wie ausgestorben.

Nach einigem Warten erschien ein schwarzbefrackter, weißbehalsbindeter Kellner, der in den hinteren Gemächern des Locals offenbar mit der Abwickelung wichtiger Privatangelegenheiten beschäftigt gewesen sein mußte, denn er war in Folge der Störung in einer sehr schlechten Laune und schob mir, wie alle deutschen Kellner zum Unterschiede von den französischen und englischen Garçons thun, zuerst die Weinkarte schweigend hin. Gleich enthaltsam in der Redekunst deutete ich mit dem Finger auf die Sorte und erhielt nach einer befremdend langen Pause das kleine grüne Gefäß meiner bisherigen Sehnsucht. Dann verschwand der Kellner wieder auf eine unbegreifliche Weise und überließ mich meinen Betrachtungen und die Räumlichkeiten meiner zuverlässigen Bewachung. Ungehindert wanderte ich eine Zeit lang auf und ab in den Gemächern, dann setzte ich mich in eine rothplüsch'ne Sophaecke,

ergriff die Kreuzzeitung und las sie von Anfang bis zu Ende mit philosophischer Genauigkeit durch. Es muß etwa gegen das Ende des französischen Artikels gewesen sein, als ein Mensch, der wie der Oberkellner aussah, eilig durch die Zimmerreihe schritt, mir eine kurze Verbeugung machte, einen Zahnstocher holte und dann wie von der Erde verschlungen, gleichfalls verschwand. Da es jetzt schon mehr als neun Uhr sein mußte, sah ich mich nach einer Klingel um, und brachte mit Hülfe eines neusilbernen Messerbänkchens, das ich an mein Weinglas schlug, ein hinlängliches Geräusch hervor, um den Kellner heraufzubeschwören.

„Was haben Sie frisch in der Küche?“

Er reichte mir als Antwort mit einer graciösen Handbewegung die in Maroquin gebundene Speisekarte.

„Lassen Sie die Karte und sagen Sie mir, was es giebt!“

„Alles — was Sie belieben!“ sagte der um die Ehre seines Hauses besorgte Beamte. Die Wahrheit der Küche war aus ihm nicht herauszubekommen, und ich mußte mich zu dem kühnen Hazardspiel entschließen, den Einsatz auf irgend einen jener tönenden französischen Titel zu wagen, unter denen sich das Riemenzeug unserer Schlächter und der Kirchhof des Fischmarkts zu verbergen pflegt. Wieder verging eine Viertelstunde, und Niemand, weder ein Gast, noch ein Kellner erschien.

Geduldig holte ich die Nationalzeitung und versuchte den Hunger durch die Lectüre der freimüthigen Gesinnungen dieses Blattes zu beschwichtigen. Noch hatte ich den deutschen Artikel nicht ganz überwunden, als der Kellner mir das bestellte Gericht brachte. Seiner Beschaffenheit nach zu urtheilen, mochte es aus der Speisekammer einer bescheideneren Gastwirthschaft stammen und dem Boten des Etablissements vielleicht nur durch freundliche Bereitwilligkeit eines benachbarten

Wirthes überlassen sein; in der Küche des Lokales konnte es nicht zubereitet worden sein, dazu fehlten ihm alle Eigenschaften jener blendend eleganten Gastrosophie, welche diesen Ort auszuzeichnen pflegten. Mich in philosophische Betrachtungen vertiefend, wie es komme, daß ein sonst so besuchter Restaurant — ich hatte seit beinahe zwei Monaten nicht hier gespeist — dergestalt verödet sei, verzehrte ich mein Mahl und sah nach der Uhr. Das Schauspiel mußte längst, die Oper seit einer Viertelstunde geschlossen sein, aber die gewöhnlichen redseligen und angeregten Besucher, die sonst bei Gläserklang noch bis gegen Mitternacht den gehabten Kunstgenuß durchzuhecheln pflegen, blieben gänzlich aus.

Die Situation, so lange gleichgültig und langweilig, erhielt jetzt eine unterhaltende, ja culturhistorisch höhere Bedeutung. Welche Vorgänge wirkten darauf hin, daß eines der besten berühmtesten Institute für Erheiterung des Geistes und Befriedigung des Magens plötzlich wie ein ungesunder Landstrich von aller Welt gemieden wurde? Welche tückischen Veränderungen in der Mode waren vorgekommen, welche Launen hatten die Löwen und Löwinnen von Berlin überfallen? Alles das konnte mir als Journalisten nicht gleichgültig sein, ich fühlte die Nothwendigkeit noch zu bleiben und ließ mir die Fortsetzung und den Schluß des in der ersten Nummer erschienenen Schoppens verabreichen. Sie wurden mir von dem Oberkellner gebracht, der seine Verwunderung über einen Herrn, der sich als Einsiedler in den Sälen eines Restaurants einnistete, nicht verbergen konnte. Um mir jedoch ein sanftes Zeichen zu geben, daß es die höchste Zeit sei, den Qualen des Etablissements ein Ende zu machen, stieg er seiner engen Staatshosen wegen mit großer Mühe und Behutsamkeit auf einen Stuhl und schrob sämmtliche Gasflammen so weit

herunter, daß ich mich in einer ungemein poetischen „Götterdämmerung" befand.

„Warum verdunkeln Sie die Zimmer?" fragte ich, ein wenig von dieser Ungastlichkeit beleidigt, den Dilettanten im Erleuchtungsfache.

„Die Cylinder und Gaskugeln würden platzen," erwiderte er mit Gewandtheit, „wir merken auf der Stelle an dem Wachsen der Flammen, wenn der Gashahn in den beiden Theatern zugeschraubt worden ist."

Gern hätte ich den Wunsch geäußert, daß diese Thatsache sich lieber durch das Wachsen des Besuchs und Verkehrs bemerkbar machen möchte, allein in der Besorgniß, etwas Mißfälliges zu sagen, beherrschte ich meine Zunge, und bat nur, wie der sterbende Goethe, um „mehr Licht," wenigstens um so viel, damit ich lesen könne. Zwei Gasflammen, zu deren Planetensystem von Möbeln das Sopha, auf dem ich saß, gehörte, wurden in die Höhe geschroben, und ich wagte es jetzt, um die Volkszeitung zu bitten.

„Wir halten sie nicht, mein Herr!"

„So reichen Sie mir die Zeit und den Kladderadatsch," rief ich, entschlossen meinen Platz zu behaupten. Der Oberkellner gab sie mir, erhielt gleich das Honorar für seine Bemühungen und die gelieferten Objecte der Naturalverpflegung, und zog sich beobachtend in einige Entfernung zurück. Seine Ansichten von Menschen und Dingen schienen in den letzten Wochen so verändert und schwarzgefärbt worden zu sein, daß er an Diebstahl, Raub, Kellnermord, vielleicht an ein Unterminiren und absichtliches in die Luft Sprengen des Lokals glauben mochte. Gleichviel ob er an die Berufung von Verstärkungen dachte, um mich aus seinem Delhi zu drängen; bei reiflicher Ueberlegung kam es mir selber seltsam und fast unerlaubt vor, Abends in eine Restauration zu treten, etwas zu verzehren, ein

paar Stunden zu verweilen und einigen dienenden, aber vielleicht zu ganz anderen Zwecken anwesenden Herren durch meine Gegenwart Unannehmlichkeiten zu verursachen. Ja, ich ging in meinen humanen Speculationen so weit, die kühne Hypothese aufzustellen, ich sei, wie einst der zerstreute Oliver Goldsmith, in ein Privathaus gerathen, in dem man eine große Gesellschaft zu geben beabsichtige, und diese könne in jedem Moment eintreten und an den für sie gedeckten Tischen Platz nehmen.

„Louis — Louis! seien Sie doch so gut, meinen Hut und Paletot mitzubringen!“ Dieser nicht sonderlich zum Bleiben einladende Ruf des Oberkellners auf den Gang hinaus, beruhigte mich indessen und verstärkte gewissermaßen meine moralische Widerstandskraft. Dagegen fehlte es auch nicht an beunruhigenden Erscheinungen, welche einen ängstlicheren Mann wohl hätten in Schrecken versetzen können. Im dritten Salon erschienen zwei weiße tellerförmige Mützen und Schürzen, und guckten boshaft verstohlen um die Thürpfosten nach mir, dem frechen Eindringling in die fromme Muße beschaulicher Fakirs der Küche und des Kellers. Waren diese die erwarteten Verstärkungen, sollte es dem Nena Sahib jetzt an den Leib gehen?

Die gehaltvollen Gedanken der „Zeit“ und der Inhalt des dritten Schoppens gaben mir meine Fassung wieder. Ich hörte mit Gemüthsruhe den Wächter pfeifen, ja ich glaubte in einem entfernten Kabinet am Gange das Klingen von Gläsern zu hören und empfand eine wahre Genugthuung, nicht die „einzig lebende Brust“ des Abends gewesen zu sein. Das vernommene Geräusch erwies sich jedoch bei seiner Wiederholung nur als das Klirren von Glasscheiben, welche im nahen Hofe unter den Anstrengungen eines Katers, den Ge-

genstand seiner Wahl näher kennen zu lernen und reiflicher zu prüfen, zerbrochen sein konnten.

Mir leuchtete nun ein, daß die geselligen Unterhaltungen des Festabends erschöpft seien, und ich beschloß, mich als der Gegenstand der lebhaften Sorge mehrerer, den lieben Ihrigen und der nächtlichen Ruhe durch meine Schuld entfremdeten Mitbrüder endlich zu entfernen. Das übliche Trinkgeld ward bezahlt, die nächtliche Promenadecigarre angezündet, und ich hatte noch den Drücker der letzten Thür in der Hand, als hinter mir schon tiefe finstre Nacht in den Salons hereinbrach. Auf dem Hausflur stand aber der Portier mit einer Stalllaterne in der Hand. In einen, weder ganz neuen, noch ganz saubern Pelz gehüllt, ging er vor mir her und schloß die Thür auf. Es war mir nicht möglich, länger meine langverkniffene sociale Verwunderung zu unterdrücken. Nachdem ich ihm den üblichen Ehrensold für den geleisteten Dienst verabreicht, fragte ich, schon in Sicherheit stehend: „Wie kommt es, daß es bei Euch so leer ist?“ Der Mann erhob die Laterne, beleuchtete mich von Kopf bis zu Fuß, machte dann langsam die Hausthür zu und sagte mit bedächtiger Stimme: „Na, bei die Pleiten!“ Die Thür fiel zu. „Gute Nacht!“ — „Gute Nacht!“

Zur Zimmergymnastik.

Kein größerer Gegensatz kann bestehen, als zwischen der Lebensweise der gebildeten Leute im Alterthum und in der Gegenwart. Die talentvollen Schriftsteller, mit deren Latein und Griechisch unsere Jugend schon ge-

nudelt wird, ehe wir noch die geringste Sicherheit im Gebrauch unserer Muttersprache erworben haben, erzählen uns, daß die Philosophie im Spazierengehen gelehrt, die Redekunst auf den öffentlichen Märkten unter freiem Himmel geübt, die Meisterwerke der Poesie in Villen oder Gärten diktirt und vor großen Versammlungen im Freien vorgetragen, kritische und literarische Gespräche auf der Straße gehalten und die Werke der plastischen Kunst in offenen Räumen geschaffen wurden. Wenn wir erwägen, daß mit dieser Art der Beschäftigung nothwendiger Weise eine sehr lebhafte körperliche Bewegung verbunden sein mußte, so werden wir uns nicht wundern, daß in den Thaten und Schriften jenes glücklichen Zeitalters ein frischerer Geist weht, als im Leben und in der Literatur der entarteten Zeitgenossen.

Das Leben der heutigen gebildeten Menschen wickelt sich selbst unter besseren Klimaten, als das unsrige ist, durchaus im geschlossenen Raume ab. Die Philosophie — ich glaube, man merkt es ihr an — wird in muffigen kleinen Stuben am geheizten Ofen herausgeklügelt, die Fertigkeit zu Stammeln äußert sich in nur gegen schwer zu erlangende Eintrittskarten zugänglichen Parlamenten und Gerichtssälen, die Poesie wird bei Varinas und Ermeler in dritten und vierten Stockwerken verfertigt, und in kleinen Schauspielhäusern oder engen Salons vorgetragen, bei Bier, Wein und Gasflammen wird über Kritik und Literatur verhandelt, Malerei und Plastik sind in enge Ateliers eingesperrt und selbst die Soldaten der Gegenwart bringen die Hälfte ihres Lebens in Studierzimmern über staubigen Büchern, Zeichnungen und Landkarten zu. Moderne Bildung und Stockungen im Pfortadersystem sind zwei nicht mehr zu trennende Begriffe.

Die olympischen Wettkämpfe waren einst der er-

habene Ausdruck eines mit dem mächtigen Geiste der Natur verbundenen Volkes. Sie regten alle Völkerstämme Griechenlands unablässig zur Ausbildung der körperlichen Kraft und Geschicklichkeit an, und wirkten nachhaltig auf die frische Unmittelbarkeit der Gedankenentwicklung. So hoch wir auch die aus dergleichen athletischen und gymnastischen Concurrenzen gewonnenen Vortheile für die menschliche Natur anschlagen mögen, so sehr wir bedauern, daß von ihnen gegenwärtig nichts übrig geblieben ist, als das jährliche Wettrennen der Bauerwagen bei Tempelhof, eine klägliche Nachahmung der berühmten Wettfahrten von Olympia, an denen sich die ersten Jünglinge von Hellas betheiligten; die Wiederherstellung der olympischen Spiele dürfte nach unserem Dafürhalten an der Construction der modernen Staaten scheitern, so nothwendig sie auch für das Gedeihen ihrer gebildeten Bürger sein möchte. Es verhält sich leider umgekehrt bei uns, wie im Alterthum. Der niedere Mann wurde damals an seiner gebeugten, von der Arbeit verdorbenen Haltung, der edle Mann an dem Ebenmaaß seiner Glieder und dem Gleichgewichte der Kräfte erkannt. Ein Sonntagsspaziergang auf einer belebten Promenade kann Jeden belehren, wie weit diese Verhältnisse sich umgewandelt haben. Die glücklichen Zeiten sind vorüber, wo das Ideal der Ethik „der schöne und gute Mann" war und eine edle Seele nicht ohne einen edlen Körper sein durfte. Wäre es möglich, daß nach vorangegangenen Uebungen die jüngeren Räthe der Ministerien und Regierungen, Assessoren, Doktoren, Professoren, Oberlehrer, Künstler und Schriftsteller sich alljährlich an einem schön gelegenen Orte in Deutschland versammelten, wie die Hellenen in dem heiligen Bezirk des Zeus, in der Niederung des Alpheios und mit einander im Laufen, Ringen, Springen, Diskus- und Speerwerfen und im

Faustkampf wetteiferten? Nein, es ist nicht möglich, nicht allein der körperlichen Beschaffenheit, sondern weit mehr der bestehenden Vereinsgesetze, verschiedenen Strafgesetzblicher über körperliche Verletzungen und Paßvorschriften wegen; deutsche Nationalspiele könnten als ein strafbarer Versuch zur Bestrebung deutscher Einigkeit nicht geduldet werden. Der „schöne und gute Mann" des neunzehnten Jahrhunderts wäre ein geweihter Candidat für das Heiligthum zu Bruchsal, keiner unser 36 vaterländischen Staaten würde einem Sieger im Kampfe, gleich den Athenern, lebenslänglichen Freitisch im Prytaneion geben, kein Gewinner dürfte zum Lohn, wie in Sparta, unmittelbar neben den Königen fechten, und kein Pindar würde in einem Hymnus sagen: „Sobald der schönen Selene geliebtes Abendlicht leuchtet, erschallt bei fröhlichem Gelächter die ganze Flur von Siegesgesängen"; höchstens brächte die A. A. Ztg. oder die Oester. Z. einen gediegenen polemischen Artikel. Beruhigen wir uns, kein Knabe von Berlin wird, wie der kleine Philetos von Sybaris, nach Pausanias Erzählung, im Kinderfaustkampf siegen, für keinen mannhaften Referendarius wird mit goldenem Messer ein Zweig vom heiligen Oelbaum als Lohn der Besiegung eines Armenarztes im Wettlaufe geschnitten werden; jene poetischen Zeiten sind für immer dahin!

Sie sind dahin, es ist wahr, aber das Bedürfniß ist geblieben, und der Scharfsinn der Zeitgenossen hat sich bemüht, ein Surrogat zu finden. Im Einklange mit dem Sinne zweier Epochen, die einander wie die Begriffe publicum und privatum gegenüberstehen, ist aus den olympischen Spielen die heutige Zimmergymnastik geworden. Der „schöne und gute Mann" des herrlichen Platon muß für die körperliche Ausbildung zwischen seinen vier Pfählen sorgen.

Es sind jetzt beinahe zehn Jahre verflossen, daß

mir derartige Gedanken, wie die eben hingeworfenen, durch den Kopf schossen. Ein alter Rath von der königl. Seehandlung, dessen schauerlicher Moselwein noch heute in der Erinnerung seiner längst geflohenen Gäste lebt, veranlaßte mich dazu. Ich sah ihn, bei Gelegenheit eines warmen Regenwetters im Mai, in seiner Gartenwohnung bei offenem Fenster auf einem Stuhle und einem Beine stehen, sich mit der Linken an einem Bücherregal halten und das freie Bein lebhaft und kühn wie einen Pendel hin und her schwenken. Er war der erste Mensch, den ich in seinem Studierzimmer mit athletischen Uebungen beschäftigt sah. Ich blieb stehen und folgte aufmerksam seinen geistreich erfundenen Bewegungen. Alle Zimmergymnasten sind gastfreier Natur; der alte Rath winkte mir zu, und lud mich ein, an seinen lieblichen Erfrischungen nachahmend Theil zu nehmen. Vielleicht wäre ich seiner Einladung gehorsam gewesen, wenn ich nicht davor gezittert hätte, möglicher Weise nach Beendigung seiner olympischen Spiele mit Moselwein geletzt zu werden; ich floh mithin, so schnell mich meine Füße tragen wollten, prägte mir aber das Bild in mein Gedächtniß, und ahmte sein Beispiel in der Abgeschiedenheit meines Schreibzimmers vorsichtig bei verschlossenen Thüren nach.

Jahre gingen darüber hin, die schwedische Heilgymnastik wurde nach Berlin verpflanzt und in alle orthopädischen Institute eingeführt, das gemeinschaftliche Turnen der Erwachsenen gewann immer mehr Anhänger und endlich wurde höchst scharfsinniger Weise das trefflichste Surrogat für Bewegung und Arbeit im Freien: „Die Zimmergymnastik“ erfunden. Jede ordentliche Sortimentsbuchhandlung wird eine systematische Anweisung zu diesen olympischen Privatspielen liefern können. Wie die Tafelbouillon, das compri-

mirte Gemüse oder die Feldkost, der Kaffeeextract und dgl. m. ist die Zimmergymnastik die concentrirte, comprimirte Bewegung, die Jeder, fern von Bergen und Thälern, ohne Pferd, Alpstock und Gletschereisen, in Zeit von einer halben Stunde bis zur äußersten Ermüdung genießen kann. Der weise Zimmergymnastiker blickt mit scherzhafter Ironie hinter dem stolzen Dragonerlieutenant drein, der auf schäumendem Engländer vorübersprengt, er lacht über den fetten Rentier, der an seinem Rohrstock keuchend in dem Thiergarten stampft, um den Schlagfluß einzuschüchtern; er klopft leicht mit dem Stöckchen an seine Beine, weil er weiß, daß sie ihm alle Reit- und Laufübungen im Zimmer ersetzen können. Auch beneidet er nicht den kräftigen Holzhauer, den muskulösen Schmied und die versammelten Gentlemen an der Ramme um ihre gesunde Leibesbewegung; wenn er den Rock auszieht, die Fenster öffnet, die Hände in die Seiten stemmt, die Füße enge und fest zusammenstellt und nun das Recept durchexercirt, ersetzt sein Zimmer die Reitbahn, den Thiergarten, den Absturz des Kreuzberges, die geschwungene Axt und die Vergnügungen an der Ramme; selbst die, empfindlichen Nasen so unangenehmen Uebungen an der Tretmühle, vermag er durch analoge klug ersonnene Bewegungen mit Erfolg zu ersetzen.

Mit einer halben Stunde Zimmergymnastik und zwei Strahl'schen Hauspillen Nr. 2. vor Schlafengehen, verbannt der Anhänger dieser Schule alle „blauen Teufel" der Welt, und erlangt eine stolze körperliche Haltung nebst einem Gesundheitsgefühl, um das ihn Milo von Krotona in seinen besten Jahren beneidet haben würde.

Die Zimmergymnastik macht in Berlin verdientermaßen unter allen sitzenden, grübelnden, hartleibigen und verstockten Mannschaften die glänzendsten Fort-

schritte. Voraussichtlich werden sich schon auf den diesjährigen Subscriptionsbällen ihre segensreichen Folgen an auftretenden Schaaren älterer Tänzer deutlich gewahren lassen. Ihre Vorschriften auf dem Felde der Athletik können von Jedermann, auch dem Schwächsten, ohne fremde Unterstützung befolgt werden. Das Axthauen, Trotlaufen, Rumpfwenden, Beinwerfen, Sohlenklopfen und wie die Arkana alle heißen mögen, sind auch für die ungeschicktesten und hülflosesten Personen ausführbar, und erhalten dem Gesunden die Kräfte, die er vielleicht täglich, durch eine seiner Constitution nachtheilige, aber gezwungene sitzende Lebensweise gefährdet. Sie ersetzen die oft mit ungemeinem Zeitverlust verknüpfte Bewegung im Freien, regen die Entwicklung der Gedanken des müden Arbeiters am Pulte wieder an, beruhigen die gereizten Nerven vor Schlafengehen, und verschaffen künstlich dem Körper eine für anhaltenden Schlummer höchst gedeihliche Ermüdung. Wer gewohnt war, zur Zerstreuung der Gedanken seines Geschäftes, eine Stunde im Bette zu lesen, wird wohlthun eine Reihe gymnastischer Zimmerübungen die Stelle der Lektüre einnehmen zu lassen. Aus den betreffenden Handbüchern dieser modernen Heilkunde wird Jeder mit Leichtigkeit, die Bewegungen auswählen können, welche seinen körperlichen Beschwerden und Schwächen entsprechen, oder aber nach eigenem Ermessen das ganze Recept durcharbeiten.

Indem wir den denkenden Zeitgenossen diese unsere eigenen Erfahrungen zur Prüfung vorlegen, glauben wir, die sonstige Anwandlung, welche ein kleiner Kreis von eifrigen Anhängern der Zimmergymnastik zur Befestigung in der wichtigen Lehre zu machen liebt, nicht verschweigen zu können. Sie ist für uns ein Ersatz in den bisher üblichen Complimenten, Freuden- und Hochachtungsbezeugungen der Welt. Wenn wir uns gegen-

seitig besuchen, und in das Zimmer treten, begrüßen wir einander durch ein halbes Dutzend dieser Verbeugungen des Rückgrathes nach hinten, wollen wir außergewöhnliche Grade von Ehrfurcht und Bewunderung ausdrücken, so geben wir eine gleiche Anzahl kräftiger, allegorischer Stöße mit den Füßen in die Luft von uns, gilt es den seltenen Ausdruck der Verehrung ungemeiner Geisteswerke oder einer edlen Denkungsart, so kehren wir dem Gegenstande derselben den Rücken zu, klappen die Schöße des Rockes auseinander und machen ihm zehn bis zwölf tiefe Verbeugungen; doch wozu der Phantasie einer hochgebildeten, männlichen Bevölkerung vorgreifen. Verhehlen wir uns nicht: auf der fortgesetzten Pflege und ferneren Ausbreitung der Zimmergymnastik beruht die Verbesserung des denkenden und schreibenden Geschlechtes, mithin die Entwicklung der Geschichte des geliebten engeren Vaterlandes und gesammten Deutschlands.

Die Droschke.

In den Reisehandbüchern und Wegweisern durch die großen Städte wird außer der Angabe der Hauptstationen und Preise, dem Einheimischen und Fremden fast nichts geboten, und doch ist für Beide die Kenntniß der Eigenthümlichkeiten des öffentlichen Fuhrwesens ein nothwendiges Bedürfniß, Unkenntniß und Unerfahrenheit darin aber die Quelle von zahllosen Unannehmlichkeiten und Verlusten. Wir wollen daher versuchen, eine Charakteristik des Berliner Droschkenwesens aufzuzeichnen, bemerken jedoch vorsichtig, daß ungeachtet unserer vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen noch

manche Lücke und düstere Stelle auf einem Gebiete bleiben wird, das eigentlich verdiente, von einer wissenschaftlichen Gesellschaft erforscht zu werden.

Die Droschke ist ein unentbehrliches Verkehrsmittel im Leben einer großen Stadt. Der Fremde, von der schnaufenden Lokomotive sammt seinem Gepäck auf das Festland des Perron's geworfen, und nach Vorzeigung seines Passes von dem Vormunde der bürgerlichen und politischen Sicherheit unverdächtig befunden, ist sofort auf die Droschke des Bahnhofes angewiesen. Eine Viertelmeile von dem Mittelpunkte der Stadt, den Hotels mit ihren gemüthlichen warmen Zimmern, und sauberen gedeckten Tischen, muß mit einem Ballen Effekten durchmessen werden, und es ist zu diesem Zwecke nur ein Mittel vorhanden: die unheimliche Flotille von Einspännern, die in Schlachtordnung auf dem Bahnhofe aufgefahren ist. Der einzelne Reisende wird nicht gut daran thun, allein mit dem Führer einer Droschke in Unterhandlung zu treten; wenn er mit Gewißheit befördert sein will, so rathen wir ihm, sich schon unterweges einen Wagenassocié zu verschaffen und gemeinschaftlich mit diesem sich der Droschke zu nähern. Ihr Kutscher leidet stets auf den Bahnhöfen an der Scheu vor dem Einzelnen (Monophobie), ein chronisches Uebel, vor welchem ihn die strengste polizeiliche Ueberwachung nicht zu bewahren vermag, das ihn meistens erst verläßt, wenn die Fahrgäste seltener zu werden pflegen. Eine gleiche Scheu trägt er vor der Einhaltung des Tarif's, und der Fremde wird sich gefallen lassen müssen, seinen Einzug in Berlin etwas theurer zu bezahlen, als Gesetz und Gebrauch bestimmen. Diese Erfahrung kann man in allen Städten machen, welche sich bis zur Droschkenzucht emporgeschwungen haben.

Vor allen Dingen hüte sich der Ankömmling, den

gedruckten Verlockungen an der Rückseite des Wagens zu folgen und nach der Zeit zu fahren. Es klingt verführerisch, für fünf Silbergroschen zwanzig Minuten lang, für sieben und einen halben Silbergroschen bis fünf und dreißig Minuten fahren zu können; aber Niemand hat besser als ein Droschenkutscher das englische Sprichwort „Zeit ist Geld" begriffen. Für die Zeitfahrt engagirt, läßt er plötzlich sein Roß in jenen räthselhaften Trab verfallen, dessen schauerliche Geheimnisse noch kein gründlicher Pferdekenner aufgeklärt hat. Weder Baucher, noch Franconi wissen, welcher Künste es bedarf, um dem edlen, so vieler Kunststücke fähigen Rosse, den Paradetrab oder Scheintrab „auf Zeit" beizubringen. Pferdepsychologen ersten Ranges verstehen, unbändige junge Thiere nach einer Viertelstunde lammfromm zu machen und so weit zu bringen, daß man ihnen ein Brett auf den am Boden ausgestreckten Leib legen, und mit einem Schubkarren darüber fahren kann; den Droschkentrab auf Zeit weiß keiner den Pferden anzugewöhnen. Er ist das unverbrüchliche Geheimniß der Gilde und wird, wie die Zeichen des Einverständnisses der höchsten Grade bei den Freimaurern, von alten Kutschern nur mündlich den Neophyten mitgetheilt. Zugleich giebt es keinen gesetzlichen Einspruch wider diesen Trab, denn er ist der polizeilichen Fahrvorschrift nach wirklicher Trab, ohne den ihm Verfallenen anders als im Schritt von der Stelle zu bringen. Vom niederschlesischen Bahnhof bis zu Meinhardt oder Heudtlaß vergehen Viertelstunden auf Viertelstunden, man raucht zwischen zwei Gaslaternen eine Cigarre, Packwagen überholen die Droschke, Viehtransporte lassen sie hinter sich, und erst lange nach seinen klügeren Reisegefährten kommt der altkluge „Tourist auf Zeit" zu dem herrlichen Gastfreunde.

Der Droschkenführer auf dem Bahnhofe ist über-

haupt ein anderer, als im inneren städtischen Verkehr. Dort streng, ablehnend, meistens „immer bestellt," einsilbig und selbst stumm, wird er auf den städtischen Stationen umgänglicher und weniger misanthropisch. Doch sind hier wieder feine Nuancen zu beachten. Mittags und Abends ist er ein Anderer, als Morgens und Nachmittags, Sonntags und an Wochentagen aber ein durchaus verschiedenartiger Mensch. Seine rosigsten Stunden sind in allen Jahreszeiten die Morgenstunden von acht bis elf Uhr. Dann ist das Pferd noch leidlich frisch, der Alkohol übt noch seine Kraft im Crescendo aus, die Touren pflegen selten aus den Mauern der Stadt zu führen und gewöhnlich kürzer zu sein, da es den meisten Geschäftsleuten weniger auf eine Ersparniß an Weg, als an Zeit ankommt; mithin ist er in guter Laune und bereitwillig. In den Mittagstunden stößt der einer Droschke Bedürftige auf den meisten und lebhaftesten Widerstand. Der Kutscher entzieht sich der ihm zugemutheten Fahrt gern unter dem Vorwande, er müsse umspannen. So berücksichtigenswerth diese Angabe, hinter der sich stets der verzeihliche Wunsch, zu Mittag zu speisen, verbirgt, sein mag, so wird sie nach zwei Uhr stets verdächtig, da viele Kutscher sich gern der zu den Thoren hinauswallenden Fahrgäste auf diese Weise zu erwehren suchen. Einmal eine Viertelmeile von der Stadt, finden sie so frühe am Tage selten eine neue Rückfracht und haben deshalb „noch nicht umgespannt."

Aehnliche Schwierigkeiten des Personaltransports hat man Abends nach zehn Uhr zu bekämpfen. Das Gemüth der Droschkenkutscher ist jetzt verdrossen, die Nachwehen eines reichlichen Kümmelgenusses haben sich eingestellt, und sie sind mithin bestrebt, sich ihren Ställen und Schlafstätten zu nähern. Wenn man also ein Exemplar im langsamen Trott vorüberkommen sieht,

und mit einiger Wahrscheinlichkeit aufgenommen zu werden hofft, ist es das Gerathenste, mit lauter Stimme gleich die Straße und Nummer der Wohnung auszurufen. Liegt sie in der Nähe seiner Behausung, so wird der Kutscher den Verlassenen gern als letzte Fuhre mitnehmen und ihn sogar als einen wohlthätigen Schutz gegen fernere und dreistere Zumuthungen betrachten. Sagt ihm die Richtung nicht zu, so antwortet er grundsätzlich nie, und fährt, um seine Nummer nicht erkennen zu lassen, meistens in schnellem Tempo davon. Fast unmöglich ist es, spät Abends zur Stadt hinauszukommen oder nach gewissen langen und spärlich von Quergassen durchschnittenen Straßen zu fahren. Vor dergleichen Anforderungen flieht der Kutscher stets, wird er aber überrumpelt, so läßt er wohl vor Schrecken Peitsche und Zügel fallen, oder wird momentan sprachlos.

Am Sonntag Nachmittag ist er unglaublich schwierig zu behandeln. Die Freigebigkeit der ihn überwiegend in Anspruch nehmenden Köchinnen macht ihn anspruchsvoll und nach Einbruch der Dunkelheit pflegt er einer der peinlichsten Staatsbürger zu werden. Zum Glück hat das Trinkgeld auf ihn einen entscheidenden wohlthätigen Einfluß. Je weniger ihn die deutsche geizige Sitte verwöhnt hat, desto dankbarer ist er bei seinem zureichenden Lohne für die geringfügigste Gabe. Durch manche Leiden und gewissenhafte Eintheilung der Zeit gezwungen, von Droschken häufigen Gebrauch zu machen, haben wir die Kutscher durch die regelmäßige Verabreichung eines kleinen Trinkgeldes, in der Höhe des gebräuchlich in Paris gewährten, so gefügig gemacht, daß wir in Betracht so mancher etwas verlängerten Fahrt, diese Mehrausgabe sogar als eine Ersparniß betrachten können. Verspricht man den kärglich besoldeten und gewöhnlich noch verheiratheten Leuten gleich beim Einsteigen ein solches

Trinkgeld, so kann man gewiß sein, auf das pünktlichste bedient zu werden.

Ueber die Aushändigung der Marken ist von den Droschkenbesitzern viele Klage geführt worden. Sie behaupteten fortwährend betrogen zu werden und die schmerzlichste Einbuße zu erleiden. Die grenzenloseste Uebertreibung liegt auf der Hand. In einer Reihe von Jahren, bei einer täglichen Benutzung der Droschken, haben wir nie den Versuch eines Kutschers erlebt, die Marke zu verweigern, oder bei mehreren Personen Marken unter dem Fahrpreise abzugeben, vielmehr ist es uns wiederholt begegnet, daß bei Regenwetter die Kutscher aus Versehen doppelte Marken verabreicht haben, die ihnen so mancher Fahrgast aus Unachtsamkeit nicht zurückgeben mag. Bestreiten wollen wir jedoch nicht, daß auf den Bahnhöfen, diesen Tummelplätzen für alle schlechten Leidenschaften dieser verdienten Beamten der Oeffentlichkeit, manche Betrügereien mit Marken vorkommen mögen. Sonst ist der Berliner Droschkenkutscher durchweg ehrlich, gegen Frauen und Kinder hülfreich und freundlich; Scheußlichkeiten, wie sie in dem Fuhrwesen von St. Petersburg und Warschau nicht zu den Seltenheiten gehören, sind in Berlin vollkommen unbekannt. Für Höflichkeit ist er so empfänglich, wie für ein Trinkgeld. Ruft man ihn nicht „Droschke", sondern „Kutscher", läßt man sich mit ihm in ein kleines vertrauliches Gespräch ein, so wird man keinen artigeren Mann finden, und manches Lehrreiche und Unterhaltende aus den Anschauungen des armen Volkes von ihm lernen können.

Seinem Aussehen nach ist er im Sommer ein angenehmer, etwas militairisch zugestutzter Cavalier, im Winter gleicht er jedoch, wenn er alle seine Kleidungsstücke auf dem Leibe trägt und in dicken Filzschuhen steckt, mehr einem Fasse, als einem Menschen. In

dieser Jahreszeit pflegt er dem Branntwein am zugänglichsten zu sein, die Nase nimmt ein spirituöses Incarnat, das Auge einen starken Glasschimmer an, und er leidet am Winterschlaf. Gewiß würde sein träumerischer Zustand, in dem er oft die ihm genannte Straße ganz vergißt und in verkehrten Richtungen fährt, häufige Unglücksfälle verursachen, wenn sein Pferd nicht mit so ausgezeichneten geistigen Fähigkeiten begabt wäre.

Mit Unrecht haben die Carricaturzeichner das Droschkenpferd mit den beleidigendsten Chargen verfolgt. Zwar ist es nicht schön und nicht schnell, allein in seinem Beruf verdienen die Gaben des Gemüthes am höchsten geschätzt zu werden. Mit Ausdauer und Gelassenheit erträgt es Hitze und Kälte, durch eine schmale, harte Lederdecke nothdürftig gegen die Nässe geschützt, steht es ruhig auf dem Halteplatz und schwenkt fast lustig den ledernen Kober voll vielem Häcksel und wenigem Hafer, der ihm in den Mußestunden um den Kopf gebunden wird. An ein geselliges Leben in Heerden gewöhnt, schließt es aus eigenem Antriebe die Lücke, welche durch die Abfahrt eines Wagens auf dem Halteplatz entstanden ist. Ehrgeiz ist seinem beschaulichen Charakter durchaus fremd, und Wettfahrten lassen sein Herz vollkommen kalt; ungekränkt sieht es hundert schnellere Gespanne an seinen beiden Flanken vorbeieilen, ohne in den Zügel zu knirschen und ihnen nachzujagen. An den gemäßigten Fortschritt gewöhnt, läßt es sich selbst durch Ereignisse, welche die Gemüther jüngerer Pferde erschüttern, nicht aus dem stillen Gleichmuth aufschrecken. Der Ton der Trommeln oder der Militairmusik, und die nächtliche Tracht der Leichenzüge, diese bekannten Gegenstände des Schreckens für unphilosophische Vierfüßler, haben für das Droschkenpferd jeden Reiz und alle Furchtbarkeit verloren. Die Milch-

hunde bellen unbeachtet vor seinen Hufen, die grunzende Schweineheerde zieht an ihm vorüber, ohne ihm Unruhe zu verursachen und selbst die Peitsche seines Führers gilt ihm mehr für ein Object der Verachtung, als der Furcht. Aus Leibeskräften durchgehauen, fegt es mittelst einiger Schläge seines struppigen Schweifes, die einen ganzen Verein gegen Thierquälerei in Harnisch bringende Tracht, nachlässig von den Schenkeln, ohne seinen Gang zu beschleunigen. Wird es endlich von allen Kräften verlassen, so stürzt es, wie das südamerikanische Lama, ohne einen Laut zu Boden, und bleibt bis zu seinem letzten Athemzuge, umgeben von der theilnehmenden Jugend, in der Straßenrinne liegen, um nach dem Einbruch der Dämmerung an eine der fünf Pferdeschlächtereien Berlins verschickt zu werden.

Die zu bewegende Maschine, die eigentliche Droschke, ist fähig vier Personen und mehrere Koffer neben dem Kutscher aufzunehmen. Theilweise von neuer geschmackvoller Bauart und mit bequemen Polstern versehen, ist sie der Mehrzahl ihrer Exemplare nach von klappriger Constitution, und kann eine angeborene Vorliebe für zerbrochene Fenster nicht unterdrücken. Ihre Leibesschwäche zeigt sich am häufigsten in schlecht schließenden Thüren, welche für Personen von sitzender Lebensweise das Gute haben, sie durch fortwährendes Zuschlagen mittelst heilgymnastischer Muskelübungen der Brust und Arme tüchtig in Anspruch zu nehmen. Derselbe wohlthätige Zweck wird für den Unterleib durch die energischen Stöße erreicht, welche die Mehrzahl der Droschken dem Fahrgaste zu versetzen pflegt, woher es auch kommen mag, daß Droschkenkutscher niemals an Hypochondrie leiden.

Zu den besonderen Kennzeichen der Droschkenkutscher gehört ihr eingewurzelter Haß gegen alle Omnibus, in denen sie logischer Weise eine Beeinträchtigung ihres Gewerbes sehen. Von den freien Künsten schenken sie

nur der schönen Literatur lebhafteren Antheil. In allen Romanen, welche das größere Lesepublikum beschäftigen, sind sie wohl belesen, und von „Onkel Toms Hütte", dem „Grafen Monte Christo" und „Soll und Haben" hat manches Exemplar auf den Kutscherböcken der Droschke unter der Decke neben der halbaufgerauchten Pfälzer Cigarre gesteckt. Unter einander führen sie ein verträgliches Leben, stehen sich in Gefahren und in der Vertilgung des geistigen Inhalts ihrer Flaschen treulich bei, und haben in den letzten Monaten sogar ihren früheren Widerwillen und Hohn gegen die Kutscher der sogenannten „Perpendikel-Droschken", d. h. der mit einem wegmessenden Uhrwerk versehenen Wagen, abgelegt, da sie bemerken, daß auch das Publikum gegen die Theorie dieser Fuhrwerke das Mißtrauen nicht aufgiebt.

Die Saison des Journalisten.

Zwei Thaler sind keine beträchtliche Summe und gar Mancher giebt sie mehrmals in der Woche für moussirenden Aepfelnectar aus, ohne sich weiter Gewissensbissen zu überlassen, aber zwei Thaler werden wie ein wahres Capital betrachtet, wenn sie als Abonnement für eine Zeitung ausgegeben worden sind. Sonst leichtsinnig auf den Zahltisch geworfen und in der nächsten Stunde vergessen, entschwinden sie in dem letztgenannten Falle ein Vierteljahr lang nicht aus dem Gedächtniß, und auch der größte Verschwender erwartet, daß sie sich besser verzinsen sollen, wie die Actien des Kurhauses zu Homburg, oder gar die Papiere jener

griechischen Räubercompagnie, welche nach der Erzählung von Edmond About im „Bergkönig“, unter der Präsidentschaft des ehrwürdigen Hadschi Stavros bei Athen weglagerte, die Gelder an die Direction einer Hallunkenbank ablieferte, und für jede Actie von 1000 Francs an 888 Francs 80 Centimes Zinsen und Dividende zahlte. Wolle Niemand in dieser Bemerkung eine Stichelei auf irgend welche nordische Banken sehen. Sie zahlen weder so viele Zinsen, noch eine ähnlich hohe Dividende, müssen mithin durchaus ehrenwerthe, solid fundirte Institute sein; wir wollen nur im Allgemeinen von dem wunderlichen Maßstab sprechen, den Menschen unter Umständen an gewisse Summen legen, wenn es die Berechnung von Procenten gilt.

Wer also hätte entschlossen zwei Thaler hingegeben und dafür die Quittung von der Boten-Iris empfangen, ohne an neunzig Morgen hintereinander die papierene Arbeit der unglücklichen Danaiden, die sich Redacteure, Journalisten, Reporter, Setzer und Drucker nennen, mit strenger Miene in die Hand zu nehmen, und ungefähr mit ebenso milden Gesinnungen zu prüfen, wie ein Kenner das zweifelhafte Pferd, welches ihm ein polnisch jüdischer Roßtäuscher zum Kauf anbietet. Alle Geschöpfe können im Verlaufe der Zeit eine Parzelle des menschlichen Herzens erwerben, die böse Sieben gewöhnt sich an ihre gequälte Dienstmagd, die lästige Stubenfliege wird am Ende des Sommers nachsichtig geduldet, und selbst mit einem ohne Paß eingeschlichenen Floh wird auf Viertelstunden ein Waffenstillstand geschlossen; gegen die Zeitungsschreiber kennt man kein Erbarmen. Es ist viel von der Gewöhnung der Leute an Zeitungen geredet worden; leider gleicht sie nur zu sehr der Gewöhnung der Schlächter an ihr Handwerk. An jedem Morgen werden die Leitartikelschreiber, die Feuilletonisten und Briefsteller dem strengsten Urtheil

unterworfen, und keinem Sterblichen fällt es ein, das Vorhandensein mildernder Umstände anzunehmen. Der Zeitungsleser befindet sich stets in der Stimmung Peter's des Großen, der die Haken an dem Galgen zu Danzig sah, und um seine Neugierde zu befriedigen, den ersten Besten aus seinem Gefolge daran hängen lassen wollte. „Der Mensch fängt an langweilig zu werden!“ „Was für eine trockene lederne Arbeit!“ „In dem Aufsatze steht heute so gut als gar nichts!“ Das sind die mildesten Redensarten unserer gestrengen Vorgesetzten, der Herren Abonnenten, wenn sie beim Kaffee sich mit den noch von unserem Angstschweiß feuchten Blättern beschäftigen. Es wäre eben so überflüssig, sich mit der Quadratur des Zirkels, der Zukunft des Napoleonismus, des Dessauer Geldinstitutes, oder mit anderen düsteren Problemen der Politik, Wissenschaft und Finanzen zu beschäftigen, wie mit der Erweichung harter Leserherzen; wir wollen nur des Contrastes wegen die dazu gehörige Skizze aus dem Journalismus und der Saison, seiner Schreckenszeit, liefern.

Der Tag des Journalisten beginnt in dieser Epoche schon um zehn Uhr Abends des vorhergehenden Datums. Während die letzten Theaterbesucher noch zur Thür hinaus und in Debel's Keller hineinströmen, während der gemeine Berliner Ballvater seine Kinder auf die Tenne des ersten Contretanzes führt, und die eigentliche Plauderstunde der lustigen Brüderschaften erst beginnt, muß der Journalist schon sein Gefieder aufblasen, Kopf und Schnabel unter den Flügel stecken und zu Bette gehen. Seine erste Pflicht ist: gut zu schlafen, wenn er den Ehrgeiz hat, den Leser täglich durch die Producte seiner Feder munter zu erhalten. Er ist genöthigt, auf den Umgang mit heiteren Junggesellen, gemüthlichen Vereinen und Freundeskreisen

von zehn Uhr an zu verzichten, und die „beste Speise an des Lebens Tisch", wie Shakespeare den Schlaf nennt, aufzusuchen. Die Vorarbeit des Journalisten, der nicht wie der unabhängige Schriftsteller arbeiten kann, wenn die dazu geeignete Stimmung sich in ihm entwickelt, sondern arbeiten muß, wenn die fällige Nummer und die Abfahrtsstunde des nächtlichen Courierzuges es ihm gebieten, besteht zunächst in der Beobachtung einiger Vorschriften der geistigen Diätetik. Das Riemenzeug des Zeitungssoldaten sind Urtheil und Phantasie; es liegt ihm daher ob, beide schon am Abende vorher zu putzen. Doch erreicht er, wie leider noch die Mehrzahl der Collegen glaubt, diesen Zweck nicht bei einer bis Mitternacht vertilgten unbestimmten Anzahl von Gläsern heißen oder kalten geistigen Gehaltes, sondern durch trauriges Wasser und eine harte Pritsche mit nicht zu warmer Decke. Der große Schönlein behauptete einmal vor einer vielbeschäftigten dramatischen Schriftstellerin in Berlin, daß die Phantasie dem Menschen schon von sechs Uhr Morgens an zu Gebote stehe; der berühmte Medicus mag an sich selber nur spärliche Beobachtungen angestellt haben. Urtheil und Phantasie, obgleich zum geflügelten Geschlechte gehörig, erheben sich nicht zugleich mit der Sonne. Der an den Fingern gefiederte Mensch blickt mit Neid auf die Spatzen, wenn sie dem erwachenden Tag ihr Loblied anstimmen; er verhält sich ruhig und wartet am Wasch- und Kaffeetisch die günstigen Regungen der Seele ab. So ist Morgens die achte Stunde herangerückt, das Feuer im Ofen ausgebrannt, der Briefträger hat die fällige Correspondenz vom Tage vorher gebracht, der Briefkasten ist aufgeschlossen und geleert; die Arbeit kann angefangen werden. Schon seit dem ersten Grauen des Tages gehen allerlei Bilder durch den Kopf; jetzt krystallisiren sie um eine Idee

und schnell wird die Feder ergriffen, um Alles festzuhalten.

Da regt sich die Klingel der Wohnung und das geübte Ohr des Schreibenden erräth ahnungsvoll, daß der Besuch ihm gelte. Gleich darauf erscheint ein Dienstbote und meldet einen bekannten Amtsgenossen an, der auf der Durchreise begriffen, den Journalisten nur auf einige Augenblicke sprechen wolle. Zwar steht unter dem Namen an der Thür: „Sprechstunde von zwei bis drei Uhr", allein der durchreisende Amtsgenosse macht eine Ausnahme, die Feder wird ausgewischt und der Ankömmling begrüßt. Rasch ist ein lebhaftes Gespräch angeknüpft, der College verschmäht nicht eine Cigarre, er theilt interessante Fachklatschereien aus anderen Städten mit, und verabschiedet sich erst nach einer Stunde, als er die fieberhafte Unruhe seines Wirthes entdeckt.

„Ich habe Sie doch nicht gestört?" lautet seine unendlich naive Frage.

„Durchaus nicht, lieber Freund, aber Sie wissen ja, man ist immer beschäftigt und die Posten warten auf Niemanden!"

„Nun denn, auf Wiedersehen, — wir treffen uns wohl Abends im Theater."

Der Reisende geht, nachdem er einen von ihm verfaßten dreibändigen Roman zur Besprechung zurückgelassen, und der Journalist sucht rasch den zerrissenen Faden des Gedankenganges wieder anzuknüpfen. Er schreibt eine halbe Stunde ruhig weiter, findet seine Arbeit gelungen und freut sich im Stillen, daß den schlimmen Geistern des Vormittags bereits das Sühneopfer gebracht sei. In der Lebhaftigkeit der Arbeit bemerkt er sogar nicht die abermalige Erscheinung des Dienstboten, der rasch bis an den Schreibtisch vordringt und sagt:

„Der Herr General von —“ hier nennt der Dienstbote einen von ihm fürchterlich verstümmelten Namen — „wünscht den Herrn nur auf einen Augenblick zu sprechen!“

Was kann ein General von einem Journalisten wollen? Die vaterländischen Befehlshaber über tausend und zehntausend pflegen der Presse fern genug zu stehen, und schriftstellerische Talente werden nur in den seltensten Fällen unter ihnen gefunden; aber ein General ist nichtsdestoweniger ein hinlänglich gewichtiger Mann, um von der Bestimmung der Sprechstunde losgesprochen zu werden. Ein kleiner grauköpfiger Herr in bürgerlicher Tracht, mit einem darüber hängenden militairischen Paletot tritt ein, übersetzt seinen schwer corrumpirten Familiennamen in den Adelstitel einer bekannten Familie, verspricht durchaus nicht zu stören, hängt aber dennoch den Paletot an den Nagel, zieht die Handschuhe aus und giebt sich als den Vater einer talentvollen Tochter zu erkennen, die morgen in einem der nie aufhörenden Wohlthätigkeitsconcerte singen werde.

„Zwar lese ich Ihr Blatt nicht“, sagt der gestrenge Herr mit der liebenswürdigsten Aufrichtigkeit, „allein ich weiß, daß man auf Ihr Urtheil etwas giebt, und meiner Tochter liegt sehr viel an ihrer Carriere!“

Nach dieser Einleitung trägt der General „außer Diensten“, wie hinzuzusetzen ist, einen längeren Essay über die musikalische Ausbildung seiner Tochter, nebst Episoden über ihre verschiedenen Lehrer vor, beachtet nicht im Geringsten die ängstlichen Blicke des Journalisten auf die unerbittlich vorrückenden Zeiger der Uhr, und behandelt den gepeinigten Schriftsteller überhaupt wie einen Menschen, der es sich zur höchsten Ehre anzurechnen hat, als Instrument für Reclamen und lobhudelnde Recensionen in Anspruch genommen zu werden.

Eben steht er im Begriff, über die Frage, ob seine Tochter sich der Bühne widmen, oder Concertsängerin bleiben solle, eine gründliche Untersuchung anzustellen, als der Dienstbote erscheint und eine Visitenkarte überbringt. Diese Gelegenheit ist zu günstig, um nicht den Vater der musikalischen Debütantin aus dem Felde zu schlagen. Der Journalist entdeckt auf der Karte den Namen eines Componisten, der sein edles Leben damit zubringt, Quartetts für Streichinstrumente zu schreiben, sie in Gartensälen vor den Thoren aufführen zu lassen und die Berliner Referenten persönlich dazu einzuladen. Er ruft mit kunstvollem Unwillen dem Dienstboten zu: „Haben Sie dem Herrn nicht gesagt, daß ich nur Nachmittags zwischen zwei bis drei Uhr zu sprechen bin, und daß der Vormittag die Arbeitszeit jedes mit der Feder beschäftigten Menschen ist?“

„Das habe ich ihm gesagt . . .“ brummt der Dienstbote.

„Nun, so sagen Sie es dem Herrn noch einmal!“

Der Dienstbote geht, der Quartettcomponist verstäubt sofort, aber der Vater der Debütantin fühlt sich nicht veranlaßt, aufzubrechen. Der unwillige Bescheid entzückt ihn und er ergießt sich in Betrachtungen voller Bewunderung, wie es möglich sei, bei solchen Störungen die Gedanken beisammen zu halten und zu arbeiten. Es bleibt endlich nichts Anderes übrig, als daß der Journalist aufsteht, dem General a. D. die Entdeckung macht, der Vormittag verrinne unaufhaltsam, und er müsse bis zum Concert seiner Tochter noch ein tüchtiges Stück Manuscript vollenden. Dieses Mittel hilft, der verdiente Krieger zieht langsam die Handschuhe an, steigt in den Paletot und fragt, wo der Referent der Nationalzeitung oder der Spenerschen wohne. Es wird ihm gesagt, daß der Adreßkalender des Hauses augenblicklich verborgt, ein Exemplar aber bei dem

Materialisten an der Ecke zu finden sei, und er entfernt sich mit der klassischen Ruhe eines Pensionairs, für den die Zeit nicht ein ergiebiges Capital, sondern eine hohe und lästige Auflage ist.

Dem Journalisten brennt der Kopf, er sucht sich zu fassen, trinkt ein Glas Wasser, liest das Geschriebene rasch durch, erlangt, unterstützt von jahrelanger trauriger Uebung, die nothwendige Fassung nach einigen Minuten wieder und läßt die Feder über das Papier jagen. Nach kurzer Zeit schellt es draußen abermals. Der feindliche Einfall scheint nicht ihm zu gelten, zwar vernimmt er seinen Namen, allein die Eindringlinge werden nicht angemeldet, nur hört er in dem Nebenzimmer das Rauschen von seidenen Damenkleidern und das Freudengeschrei mehrerer weiblicher Stimmen, als die Frau vom Hause den Besuch empfängt. Der Schreibende arbeitet weiter, doch wundert ihn das Vorhandensein ihm unbekannter, höchst theilnehmender Freundinnen; da fallen ihm mehrere durchaus theatralische Ach's und Oh's auf. Sie erinnern ihn an Lustspiele und rührende Familienscenen im bürgerlichen Drama, und er kann nicht länger zweifeln, daß es auf seine Person abgesehen sei. Inzwischen benutzt er die noch bedrohten Viertelstunden nach Kräften, wenn auch schon gestört durch den bevorstehenden Einbruch. Wie er im Stillen vorausgesehen, öffnet endlich die Hausfrau die Verbindungsthür und zeigt die Visite zweier Damen an, die den Journalisten in den wichtigsten Angelegenheiten sprechen müßten. Die gute Frau hat durch den geplagten Mann die „wichtigen Angelegenheiten" der Leute vom Theater sattsam kennen gelernt, und sich alle mögliche Mühe gegeben, dem Bedauernswerthen den Besuch vom Halse zu schaffen, allein was wollen ihre kindlichen Mittel gegen die in der höheren Kniffmatik der Conversation gebildete Ueber-

redungsgabe der beiden Damen ausrichten. Sie muß den Gemahl, wie den Dachs aus dem Bau, aus dem Studierzimmer graben, und dieser wirft in einer Anwandlung von Raserei die Feder bei Seite, fährt in einen Bonjourrock und empfängt die liebenswürdigen Grazien, mit einer so falschen Freundlichkeit, daß sie eigentlich Brandmal und Staubbesen verdiente. Frage Niemand nach ihrem Anliegen; es ist eine Lappalie, nicht den zehnten Theil des Thalers an Zeit werth, den die einfältigen Weiber in dem blöden Wahn, unwiderstehlich zu sein, dem Unglücklichen verschwatzen. Doch nimmt hienieden Alles ein Ende, nach endlosen, lügnerischen Schmeicheleien machen sie, daß sie fortkommen, und der gebrochene Verfasser eines Feuilleton-Artikels schleicht stumm an den Schreibtisch. Zum Glück hat er noch nicht Platz genommen, als der Dienstbote einen Brief bringt, auf welchen „der Mann" sogleich die Antwort haben will. Der Journalist kennt schon den Mann, der sogleich Antwort haben muß. Er ist ein Gebilde der Berliner Sparsamkeit mit Groschenmarken, der Merkur der nie endenden Theezirkel mit Gesang, Whist und Majonnaise; der Mann erhält, ohne daß sein Brief gelesen ist, die immer und überall passende Antwort: „Der Herr bedaure sehr, nicht kommen zu können, da er schon ausgebeten sei!" und geht stumm von dannen.

Der Artikel kann vor Tisch nicht fertig werden; es ist offenbar. Wenigstens müssen noch einige Gedanken auf ein Blättchen Papier geworfen werden, um die Vollendung nach Tisch, wenn die genossene Mahlzeit die geistige Beweglichkeit lähmt, zu erleichtern. Da ist wieder dieser unschuldige und doch so unleidliche Dienstbote: „Madame läßt zu Tisch bitten!"

Der Journalist setzt sich höchst verstimmt zu der Suppe und seine Stirne klärt sich erst bei gemüthlichem

Gespräche und bei den Tröstungen der Hausfrau auf: daß jeder Mensch ja mit Schwierigkeiten in seinem Berufe zu kämpfen habe. „Liebes Kind", sagt der Mann, das Bratenmesser ergreifend und ein zufriedenes Auge auf das Huhn werfend, „du sprichst, wie du es verstehst; ich will mich lieber beim Essen, wie beim Arbeiten stören lassen!" Kaum ist das leichtsinnig prahlerische Wort seinen Lippen entflohen, so wird mit äußerster Gewalt an der Klingel gerissen — der Dienstbote stürzt hastig hinaus — Trampeln, Baßstimmen, Gelächter auf dem Corridor — „drei Herren wünschen ihre Aufwartung zu machen", stammelt der Dienstbote, der Angesichts dieser trampelnden und lachenden Bassisten den Muth verloren hat, sie wegen der Mahlzeit fortzuschicken. „Stelle das Huhn wieder in den Bratofen", sagt die Hausfrau höchst geduldig zu der entrüsteten Köchin. Der Journalist aber wankt in das Empfangzimmer und verflucht in geheimer Angst vor dem morgenden Urtheil des Publikums seinen traurigen Beruf und die ganze Saison.

Der Berliner Bediente.

I.

Schon seit einer Reihe von Jahren habe ich vermöge sorgfältiger Beobachtungen von Berliner Herren und Bedienten wahrgenommen, daß Erstere unter der Pflege ihrer Getreuen nach und nach abnehmen und verkümmern, Letztere dagegen prachtvoll in's Kraut schießen, Blüthen treiben und herrliche Früchte ansetzen. Da ich viele dieser Herren unter jene Personen rechne, welche man Geschäftsfreunde zu nennen pflegt,

bekümmerte mich ihr Zustand dergestalt, daß ich das gegenseitige Verhältniß zu ergründen und schriftlich niederzulegen strebte. Ich bitte deshalb zuerst alle Leser dieses kleinen Aufsatzes, sich erinnern zu wollen, ob sie je einen verkümmerten, in seiner Haltung niedergebeugten, welken Bedienten gesehen haben, oder ob nicht vielmehr alle Subjekte dieser Art von einer frechen, selbstbewußten Haltung und einer blühenden Gesundheit gewesen sind. Unsere Leser werden gewiß auf der Stelle die Richtigkeit dieser Bemerkung zugeben, und sich zugleich ebenso vieler höchst kummervoller und geplagter Gebieter erinnern, die unter ihren Bedienten litten, wie kleine edle Gewächse unter großen gierigen Schmarotzerpflanzen. Dieser betrübende Zustand ist aber den Herren keineswegs unbekannt und so manche Junggesellen besagter Art haben es zuletzt sogar vorgezogen, in ihren alten Tagen eine geübte Köchin zu heirathen, ehe sie den Rest ihres Lebens dem Bedienten zum Opfer brachten. Die Köchin, als die Gemahlin ihres Gebieters, läßt sich wenigstens sein leibliches Wohlergehen am Herzen liegen, während der Bediente das Verhältniß zum Herrn stets nur als eine Geldangelegenheit betrachtet, in welcher der Gemüthlichkeit keine Stätte eingeräumt werden darf.

Wo die Bedienten eigentlich herkommen, steht bis jetzt noch nicht wissenschaftlich fest, man weiß im Ganzen nur, daß sie eine ehrgeizige, eitle und durstige Kaste sind, daß sie mit dem begüterten Theile der Menschheit in einem erbitterten Kampfe leben, und sich mit beträchtlichen Ersparnissen vom Schlachtfelde zurückziehen. Wie in jeder Kaste, erfahren sie die einzelnen Sätze des zu beobachtenden Systems allerdings zum Theil durch collegialische Mittheilung erfahrener Genossen, größtentheils aber durch die geniale Kraft des Kastengeistes, der wie ein räthselhaftes Fluidum auf

alle seine Anhänger übergeht, und sie mit seiner Philosophie durchdringt. Besagtes Mysterium steht indessen nicht isolirt da, meistentheils pflegt der ganze Bediente davon durchdrungen zu sein, denn mir ist z. B. ein solcher treuer Knecht seines Herrn bekannt, der zehn Jahre lang verheirathet war, ohne daß Jener auch nur ein Sterbenswörtchen davon wußte, während doch die ganze Familie auf seine Kosten existirte, und sichtlich, wie auffallend, bei dieser Lebensweise gedieh. Verfolgen wir aber unbefangen die Methode des Bedienten höheren Ranges. Lassen wir um sieben Uhr Morgens seinen Herrn, der erst um ein Uhr Morgens aus einer Gesellschaft nach Hause gekommen ist, ruhig schlafen, und gesellen wir uns zu seinem Arkas. Wir finden ihn in einem einfach, aber behaglich eingerichteten Zimmer ruhig vor dem brennenden Ofen sitzen und die Kleider des Herrn revidiren. „Er nimmt sich mit dem blauen Frack niemals in Acht,“ murrt der treue Sclave, „da wird immer nach Rechts mit den Damen sponsirt, und wenn die Schüssel dann links ankommt, dreht er sich rasch um und hat den Saucestreifen an der linken Schulter weg.“ Er bürstet den Frack sauber aus, reinigt ihn von einiger zufällig darauf gefallenen Cigarrenasche und legt ihn gedankenvoll über einen Stuhl, indem er die Stirn runzelt und davor stehen bleibt: „Zu Ostern muß ich ihn haben,“ brummt er sacht, „mein Junge braucht eine neue Sommerjacke und Mütze.“ Die Letztere können wir aus den Schößen machen, „das reicht gerade.“ Jetzt klopft es leise an die Hinterthür der Wohnung, dreimal, langsam aber deutlich. „Das ist meine Frau“, sagt der liebevolle Vater der Seinigen, riegelt vorsichtig die Thür nach der vorderen Zimmerthür des Herrn ab, und öffnet sanft die Hinterthür. Die Gattin ist weit davon entfernt, ihrem Gemahl ein Zeichen der Zärtlich-

keit zu ertheilen: sie sagt gelassen „guten Morgen,“ geht an das Bett des Gatten, zieht darunter ein Bündel, dessen Ecken die Vielseitigkeit des Inhaltes verrathen, hervor, und steckt es in einen großen Handkorb, der hermetisch verschließbar, ein stummer Zeuge wichtiger häuslicher Ereignisse genannt werden kann. Sie entfernt sich, nachdem sie noch einen Thaler in Empfang genommen hat und der Herr klingelt. Unser Johann geht gewöhnlich nach vorn und betritt das Zimmer des Gebieters mit dem leisesten Katzenschritt. Er hilft bei der Toilette und macht ein so nachdenklich gespanntes Gesicht, daß der Herr nicht umhin kann, sich bei ihm nach der Ursache zu erkundigen. „Wir werden in diesen Tagen Holz brauchen!“ „Holz?“ ruft verwundert der Herr, „haben wir denn nicht erst vor sechs oder sieben Wochen einen halben Haufen Büchenholz gefahren?“ Johann lächelt bescheiden, aber doch vornehm und sagt: „Vergessen Sie nicht, Herr Rath, daß Ihrer Gesundheit wegen, mitunter täglich in den zwei vorderen Zimmern dreimal, und hinten heraus zweimal geheizt worden ist. Sie müssen warm sitzen und schlafen — ich weiß, was mir der Herr Geheime Medicinalrath befohlen haben.“ Jetzt beruhigt sich der Chef und zählt das Geld für den Holzvorrath ab, während Johann den Kaffee holt. „Hier ist das Geld“, sagt der Herr Rath, „aber besorge das Holz erst, wenn ich das Haus verlassen habe, das Geräusch beim Abladen ist mir unleidlich.“ Johann verbeugt sich stumm, geht hinaus, theilt den Betrag für anderthalb Viertel von dem Uebrigen, und legt dies zu seinen Dienstersparnissen. Der Briefträger klingelt. Johann geht hinaus und kommt mit einem unfrankirten Stadtpostbriefe wieder. „Der Bote, Herr Rath, bittet sich zehn Sgr. für Briefe aus, die er die verflossene Woche hindurch in den Kasten gesteckt hat.“ „Habe ich denn so viele

Briefe erhalten?“ fragt der Rath, „mir ist doch, als ob —“. „Bedenken Herr Rath nur den Brief aus Aachen, er war nicht frankirt.“ „Jawohl,“ sagt der alte weißköpfige Herr, giebt ihm das Geld und **Johann** bringt dem Postboten die fünf Sgr., welche dieser mit Recht beansprucht. Der Rath hat jetzt den Kaffee getrunken und die Zeitung gelesen. Er saugt einen Augenblick an den Fingern und meint: „Johann, ich hätte wohl Lust heute Abend in das Opernhaus zu gehen.“ „Was giebt's denn, Herr Rath?“ fragt Johann. „Die Taglioni tanzt in Ballanda — ich habe sie zwar schon oft gesehen, allein die Scene mit dem Spiegelteich gefällt mir — besorge mir doch ein Billet im ersten Range links, aber nicht zu nahe am Proscenium.“ „Ha, ha, ich verstehe schon,“ sagt Johann mit klugem Gesicht, „das wird wohl etwas Aufgeld kosten, an der Kasse wird schwerlich noch ein gutes Billet zu haben sein.“ „Das weiß der Teufel!“ brummt der Rath. „Ja und ich auch!“ fügt Johann hinzu, „glauben der Herr Rath, daß bei dem Billetholen im Winter, und bei dem Umherjagen durch die Stadt, meine Gesundheit etwa nicht flöten gegangen ist?“ „Na, na“, tröstet ihn der Alte, „sorge nur für das Billet, Du kannst, Sonnabend über acht Tage, wenn ich beim Minister Abends eingeladen bin, auch einmal in's Theater gehen.“ Johann haucht etwas, das wie „sehr gütig“ klingt, in seine Halsbinde, und hilft seinem Original in alle die Apparate, mit deren Hülfe der magre Krüppel nach und nach in ein leidliches Menschengebilde verwandelt wird. Der Rath geht aus, Johann sieht ihm eine Minute lang aus dem Fenster nach und meint: „dieser krumme Schimmel und Ballanda!“ Dann macht er sich an das Aufräumen, durchsucht die Briefe des alten Herrn, durchstöbert seine Westentaschen, blättert die Bücher und Zeitungen durch,

und giebt das Geschäft sehr unzufrieden auf, da sich heute weder eine piquante Neuigkeit, noch ein vergessener Thalerschein entwenden läßt. Eben bringt die Wäscherin ihre Artikel. Johann nimmt ihr das Paquet ab und sagt: „Frau Wenzel, ich muß mir ausbitten, daß Sie sich mit meinen Oberhemden mehr Mühe geben — Sie plätten schlecht, glauben Sie, daß ich in unsere Ressource mit einem solchen vergelbten Lappen gehe?“ Die erschrockene Frau entschuldigt sich auf alle Weise und verspricht ihm die besagten Oberhemden noch billiger, als für einen Sgr. das Stück zu waschen, worauf Johann schon ein wenig erheitert bemerkt: „Sie können ja das Deficit in der Rechnung des Alten unterbringen.“

Jetzt geht Johann nach dem Billet zu Ballanda, bekommt einen vortrefflichen Platz an der Kasse, steckt ihn in die Tasche und begiebt sich in ein Lokal, wo die alte Nobelgarde des Berliner Bediententhumes Vormittags eine Partie Billard riskirt. Hier begrüßt man sich, erzählt einige höchst gemüthliche Anekdoten von den Perrückenwichtern oder Herren, und verabschiedet sich freundlich nach einem heiter verlebten Stündchen. Johann kommt nach Hause, revidirt den Briefkasten, findet die Visitenkarten des Herrn Neffen seines Alten und zerreißt sie, da der Neffe gewöhnlich Geld borgen kommt. „Das fehlte uns noch“, meint der sittlich gekränkte treue Dienstbote, „da brauchen wir es nöthiger.“ Um ein Uhr kommt der Alte nach Hause und Johann fragt, ob er Essen holen soll, oder ob der Rath unter den Linden speisen werde? „Ich werde zu Hause essen, Du kannst mir das Essen von Tietz holen!“ meint der Principal. „Das trifft sich ganz vortrefflich“, meint Johann, „ein Billethändler hat mir versprochen, noch einen Platz für den Herrn Rath zu verschaffen, er wollte sich mit mir an der Ecke der

Großen Friedrichstraße ein Rendezvous geben." „Bleibe nur nicht zu lange", ermahnte der Alte, läßt sich in den Schlafrock stecken, und streckt sich im Schatten der Kreuzzeitung auf sein Sopha. Warum sollte Johann lange bleiben? das Billet hat er in der Tasche, das Essen im Korbe, das gute Gewissen in der Brust, warum also nicht bald wiederkommen, und ehe er das Zimmer betritt und den Tisch deckt, nicht eine Schüssel mit vortrefflichem Filet in die warme Ofenröhre seines Zimmers schieben? Der Rath vermißt nicht ihre Anwesenheit, denn er ist daran gewöhnt, fünf Schüsseln statt ihrer sechs zu empfangen. Er schlürft seinen Leoville, trinkt Kaffee und entschlummert sanft, während Johann zärtlich die wenigen, für den Winter ersparten Fliegen von seiner Stirn abwehrt, und das Billet so zurecht legt, daß es beim Erwachen sofort das Auge des Herrn besticht. Gegen fünf Uhr fährt ein Wagen vor und der Herr Geh. Commerzienrath holen unseren Alten zu einer kleinen anonymen Partie ab, deren Geheimniß Johann vergeblich zu erforschen sucht, obwohl er sein Ohr an der Thür fast platt drückt, und mit der Nase das Schlüsselloch größer bohrt. Er muß zu Hause bleiben! Johann rast jetzt ein wenig, beruhigt sich dann, zieht seines Herrn Pelz an — der Alte ist in einem leichten eleganten Mantel in den eisig kalten Abend hinausgefahren — geht zu seiner Familie und bringt den Abend auf das Angenehmste mit Gesichterschneiden zu, worin sein ältester Sohn ihn aus dem Felde schlägt. Aber wir können in dem traulichen Familienkreise nicht länger verweilen, da wir den „Johann im großen Hause", „Johann den Silberdiener" zu schildern haben.

II.

Wenn ich bis jetzt nicht recht in's Reine kommen konnte, ob man den sogenannten „Silberdiener" so nennt, weil er dem Silber unterthan ist, oder aber das Silber ihm, bin ich durch die neuliche Ergreifung des Bedienten eines Geh. Finanzraths auf dem Spandauer Bahnhofe vollkommen überzeugt worden, welche Beziehung zwischen beiden Wesen die eigentlich richtige sei. Schon häufig bin ich in den Hauptstraßen der Stadt um die schönen vornehmen Mittagsstunden mit großer Achtung gewissen Herren, in langen ernsthaften Röcken mit Tressenhüten, aus dem Wege gegangen. Sie trugen strenge, höchst correct rasirte Mienenspiele und einen tiefsinnig prüfenden Ausdruck in denselben, aus welchem hervorging, sie überlegten im Geiste, ob die ihnen ausweichende Person von ihrem Gebieter zu Tische eingeladen werden könne und wie viel Trinkgeld zu geben sie wohl im Stande sei. Die Herren von denen ich spreche, waren immer wohlgewachsene große Männer und bewahrten einen herrlichen gebieterischen Anstand, weil sie „Silberdiener" waren, und das ganze Hauswesen eigentlich unter ihrer Fuchtel stand. Stets flößten sie mir eine gewisse unheimliche Scheu ein, und niemals ging ich ihnen aus dem Wege, ohne den Himmel mit der Bitte zu behelligen, mich niemals in eine Lage zu bringen, die mir die Pflicht auferlegte, in meinem Hause einen solchen Kannibalen eleganten Styles zu halten. Ein alter Freund sollte mich durch sein Schicksal in diesen Ansichten noch mehr bestärken.

Das Schicksal hatte seine angestrengte Thätigkeit in den letzten Jahren würdig belohnt, ausländische Conjuncturen waren seinem Fabriktreiben entgegengekom-

men; er konnte sich einen reichen Mann nennen und das häusliche Leben mit dem Schmuck des Comforts höherer Art umgeben. Schon besaß er eine Equipage, die ihn täglich von seinem Hause vor der Stadt in das Geschäft brachte; er ging auch mit dem Gedanken um, die frivole Einwirkung der Mägde durch das Engagement eines höheren Bedienten zu beseitigen. Zwar hatte er mir wiederholt seinen Plan mitgetheilt, allein ich besaß zu wenig specielle Erfahrung, um ihm einen entscheidenden Rath ertheilen zu können; ich ließ die Frage offen. Einige Zeit darauf besuchte ich meinen Freund um die Mittagsstunde, weil er es gern sah, wenn sein Tisch als der Mittelpunkt eines gastlichen Verkehrs betrachtet wurde. Ich zog an der Klingel dieses seltenen Mannes einer alten Schule; Niemand öffnete. Sonst war irgend ein dienstfertiger weiblicher Geist sofort aus dem Erdgeschoß der Küche heraufgesprungen und hatte die Thür aufgeschlossen. Ich klingelte abermals und endlich noch ein Mal, da ließ sich ein fester markiger Mannesschritt hören, der mit Würde die Treppe des eleganten Vorsaals herabkam, und von einem leichten Niesen, wie es mit einer feinen Sorte Schnupftabak zusammenhängt, begleitet wurde. Die Thür ging auf, und ein beinahe sechs Fuß hoher Cavalier stand vor mir. Sandfarbene Kamaschen bedeckten seine Beine, ein grauer Frack mit silbernen Knöpfen, eine elegante weiße Halsbinde, ein schweres seidenes Taschentuch in seiner Rechten, umspielten seinen Fürstenanstand, und aus einem edelgeformten Angesicht schossen durchbohrende Blicke auf mich Erdenwurm herab. Alsbald gab ich ihm, verzeihlicher Weise ein wenig durch die leibliche und geistige Ueberlegenheit des Mannes eingeschüchtert, meinen Wunsch zu erkennen, ohne daß er sonderlich meinen Vortrag beachtete. Er ließ mich, nachdem er eine herablassende Andeutung

auf einen der Rohrstühle des Vorsaales gemacht hatte, stehen und entfernte sich, halblaut das Wort „Anmelden“ aussprechend. Still setzte ich mich nieder und betrachtete den Raum; er war mir durch die neue und hochwichtige Persönlichkeit fast fremd geworden. Sämmtliches Mobiliar, die Blumen auf der Etagère, die Marmorbüste auf dem Porphyrpostament am Fenster; Alles schien sich zu ängstigen; selbst der alte Papagey kratzte sich nachdenklich den Kopf und stieß einen nicht näher anzugebenden, vielsinnigen Warnungslaut aus. Jetzt kam der Cavalier wieder und lud mich mit höchst gemessener Haltung und halblauter Rede ein, ihm zu seiner Gebieterin zu folgen. Sie saß mit der ältesten liebenswürdigen Tochter im Boudoir am Kamin, und begrüßte mich mit befangener und fast wehmüthiger Miene. Wir nahmen am Feuer Platz, und der große Cavalier blieb bei uns, er wischte ruhig und unumstößlich die tausend Kleinigkeiten eines modernen Schreibtisches ab, was uns natürlich hinderte, ein vertrauliches Gespräch anzuknüpfen. Endlich machte die Dame vom Hause zu ihrer Tochter eine Bemerkung in französischer Sprache, worauf der Cavalier gleichfalls in trefflichem Pariser Dialekt die Frage an sie richtete, von welchem Weine bei Tische getrunken werden solle? Sichtlich erleichtert nannte die Hausfrau die Sorte, und der Cavalier entfernte sich, zwar leise, aber mit der Hoheit eines verkleideten vornehmen Mannes. Als er die Thür geschlossen hatte, holten die beiden Damen tief Athem und erzählten mir, wie glücklich sie früher gewesen seien, und wie die Gegenwart dieses feinen und vornehmen, aber höchst unheimlichen Herrn ihr ganzes Leben verstöre. „Er ist immer um uns, lieber Freund“, sagte die Hausfrau, „stets ist seine Arbeit schon verrichtet, da er die weiblichen Domestiken auf die merkwürdigste Art sich dienstbar zu machen versteht, er selbst

giebt sich nur mit eleganten Kleinigkeiten ab, oder horcht und reflectirt fortwährend, ohne ein Wort über seine Lippen zu bringen. Meine Tochter und ich, wir fürchten uns beinahe, ihm zu sagen, er möchte aus dem Zimmer gehen."

Jetzt kam der Hausherr vorgefahren und brachte zwei Hamburger Geschäftsfreunde mit. Nach kurzen heiteren Begrüßungen begaben wir uns, nachdem der Cavalier angezeigt, daß die Suppe auf dem Tische stehe, in den Eßsaal. Hier glitt er etwa wie Erscheinungen gewissenmahnender Art in den Tragödien Shakespeare's, aber unendlich körperlicher und gerundeter, hinter den Stühlen dahin, und brachte sie, ohne das geringste Geräusch zu verursachen, in die richtige Stellung zum Tische. Dann schwebte er hinter die Hausfrau, und umtändelte sanft mit den Suppentellern die Tafel. Während ich meine Nase über die kräftige dampfende Brühe neigte, beobachtete ich seine Mienen und fand darin eine unermeßliche Verachtung unserer ganzen Gesellschaft, er bediente uns noch lange nicht so bescheiden, wie die mächtigen Häupter katholischer Staaten an einem gewissen hohen Festtage die Armen, welchen sie selber Speisen und Getränke reichen. Würde ich hinzusetzen, er habe in seinen Gebehrden dieser tiefen Verachtung einen Ausdruck verliehen, so wäre dies eine Unwahrheit; er donnerte nicht mit Tellern, er schlug nicht mit Gläsern ein; nur auf seiner breiten und hohen Stirn bemerkte man ein schreckliches, in tiefes Schweigen gehülltes Wetterleuchten. Seine Bedienung war ausgezeichnet, aber es lag ein Alp auf der ganzen Gesellschaft, nur der eine Hamburger Herr, ein Mann, der einen Harnisch von Portwein und Hummersalat um seine Brust trug, ließ sich nicht durch das Ob des Cavaliers befangen machen; er plauderte naiv weiter und erleichterte unseren Zustand. Plötzlich

bemerkte der Hausherr, daß sein kleiner Sohn, ein Knabe von 12 Jahren, sich eines Glases Madeira und eines zweiten voll Pouillac bemächtigt habe, und gab entrüstet dem Cavalier den Auftrag, den überdurstigen Erben sofort des berauschenden Madeira's zu berauben. Dieser Moment war sehenswerth. Anfangs schien der Junge Lust zu haben, das Glas hinter einer Kristallkaraffe zu verbergen, aber der große sechsfüßige Mann näherte sich ihm langsam mit dämonisch leuchtenden Flammenaugen, magnetisirte ihn förmlich, ergriff, als die Hände des Kleinen wieder unter den Tisch gesunken waren, das Glas und setzte es, wie die Krone eines eben verschiedenen Monarchen würdevoll auf den Schenktisch. Die Scene wirkte erhaben, aber ein wenig furchtbar. Die Macht des Bedientenstandes in ihrer ganzen Tragik sprach daraus. Nicht allein der Sohn des Hauses, sondern wir Alle, der Wirth, die Damen, die Gäste, waren durch den mysteriösen Anstand dieser That einigermaßen gedemüthigt; auf den harmlosen Gesichtern der ganzen Gesellschaft ließ sich der gleichzeitige Gedanke lesen: jeder hege im Stillen die Meinung, auch ihm könne demnächst das Glas abgenommen und ohne Widerrede auf den Schenktisch gestellt werden.

Wir standen bald auf, und begaben uns in das Nebenzimmer, um Cigarren zu rauchen und den Kaffee zu trinken. Sofort präsentirte der Cavalier mit vollendetem Anstande Beides; es kam mir vor, als ob der Geist Karl des Großen unter uns wandle, und zur Buße seiner Sünden, uns diese bescheidenen Dienste leisten müsse. Dann verschwand er endlich und räumte den Eßtisch ab. Das Gespräch nahm jetzt einen unbefangenen Charakter an, die Damen wurden lebhafter und wir blieben bis zur Theaterzeit in gemüthlicher Runde beisammen. Die Hamburger Geschäftsfreunde

und ich wanderten gemeinschaftlich zur Stadt. Plötzlich blieb der Portweinmann stehen, hielt uns an den Paletots fest und sagte: „Meine Herren, haben sie je einen solchen Bedienten gesehen, mir ist noch niemals ein verfluchterer Kerl vorgekommen! wie hat unser vortrefflicher Freund dieses Monument miethen können, da will ich mich lieber von unserem neuen Kirchthurme bedienen lassen.“ Wir sprachen noch Mehreres über dieses Räthsel, und der Hamburger Herr entzückte mich wahrhaft durch die offene und scharfsinnige Entwicklung aller Umstände, die auch ihn an dem Cavalier unglaublich verstimmt hatten. Wir trennten uns und ich sah die beiden Geschäftsleute nicht wieder.

Nach vier Wochen traf ich den liebenswürdigen Wirth, sein Gesicht war noch abgespannter denn je; er schien einem großen häuslichen Kummer, vielleicht dem Bediententyphus zu erliegen. Ich beeilte mich sofort, ihn meines innigsten Antheils zu versichern. „Mein Freund“, sprach der würdige Mann, „reden Sie mir nicht von ihrer Theilnahme. Wir verdienen sie nicht, denn unsere Leiden sind selbst geschaffen. Kannten sie meinen Bedienten, einen Menschen, der Flügelmann bei dem Potsdamer ersten Grenadierbataillon hätte werden können?“ „Gewiß“, erwiederte ich neugierig. „Kannten Sie auch unsere silberne Theemaschine, das schwere werthvolle Erbstück meiner verstorbenen Mutter?“ „Nun?“ fragte ich unangenehm gespannt. „Die Theemaschine ist seit vorgestern spurlos verschwunden!“ „Und Ihr Bedienter?“ „Geht nach wie vor leise und hochköpfig durch unsere Zimmer, der Kutscher und die Dienstmädchen lamentiren und betheuern als gute alte Domestiken ihre Ehrlichkeit; nur er schweigt, und dabei ist nirgends die Spur von einem Einbruch zu entdecken, keine Scheibe ist eingedrückt, keine Thür erbrochen. Ich wollte aber doch meine rechte Hand wetten,

der lange Schelm hat das kostbare Stück heimlich bei Seite gebracht.“ „Haben Sie ihn denn nicht zur Rede gestellt, er spielt doch in ihrem Hause den Silberdiener!“ „Gewiß that ich das, aber er bat mich nur mit feierlichem Ernst zu schweigen, um ihn nicht in seinen frommen Betrachtungen zu stören.“

Wir trennten uns verdrüßlich und achselzuckend. Acht Tage darauf las ich in den Zeitungen, daß bei einem Hehler eine altmodische, sehr werthvolle Theemaschine von der Polizei entdeckt, ihr Ueberbringer aber nicht aufgegriffen worden sei. Nur ein außerordentlich präcisirter Steckbrief vertrat seine Stelle, und ersuchte alle amtlichen Personen, wohl auf den Theemaschinisten zu achten. Er war als ein großer stattlicher Herr von kühlem vornehmem Benehmen geschildert und glich dem Cavalier auf ein Haar. Am Abende sah ich meinen Freund und seine Gemahlin im Theater. Sie grüßten ungewöhnlich heiter und waren augenscheinlich von einer drückenden Last befreit. Sie waren gründlich von der Bedientenkrankheit kurirt. Den frommen Cavalier sah Niemand wieder.

Die Berliner Magd.

Seit ein Hauptartikel des Verkehrs in der Einfuhr von Mägden aus der Provinz nach Berlin besteht, schwindet der Typus der Berliner Magd, wie sie ist, aber zum Heile eines behaglichen Hauswesens nicht sein sollte, immer mehr aus den Denkwürdigkeiten der Haushalte und macht einem charakterlosen Gemisch aus allerlei städtischen und bäurischen Tugenden und Untugenden Platz.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt ihr Charakterbild in der Geschichte.

Drum wollten wir es versuchen, so weit es einer sechszehnjährigen Erfahrung voller Leiden möglich ist, die Grundzüge eines historischen Portraits dieser Species zu sammeln. Der Einfluß des von der Küche aus wirkenden, bösen oder guten Geistes auf die Entwicklung der Familie, der Gedanken, der Gallenabsonderung und des gesammten Stoffwechsels, ist so bedeutend, daß dieser Versuch vom socialen Standpunkte aus vollkommen gerechtfertigt erscheint.

Wenn zwischen Königen und Völkern noch immer nicht die alte Frage entschieden und beantwortet ist, ob diese wegen jener oder umgekehrt, in der Welt sind, waltet im Geiste der Berliner Magd von ächtem Schrot und Korn nicht der geringste Zweifel darüber ob, daß die Hauswirthschaft, wie die Schaale wegen der Auster, ihretwegen vorhanden sei. Sie ist die Katze, die Hausfrau die Maus. Damit stimmt ihr Charakter überein, der bald durch Sanftmuth und Schmeichelei überrascht, bald durch furchtbare Ausbrüche eines ungebändigten Naturells erschreckt. Damit hängt auch ihre Putzsucht zusammen, die indessen nach dem Volksglauben nicht anzeigt, daß man im Hause Gäste erwarten darf, sondern daß die Magd selbst zu verschwinden und als Gast am dritten Orte zu erscheinen gedenkt. Keine Berliner Magd älteren Styles ist ohne ihre Geschichte, aber die Annalen ihres Gesindebuches geben nur höchst mangelhafte Auskunft über die wichtigsten Einzelheiten; die Ungunst der Zeiten hat, wie in den Werken des Tacitus, gerade die wichtigsten Kapitel verloren gehen lassen. Hinsichtlich der gedrängten Kürze ähneln diese Annalen denen des großen römischen Geschichtsschreibers, an Wahrhaftigkeit halten sie den Vergleich nicht aus. Die Autoren, welche die verschiedenen Blätter

beschrieben haben, gefielen sich meistens in einer „verschönernden Entstellung" der Thatsachen, und die Freude, die Tyrannin des Hauses los zu werden, überwog die Gefühle des Hasses, und brachte die oft wiederholten Schwüre der Rache in Vergessenheit. Deshalb erfordert der Antritt der Berliner Magd stets ein neues besonderes Studium, dem die meisten Hausfrauen nicht gewachsen sind. Könnte man freilich den schriftlichen und untersiegelten Zeugnissen Glauben schenken, so läge ihrem fast immer ein= oder halbjährigen Herrschaftswechsel kein anderes Motiv zum Grunde, als der tief in der menschlichen Natur wurzelnde Trieb zur Veränderung. In der That sind es aber immer Principienfragen gewesen, in denen die politischen Ansichten beider Theile über Machtbefugniß oder Einschränkung, Rechte oder Pflichten, Willkühr oder Verantwortlichkeit, einander so schroff gegenüberstanden, daß ein Wechsel des häuslichen Ministeriums nothwendig wurde, um die Ehre der Hausfrauenkrone aufrecht zu erhalten.

Im Leben unserer Heldin spielt der Cousin eine sehr wichtige Rolle, doch warnen wir davor, diesen Begriff im hergebrachten festen verwandtschaftlichen Sinne aufzufassen. Der Mägdecousin schillert nach Umständen in einen jüngeren Bruder, seines Zeichens: frechen, Cigarren in der Küche schmauchenden Burschen, oder in den Onkel, schüchternen, aber heimtückisch verliebten Greis hinüber. Niemals giebt die Berliner Servante ihn offen für das aus, was er ihr confidentiell ist: „Liebster" oder „Bräutigam." Solche Unvorsichtigkeiten überläßt sie den unerfahrenen und leichter einzuschüchternden Mägden aus den Provinzen. Den Cousin umhüllt in den meisten Fällen der Schleier eines diplomatischen Geheimnisses. Aus unendlich vielen Anzeichen ist der Herrschaft seine Existenz nicht verborgen, seine Persönlichkeit ist es fast immer. Wie auf

das Dasein des Götzen Bel zu Babel, wird auf das seinige zunächst aus den verschwundenen Speisen geschlossen. Die mit Riesenschritten vorwärts eilende Abzehrung frischer Brode, die Selbstverzehrung von Wein- und Punschresten, das Besorgniß-erregende Zusammenschrumpfen von Obsteinkäufen, die hypothetische Zerschmetterung von Näpfen mit Saucen und Fett, sind untrügliche Anzeichen und eben so viele streng philosophische Beweise für das Dasein eines Hausgottes. Thut Niemand diesem Cultus Einhalt, so wagt das mächtige, und mit der Familie so eng verbundene Wesen allmählig den Sterblichen des Hauses sichtbar zu erscheinen. Bei einem unerwarteten Gange aus der hinteren Thür des Quartiers drückt die entsetzte Hausfrau oft eine menschliche stumme Masse gegen die Wand, ohne daß Aufklärungen über dieses Gespenst zu erlangen sind, oder der Hausherr begegnet, wenn er zufällig selbst öffnet, einem jungen, erschrocken nach „Herrn Schmidt" fragenden Menschen. Auf alle Erkundigungen muß sich die Herrschaft, wie manche mächtigere Person mit der Anrede: „mein Cousin", begnügen.

In bestimmteren Umrissen tritt der „Cousin als Onkel" auf. Dann sitzt er wehmüthig allabendlich nach dem Abendessen in der Küche, hilft Abwaschen, hält Wolle und Seide beim Abwickeln und schmachtet still. Er beutet nicht die Wirthschaft aus, sondern die Berliner Magd saugt ihn, wie die Pariser Lorette ihren Russen oder Engländer aus, er ist ein im Leben und der Liebe verspäteter Junggesellengreis, der mit ernsthaften Heirathsgedanken umgeht, aber aus Furcht vor einer alten Schwester die Mesalliance nicht einzugehen wagt. Man thut indessen wohl, vor dem „Onkel als Cousin", die Zuckerdose und Rumflasche unter hermetischem Verschluß zu halten.

Den Soldaten liebt die ächte Berliner Magd **nicht**:

ihr genügt der ihm zugestandene Grad von bürgerlicher Freiheit in keiner Richtung. Die Stunde des Zapfenstreichs, die ihn in sein eisernes Prokustesbett ruft, bringt ihr erst Erlösung aus dem Ungemach des Dienstes; sie liebt den freien Mann, vorausgesetzt, daß er „ein bildhübscher Mensch", oder ein Heirathskandidat ist; sie fordert den „Mann nach Neune." Nur in den ersten Geschichtsepochen der Provinzialdamen spielt der Grenadier eine große Rolle.

Als wichtiges öffentliches Moment taucht die Freundin auf. Gewiß hat der bittre Philosoph, welcher zuerst die Frauen der Unfähigkeit zur Freundschaft fälschlich beschuldigte, noch nicht gewußt, wie tödtlich den Hausfrauen diese Sorte von Freundinnen zuwider zu sein pflegt; er hätte darin einen neuen Beweis für seine Behauptung zu finden geglaubt. Die Freundin ist die böse Fee des Haushaltes, weil sie wie alle Wesen dieser Art, keinen ordentlichen Dienst hat, ungerufen zu jeder Zeit erscheint, wenn sie ganz besonders im Wege ist, und alle möglichen Tücken gegen die Hausfrau spinnt. Sie ist der Geist, der stets verneint und zur Empörung gegen das Sittengesetz des Hauses anreizt. Bei unerwarteten Besuchen, Krankheiten und Wochenbetten vertritt sie durch ihre Wühlereien das Prinzip des Ausgehesonntages; in der Woche ist sie unerschöpflich in Erfindung von Festen, Heirathen, Kindtaufen, selbst Sterbefällen in der Familie der Berliner Magd, deren Gegenwart bei selbigen hochnothwendig ist. In schwierigen Prozeßfällen zwischen Hausfrau und Magd tritt sie gegen Erstere keck als Küchenanwalt oder als Unterstützung bei Ohnmachten der Köchin auf, und plaidirt zuweilen so laut, daß der Hausherr sie durch einen Wurf die Treppe hinab an die Achtung vor dem Gerichtshofe erinnern muß. Sie spielt bald Krankenpflegerin, bald Kammermädchen bei unserer Jeanne d'Arc,

bald Kaffeeschwester, bald Diana in den Wolken; ist die Hausfrau noch jung und unerfahren, so dringt sie zuweilen dreist nach vorn in die Wohnung und vertritt die Rechte ihrer Auftraggeberin. Die Gattung der Freundinnen rekrutirt sich aus berühmten alten Köchinnen, die wegen Widersetzlichkeit und Trunk zwei Monate hindurch in jedem Quartal von erpreßtem Lohn und Kostgeld auf freiem Fuß, emancipirt von der Kasserolle leben.

Das italiänische Sprichwort sagt: „Erzähle mir, mit wem du umgehst und ich werde dir sagen, wer du bist;“ nach der Consequenz dieses Satzes glauben wir, daß dem Leser das Bild der berliner Magd ziemlich klar vor Augen stehen wird. In ihrer Toilette ahmt sie der Frau vom Hause nach, von der Suppe schlürft sie die Quintessenz, vom Kaffee das Aroma des ersten Aufgusses, von allen Einkäufen fällt ihr eine Zahl Procente zu, mit allen Verkäufern steht sie in Geschäftsverbindung. Wohl unterrichtet in der Specialgeschichte der Familie, bereichert sie dieselbe durch Vorträge im oberen und unteren Stockwerk mit dichterischem Schmuck, zu ihren Gängen bedarf sie der doppelten und dreifachen Zeit eines gewöhnlichen Fußgängers, zu ihrem Morgenschlafe eines Wächters, um zu Bette zu kommen eines Donnerwetters des Hausherrn, beim Kaufmann, am Brunnen, beim Bäcker und Schlächter, überall unterhält sie Stationen für ihre telegraphischen Correspondenten.

Und wer miethet denn einen solchen Ausbund der häuslichen Annehmlichkeit? fragt vielleicht eine über dieses Nachtstück empörte Leserin; die Lösung ist einfach: die berliner alte Magd kocht gut. Sie ist für eine Menge fashionabler Haushalte noch immer ein nothwendiges Uebel. Man sieht ihr die Flasche und das blanke Messer nach, mit dem sie Nachts im Rausche

den Flur durchstreicht, man giebt ihr mehr Feiertage, als die Katholiken im Kalender stehen haben, man beschenkt sie reichlich zu Weihnachten und verflucht sie im Stillen, man möchte sie am liebsten heute arretiren lassen und giebt ihr morgen Zulage, es geht mit ihr, wie mit anderen Chargen in dieser Welt; weil das künstliche Gebäude üppiger Gewohnheiten auseinander fallen würde, unterhält man mit stiller Resignation ein unvermeidliches Uebel.

Ein Börsenball.

Unter den Glücksrittern, welche im vorigen Jahre die hohe Fluth an der Börse benutzt und sich zur rechten Zeit auf das sichere Festland des baaren Geldes zurückgezogen hatten, befindet sich auch ein talentvoller Gentleman, den wir, um mißliebigen und ärgerlichen Deutungen auf bestimmte Individuen zu entgehen, mit einem der Namen bezeichnen wollen, welche jedem Berliner von Schicksalswegen zufallen können. Er heiße mithin Schultze und habe unter dieser weitverbreiteten Firma nicht die geringsten Einwendungen gegen die Begebenheiten in seinem Hause und die Schilderungen der darin auftretenden Persönlichkeiten zu erheben.

Der diesjährige Balltyphus war an dem Familienleben unseres Helden nicht vorübergezogen, ohne seine ansteckende Kraft auszuüben. Madame Schultze hatte es sogar durchgesetzt, den ersten der Subscriptionsbälle zu besuchen und es war ein Stachel in ihrer Seele zurückgeblieben. Sie wurde von dem Verlangen verzehrt, auch in dem eigenen Hause ein glänzendes Fest zu veranstalten, und in dem Kreise ihrer Freunde und

Bekannten von sich reden zu machen. Wichtige politische und gesellschaftliche Unterhandlungen bleiben, gleich den Besprechungen im Kriegsrath vor großen Schlachten, meistens mit dem dichten Schleier des Geheimnisses bedeckt; wir sind daher auch nicht im Stande, über die Intriguen und Frauenkünste Auskunft zu geben, welche die Dame angewandt hat, um das zähe Actiengemüth des nur für die Genüsse des Agio's empfänglichen Gemahls für das Arrangement eines Balles umzustimmen. Genug, an einem Morgen in voriger Woche fanden wir im Briefkasten eine lithographirte Anzeige, daß Herr und Frau Schultze die Ehre hätten, ihre Freunde an einem der ersten Märztage bei sich zu versammeln, daß man um 7½ Uhr freundschaftlichst eingeladen sei und in Thee und Abendbrot die Bewirthung bestehen werde. Auf die mystische Signatur: U. A. w. g. wurde daher der pflichtschuldige Bescheid ertheilt und sofort beschlossen, diese seltene Einladung anzunehmen. Das Schultze'sche Haus steht nämlich in den betreffenden Kreisen im Geruch jener streng geregelten Finanzwirthschaft, die sich zuweilen bis auf das nationalökonomische Gebiet der Schäbigkeit verirrt, und einem heiteren Beobachter von Menschen und Sitten pflegen ja gerade Festlichkeiten, welche auf solche Principien gegründet worden sind, den meisten Stoff ergötzlicher Unterhaltung zu bieten. Ein natürlicher Instinkt, von dem ich mir keine Rechenschaft zu geben weiß, der mich aber noch nie im Stich gelassen hat, wenn es darauf ankam, etwas Lächerliches zu ahnen, flüsterte mir allerlei wunderliche Dinge zu, und ich begab mich am festgesetzten Tage eine halbe Stunde nach der bestimmten Zeit in die Schultze'sche Wohnung.

Als ich aus dem Wagen stieg, bemerkte ich, daß alle Salons auf das Glänzendste beleuchtet seien und das Fest einen beträchtlichen Umfang anzunehmen drohe.

Der Markthelfer des Herrn Schultze riß mit Vehemenz die Wagenthür auf und ließ mir kaum Zeit, dem Kutscher zuzurufen, daß er mich um halb 1 Uhr abholen solle. Markthelfer Johann hörte diesen Auftrag nicht ohne Verwunderung und bemerkte etwas verächtlich: „O, die anderen Wagen sind alle erst um halb 4 Uhr bestellt.“ Ich ließ es indessen bei meinem ersten Befehl bewenden und folgte dem sinnigen Johann, der mich bis zur Flurtreppe führt, wo zwei Stearinlichter mit wildem Flackern der Zugluft Trotz zu bieten suchten. Zugleich fiel mir auf, daß der vertraute Diener seines Herrn die graue leinene Tändelschürze, die ihn durch's Geschäftsleben begleitete, auch an diesem Festabende nicht abgelegt hatte, und ich war kurze Zeit hindurch ungewiß, ob er dieses nützliche Wirthschaftsstück trage, um von den Gästen nicht beschmutzt zu werden, oder um ihre Garderobe vor seiner Berührung zu schützen. Am Eingange der Wohnung wurde ich von einem schustermäßig aussehenden Veteranen empfangen, welcher die Garderobe unter seiner Obhut hatte und bei dem Lichte einer Argand'schen Lampe, mit der düsteren Miene eines Adepten grübelnd umherging, und sich die Gestalten der Kleider und Mäntel einzuprägen schien. Sein unentschlossenes, beinahe schaudererregendes Aussehen flößte mir einige Besorgniß in Betreff der Garderobe-Einrichtungen ein, und ich fragte vorsichtig: „Sie halten doch gute Ordnung, mein Lieber?“

„Hier geht nichts verloren, mein Herr, wenn Sie sich nur Ihre Nummer gehörig merken!“ antwortete der Kleideralchymist.

„Haben Sie denn keine auf Pappe gedruckte Nummern?“

„„Wie heißt Pappe — Pappe kann verloren gehen, wenn die Herrschaften betrunken sind, aber be-

halten, das ist die Sache, die Nummer behalten; da weiß man, was man hat.""

„Wie merken Sie sich denn aber die Sachen, wenn Sie keine Nummern anheften?"

„Spaß, mein Herr, reiner Spaß — da müßten wir nicht in der Packkammer auf der Hamburger Bahn angestellt sein!"

Das ließ sich hören und ich wollte eben meinen Lord Raglan ausziehen, als ich bemerkte, wie der Kerl, statt mir Hülfe zu leisten, mit der Linken oben in den Rockkragen, mit der Rechten nach einem großen Stück Kreide griff und auf meinem Rücken zu arbeiten begann, als sollte ich mit dem heute abgehenden Güterzuge, im Packwagen Nr. 103 verschickt werden, zugleich sagte er ohne sonderliche Verwunderung oder Gemüthsbewegung: „Sie haben Nr. 34, merken Sie sich die Nummer gut, das rathe ich Ihnen, sonst kann ich Nachts für nichts stehen." Ich war über dieses Verfahren so erstaunt, daß ich betroffen schwieg, als der treue Kleiderwächter die Hand nach meinem Hute ausstreckte, um ihn gleichfalls mit dem nothwendigen Kreidezeichen zu versehen. Schnell zog ich ihn zurück und sagte: „Ich nehme meinen Hut mit." Da bemerkte der würdige Alte mit edler Einfalt: „Na, hören Sie, sicher ist sicher, wenn Sie die Sorte sehen sollten, die ich hier draußen habe, da würde Ihnen doch für Ihren Hut bange werden, gehen Sie lieber Nummero Sicher, und lassen Sie ihn mir hier; es wird Ihnen doch nicht auf ein Viergroschenstück ankommen!"

Darauf kam es mir allerdings nicht an, allein da in allen Gesellschaftsaffairen mein strengster und erster Grundsatz ist, über das Wohl meines Hutes zu wachen, drückte ich meinen Pariser Zehnfrankendeckel à Ressort rasch zusammen und betrat die Salons, wobei der Alte mich begleitete und hinter mir die Thür ein wenig

offen ließ, wahrscheinlich, um den Effekt eines Herrn zu beobachten, der den Hut nicht draußen ließ, vielleicht auch, um zu erfahren, ob mir das kostbare Stück nicht gleich geraubt würde. Im ersten Zimmer stand Herr Schultze, vornehm vom Altan einer mörderisch gesteiften Halsbinde in das gemeine Leben blickend, und statt mit einem Orden, mit einer rothen Blume geziert, die er den Cotillonsüberraschungen entlehnt hatte; er war von einem Generalstabe alter, nach Whist oder Boston lechzender Männer umgeben, die sich vor den jungen Herren und Damen fürchteten und entsetzlich schmutzige Handschuhe trugen. Nachdem Herr Schultze die Aufregung der ersten Freude, mich in seinen Salons zu erblicken, niedergekämpft hatte, wies er mich, seinen Posten behauptend, in ein zweites Zimmer, wo Madame Schultze, überragt von einem vielgeprüften Paradiesvogel auf einem dunkelrothen Sammtturban, die edle Sitte zarter Weiblichkeit übte. Auch sie war von einer alten ehrwürdigen Amazonengarde umgeben, die indessen erst in späteren Jahren diesen kriegerischen und keuschen Grad angenommen zu haben schien, denn das im Nebenzimmer stattfindende Gewimmel von jungen Damen und Herren, die der Aehnlichkeit nach nur Söhne und Töchter vorstellen konnten, machte es sehr unwahrscheinlich, daß diese Greisinnen von jeher dem männlichen Geschlechte Haß und Rache zugeschworen haben sollten.

Zu jung, um an dieser Sphäre länger zu saugen, wie der Erdgeist im Faust bemerkt, zu alt, um mich unter die Tänzer zu mischen, schwankte ich längere Zeit in einer mißlichen Justemilieu=Stellung umher, und wehrte mich gegen das fliegende Corps der Lohnbedienten und ihre erbitterten Angriffe mit Thee, dessen Farbe so bleich war, als die Aussichten des himmlischen Reiches, seines Vaterlandes, in die Zukunft. Schon

war ich in eine Ecke zwischen ein Bücherspinde und den Ofen manövrirt und gab die Hoffnung auf, dem Thee zu entwischen, als der Anfang der Musik mich rettete und das Geräusch scharrender Füße im Saale die Aufmerksamkeit der Lohnbedienten von mir ablenkte. An dem oberen Ende des langen Saales war ein tafelförmiges Piano aufgestellt, auf welchem ein gemietheter Clavierschläger trommelte, während neben ihm ein langer welker Mann saß und an einer Violine Wiederbelebungsversuche anzustellen suchte. Die Musik dieser beiden Männer klang nicht wie eine fröhliche Aufforderung zum Tanze, sondern wie die melodramatische Begleitung zu dem Salomonischen: „Alles ist eitel!“ nach diesem Walzer schien nur die Verzweiflung an den Rand eines tiefen Mühlgrabens tanzen zu können. Als mildernder Umstand ließ sich freilich anführen, daß die Männer bereits seit Januar dem Schlaf entsagt zu haben schienen und denselben nur als eine seltene Näscherei betrachteten.

Nach einigen Tacten voll grausamer Töne hatten sich die Paare geordnet, und der Tanz begann und setzte sich fort mit jener Ausdauer und Beharrlichkeit, welche leider im Leben bei den meisten ernsthafteren Geschäften der Menschen vermißt wird. Der weite Kreis der Tänzer war aus den heterogensten Bestandtheilen der Gesellschaft zusammengesetzt, und ich sah im Geiste schon vorahnend das Geklatsch des folgenden Tages über der Versammlung schweben. Der große, aber nicht sonderlich feinfühlende Schultze und sein wackeres Weib hatten wie Kraut und Rüben Alles zusammengebeten, was sie von alten und jungen Leuten im Laufe ihres Lebens kennen gelernt hatten. Da war der Medicinalrath und Arzt des Hauses mit seiner majorennen Tochter, der Rechtsanwalt der Firma nebst zwei Schwestern aus dem Verfall des Mittelalters,

der Hauswirth mit seiner etwas tauben Frau und einer Kamellientochter, ein Geheimerrath als eine Art Verwandter, wie der Haifisch ein Verwandter des Hechtes ist, und dann der Reviercommissarius mit seiner starken Familie, der aus ganz unbekannten Gründen eingeladen war. Die verwitterten Freunde des Geschäftes von Schultze u. Comp., die erwähnten schmutzigen Handschuhe und Whistspieler, bildeten eine starke und bösartige Fraction in einem Nebenzimmer, und bekümmerten sich nur um die Damen im Kartenspiele, aber nicht im Geringsten um die zahlreichen Pflänzlinge, die sie aus ihren Familienkreisen für die Tanzkunst geliefert hatten. Wer waren die jungen Herren, deren Herr Schultze für seinen Ball habhaft geworden war? Zum Theil schienen sie aus großen und offenen Geschäften entlehnt zu sein, zum Theil der jüngern Rechtsgelehrtheit und anderen harmloseren Wissenschaften anzugehören; mehrere gehörten offenbar zu den schönen Künstlern. Denn da es in Berlin seit der letzten Gemäldeausstellung Sitte geworden ist, die Maler Hildebrandt und Richter in reichere christliche und jüdische Gesellschaften einzuladen, ließ sich voraussetzen, daß auch Vater Schultze einige Vertreter des Pinsels und Griffels bitten würde und hätte er sie direct aus einem Atelier verschreiben müssen. Ein Drittel der erwähnten jungen Leute täuschte aber die gehegten Erwartungen ihrer Wirthe auf das Empfindlichste. Berufen, um dem Tanze auf Tod und Leben zu fröhnen, und namentlich, außer der überreifen Madame Schultze, noch einige ähnliche Exemplare aus dem Anfange dieses Jahrhunderts auf die Diele zu schleppen, entschlugen sie sich, sobald sie bemerkt hatten, daß alle jüngeren Damen ihre Tänzer gefunden, aller Gedanken an Auszeichnung durch Uebungen in der zierlichen Kunst, und verweilten in der anständigen Haltung von Torso's oder Hermen, in der Gegend

der Musik, wo sie der Tanzenden wegen, für Herrn Schultze nur schwer erreichbar waren.

Es ließ sich nicht läugnen, daß Herr Schultze große und anerkennenswerthe, nur leider nicht von Erfolg gekrönte Anstrengungen machte, die renitenten Truppen in das Gefecht zu führen. Ich will nicht untersuchen, ob ihn zu diesen Großthaten das Verlangen, seinen männlichen Gästen Vergnügen zu machen, oder ein altheidnischer religiöser Wahn, sie den bejahrten Schönen zum Opfer zu bringen, anreizte; gewiß ist nur, daß die feigen Tänzer ärger wie Faust im zweiten Theile schauderten, wenn sie Herrn Schultze die „Mütter" erwähnen hörten. Endlich gelang es ihm, einen kleinen Jüngling, der seinen Frack mit der naiven Eleganz eines Confirmanden trug, anzuwerben und auf Madame Schultze hinzusteuern, doch ach! in diesem Augenblicke schwieg die Musik, die Tanzenden zerstreuten sich in bunte Gruppen.

Eine Erfrischungspause war eingetreten.

Von allen Seiten drängten sich die Lohnbedienten heran, eine Schaar junger, mit weißen Halsbinden geschmückter Männer, welche auf großen Präsentirtellern einen dem Anschein und Geschmack nach aus sauren Gurken angefertigten Ananas-Cardinal trugen und ausboten. Schon bei ihren früheren kriegerischen Uebungen hatte ich bemerkt, daß sie in ihrem Fache Rekruten ähnlicher, als geübten Soldaten seien, und meine Besorgnisse für den Glanz des Schultze'schen Abends nicht unterdrücken können. Einen Lohnbedienten empfahl es gewiß nur wenig, wenn er eine einzelne Tasse von der Commode nahm und sie bei dem Versuche, sie auf das Theebrett zu setzen, jämmerlich auf die Erde warf und zerschlug. Man kann zu seiner Entschuldigung freilich sagen, daß er den Mann mit der Violine zu aufmerksam betrachtet und bewundert

hatte, weil dieser schlief und doch sein Instrument spielte, allein wer hieß ihn, sich in Dinge mischen, die nur den Hausherrn angingen! Die junge tanzlustige Welt fiel über den Cardinal mit dem Durste des Candidaten Jobs her, aber die aufregende Wirkung war nur gering, und was die älteren bei Whist und Boston sitzenden Herren Hausfreunde betrifft, so zweifelte ich keinen Augenblick lang, daß ihnen ein einfacher Schnaps lieber gewesen wäre.

Nach dieser Episode begann der Tanz mit seltener Lebhaftigkeit von Neuem und da Herr Schultze sowohl als auch einige ältere Herren inzwischen ihre Maßregeln getroffen hatten, gelang es wirklich, Tänzer anzuwerben und den antiken Bodensatz der Gesellschaft auf das Parket zu bringen. Während der Polka versuchte ich, da mich nachgerade die Langeweile wie ein gewappneter Mann anfiel, mit einem Herrn eine Unterhaltung anzufangen, allein der Zufall wollte es, daß drei Herren, die ich nacheinander anredete, sich jedesmal als Lohnbediente auswiesen. Diese jungen Männer, bis jetzt noch Novizen in der Ausübung ihrer strengen Pflichten, hatten sehr wohl bemerkt, daß die Autorität des Herrn Schultze nicht weit her sei und Feste überhaupt nicht oft vorkämen; sie waren daher aus den Nebenzimmern und der Küche herbeigeeilt, hatten ihre Aufwartegeschäfte bei Seite geschoben und belustigten sich auf dem Balle als Zuschauer. In ihrem glücklichen Lebensalter sahen sie übrigens den hülflosen jungen Rechtsgelehrten, schönen Künstler und Handlungsbeflissenen so ähnlich, daß sie sich getrost unter die Tanzenden hätten mischen und eine Dame auffordern können. Dieser in vornehmen Häusern freilich unerhörte Umstand verschönerte in meinen Augen das Fest und stattete es mit den herrlichen Eigenschaften der Freiheit, Brüderlichkeit und Gleichheit aus. Im

Kartenzimmer, wohin ich mich auf eine halbe Stunde begeben hatte, herrschte ein düsterer mißmüthiger Geist. Die dort befindlichen Spieler mochten daran gewöhnt sein, diese Stunde bei einem Glase Bier und einer Pfeife Taback gemüthlich in ihren Tabagien zu sitzen und sich in geistreichen Bemerkungen über den Lauf der Welt zu ergehen; solche Naturen mußte der seltene und strenge Geist des Schultze'schen Balles vollkommen niederdrücken. Die mörderischen steifen weißen Halsbinden, die gebrannten Haarfrisuren, die engen Wände der von Kraftmehl starrenden weißen Westen, zwischen denen die Unglücklichen wie in Zellengefängnissen eingesperrt saßen, die ungewöhnten Bratenröcke und endlich die unnatürlich engen Glanzstiefeln ängstigten diese Herrengesellschaft mehr, als es die Gegenwart irgend eines vornehmen Herrn vermocht hätte. Es war sehr lieblich anzusehen, wenn der Wirth an seine auf der Ballfolter liegenden Gäste herantrat und sie bald fragte, wie sie sich amüsirten, bald angenehme Rathschläge im Kartenspiel ertheilte und die Lohnbedienten anreizte, den Cardinal von sauren Gurken umherzureichen, ihm selber stand der Schweiß in den hellen Tropfen der Todesangst an der Stirn, und wenn man die Tiefen seiner Physiognomie näher ergründete, entdeckte man wohl, daß dieser Ball der erste und letzte seines Lebens sein werde.

Unterdessen war im Tanzzimmer nach Beendigung der Polka eine Generalpause eingetreten, welche theils mit Nußtorte, theils durch den Baßgesang eines Herrn ausgefüllt wurde, der bis jetzt, wie alle großen Sänger, auf den Tanz verzichtet hatte. Der unbekannte Bassist, dessen aufgeworfene Lippen, verbrannte Gesichtsfarbe und kriegerische Augen mich vermuthen ließen, daß er bei dem Musikchor eines Reiterregiments vielleicht die erste Posaune blase, trug keineswegs angenehme und

erheiternde Tonstücke vor, sondern sang nur schauerliche Arien aus dem Freischütz, Fidelio und unterbrochenen Opferfest. Die Gesellschaft nahm indessen an seinem Repertoir keinen Anstoß, sondern überschüttete seine Kraftanstrengung und athletischen Stimmübungen mit einem Beifallssturm, in den das ferne Kartenzimmer mit einstimmte.

Der Gesang, welcher fast die ganze Gesellschaft um das Piano versammelt hatte, wurde von den Lohnbedienten benutzt, die wichtige Frage des Abendessens in Ordnung zu bringen. Das Schultze'sche Ehepaar huldigte nicht der Theorie der warmen Kost, es hatte in dem seinem Balle vorausgehenden Familienrathe beschlossen, den Punkt der Ballkost im Wege der sogenannten „Büffets“ zu erledigen. Die Lohnbedienten trugen also eine Anzahl kleiner Tische in die Nebenzimmer, welche ungefähr wie die Toilettenapparate aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts aussahen, jedoch statt mit Seife, wohlriechenden Wässern, Schminke, Bürsten und Kämmen, mit nützlichen Magenutensilien bedeckt waren.

Sobald daher der Bassist seinen letzten Odem ausgehaucht hatte, betrat Herr Schultze mit allem ersinnlichen Anstande den Saal und forderte die Anwesenden auf, eine leichte kalte Collation einzunehmen, während sich seine Gemahlin in das Nebenzimmer begab und die dort befindliche ältere Fraction gleichfalls anregte, die Hände zum lecker bereiteten Mahle zu erheben. Ich wünschte wohl, der Leser dieser wahrhaften Beschreibung vermöchte seine Phantasie krankhaft genug zu erhitzen, um sich eine gehörige Vorstellung von dem Angriff der jungen Herren auf die hingestellten Eßapparate zu machen. Während sonst die Sitte der Büffets es mit sich bringt, daß die Herren sich zum Hofedienst anschicken und den Damen die Dienste

erweisen, von denen die Chroniken des Mittelalters voll sind, mißachteten die anwesenden Tänzer vollständig diesen ehrwürdigen und zierlichen Gebrauch, und gebehrdeten sich wie Baschkiren und Kirgisen, welche nach einem langen Ritt endlich über die Kost des Nachtquartiers gerathen. Bald sollte ich über die Folgen dieser schrecklichen und unerhörten Angriffe Näheres erfahren. Hinter einer Epheuwand sitzend und an einer harten, dünngeschmierten und noch dünner mit geräucherter Zunge belegten Semmel nagend, wurde ich unfreiwilliger Zeuge einer vertraulichen Besprechung, zu welcher sich das geängstigte Schultze'sche Ehepaar in die Gegend dieses Dickichts zurückgezogen hatte.

„Schultze," sagte die Hausfrau, ihren Turban verzweifelnd auf dem Kopfe schwenkend, „Schultze, wir reichen nicht mit den kalten Fleischwaaren!"

„Wie sollen wir auch reichen," antwortete Schultze mit einer vor sittlicher Entrüstung bebenden Stimme, „wenn sie den kalten Braten und die Wurst von den Butterbröten essen und diese mit der Butterseite unten an die Tischplatte kleben!"

„Lieber Mann, es ist wohl nicht möglich?" jammerte die unglückliche Ballmutter, welche die Schärfe der Sitten unserer gegenwärtigen Generation noch nicht kannte, „das ist ja eine wahre Sünde, das liebe Brot so zu mißhandeln!"

„Der rothe Bildhauer mit dem zerzausten Bart ist der Hauptanstifter — der Mensch sollte das Brot lieber mitnehmen, damit er in der Woche etwas zu essen hätte!" sagte der Ehegatte und schlug mit dem Fuße vor Zorn gegen die mich verbergende Epheuwand.

Das bedauernswerthe gastliche Paar that mir sehr leid; ich beschloß, keinen Bissen mehr anzurühren und den Rest meines Soupers dem kleinen Affenpinscher

Bello zu verabreichen, der sich eingeschlichen hatte und etwas von den Büffets zu erbeuten suchte. In der edlen Stimmung eines Asceten, der für seine Person auf die Freuden der Welt verzichtend, seine Thätigkeit nur dem Wohle seiner Nebenmenschen widmet, warf ich mich in diese essende Menge und rettete so viel als möglich, um es den Damen zu bringen. Meine Anstrengungen fruchteten jedoch nur wenig: „die Theilung war längst vorbei!“ Nur mit Forschungen unter Ruinen beschäftigte ich mich eine Viertelstunde lang, bis die Klänge des Cotillons zum erneuten Tanze riefen.

Schon stand ich im Begriff, mich im Civilverfahren des polnischen Abschieds zu entfernen, als die Schaar der Lohnbedienten abermals meinen Antheil fesselte. Sie eilten durch die Hinterthür des Boudoirs herbei, um die Reste des Abendessens zu entfernen, und kauten dabei mit beiden Backen. Offenbar hatten sie inzwischen ein besseres Souper über Seite gebracht und verzehrt, als uns zu Theil geworden war. Auch zeigten die Jüngsten sichtbare Symptome von dem Einfluß im Uebermaaß genossenen Rebensaftes.

Während die Knallbonbons krachten, die Bouquets überbracht und einige Vorsitzende der bösartigen Kartenfraction „geholt“ wurden, entfernte ich mich und suchte die Garderobe auf. Der Veteran empfing mich im freundlichen Stadium der Angetrunkenheit. „Na, Nr. 84, Sie sind der Erste, schon nach Hause, hübsch solide, nicht wahr?“ „34, lieber Mann,“ sagte ich; er aber ließ sich nicht überzeugen, lächelte sicher und vornehm und wollte mir ein ganz kleines Knabenmäntelchen umhängen, das ein Tänzer von seinem kleinen Bruder geborgt zu haben schien. Ich bemächtigte mich endlich meines Oberrockes, beschenkte den Mann für seine Signatur-Erfindung reichlich und warf mich in

meinen Wagen, im Geiste die Einzelnheiten des kostbaren Balles meinem Gedächtnisse fest einprägend und zu einem Artikel ordnend.

Eine Vorlesung.

Man wird sich erinnern, daß es in Berlin viele Sorten von Vorlesungen giebt, wenn wir von denen im Universitätsgebäude gar nicht einmal sprechen wollen. Es lesen alte wurmstichige Herren Aufsätze vor, die halb nach Schularbeiten, halb nach Pfennigsmagazinen schmecken, Herren mit Schnurrbärten lesen zwischen zwei Lichtern und einem Glase Zuckerwasser waschlederne lyrische Gedichte oder steifleinene antike Trauerspiele vor, zierliche Frauenzimmer thun ein Gleiches mit ihren eigenen dichterischen Tapisseriearbeiten, welke Schulmeister lesen über das Licht, die Elektricität, Göthe, Kartoffelkrankheit, Mysticismus und Leuchtthürme, junge Schauspieler lesen langweilige Gedichte in Matinéen vor; es giebt einen krankhaften Hang zu öffentlichen Vorlesungen, eine Declamationsmanie, welche sich aller Lebensalter bemächtigen kann. Von dieser Vorlesungskrankheit gedenken wir nicht zuschreiben. Diesmal beschäftigen uns nur die heimlichen *Privatvorlesungen* mit vertheilten Rollen, die schauerlichen Surrogate für Theaterabende.

In Berlin existiren Familien, in welchen der unglückliche Hang zu Vorlesungen mit vertheilten Rollen erblich zu sein pflegt. Diese Familien sind fast immer sehr begütert, leiden aber an jener Ader von Originalität, für welche die leichtsinnige Welt schlechtweg das frevle Wort „verdreht" aus der Drechslerwerkstatt zu entlehnen liebt. Sie geben keine Bälle und rauschende

Gesellschaften; das Aeußerste, zu dem sich der Geist der Geselligkeit in ihren Hallen erhebt, ist eine musikalische Abendunterhaltung mit Trio's, gespielt von einer Tochter und zwei Kammermusikern, und einer einsamen Whistpartie von drei Anachoreten in einem abgeschieden gelegenen Zimmer, wo der Hausherr für gewöhnlich seinen klysopompischen Studien obliegt. Solche Familien sind düster, verheirathen schwer ihre Töchter und haben einen natürlichen Abscheu vor allen jungen unverheiratheten Leuten.

„Lieber Freund! wenn Sie am Sonntagabend nichts Besseres vorhaben, so beehren Sie uns pünktlich um sechs Uhr zu Thee und Abendbrot. Vergessen Sie auch ihren Lessing nicht. Wir werden den Band brauchen, in welchem Nathan der Weise steht. Unser alter Dichter kommt auch!“

So lautete ein Billet, daß ich von dem Oberhaupte einer jener Familien kurz vor Weihnachten erhielt. Ich muß aufrichtig bekennen, daß mir in dem Augenblicke, als ich eine zusagende Antwort auf diese Einladung abschickte, die Schrecken der Vorlesungen mit vertheilten Rollen durch eine längere Unterbrechung ganz aus dem Gedächtniß entschwunden waren, und ich, in meinen Gedanken mit anderen Dingen beschäftigt, den Sinn jener Zeilen weiter nicht beachtete. Ich beendete am festgesetzten Tage meine Geschäfte zeitiger als gewöhnlich, steckte den geforderten Band des Lessing in die Tasche und fand mich zur festgesetzten Zeit ein. Kaum hatte sich aber hinter mir die Thür der Wohnung geschlossen und ich die ersten Schritte durch das Vorzimmer des prachtvollen, aber düsteren Quartiers gethan, als ich von den schauerlichsten Ahnungen überfallen wurde. Wenn ich in eine Gesellschaft der Gegenwart durch mehrere Zimmer mit massiven Mahagonischränken, alten Oelgemälden von Familienportraits,

vergilbten Fußteppichen und schweren silbernen Leuchtern geführt werde, so wittre ich abscheuliche Gesichter von podagristischen Onkeln, schlecht vorgetragene Tenorarien von Gluck und Mozart, l'Hombrepartieen mit tauben Greisen und eine Großmutter mit ächten Spitzen für einige tausend Thaler. Die Empfindungen der Menschen gehen von ihnen auf die Atmosphäre ihres Wohnortes über und theilen sich den Personen mit, welche zufällig in diesen Dunstkreis gerathen. In Gefängnissen wird man von der eingerosteten Luft, in Büreau's von der staubigen Papierknechtschaft, in Krankenhäusern vom Dunst der Armuth und des Elend's, in reichen antiquarischen Häusern von dem Moderqualm der gräßlichen Langenweile ihrer Bewohner angesteckt.

Der Hausherr empfing mich mit gemessener Freundlichkeit, als er Lessing in meiner Hand entdeckte, und führte mich in das Gesellschaftszimmer, das matt erleuchtet und grauenhaft in der Mitte einer Anzahl dunkler und nur mittelmäßig geheizter Zimmer lag, deren Thüren alle offen standen, denn Niemand glaubt, was für eine Quantität von häuslichem Schauder und absterbender Ofenwärme solche Familien ertragen können. An helle moderne Beleuchtung, oder an den milden Schimmer der Studierlampe gewöhnt, ängstigten mich diese düsteren Streiflichter auf den Goldrahmen der dunkeln Nebenzimmer, die aus dem Dunkel hervorgrinzten und nach den Köpfen schnappten, diese hochbeinigen Astrallampen mit Mondscheinglaskugeln, das kühle gewichtige Silber des Theegeschirrs, das es doch noch nicht zu einem Samowar oder einer Berzeliuslampe gebracht hatte, sondern mit lauwarmem Wasser aus der fernen Küche gespeist wurde. Ich fand die Gesellschaft sehr einsilbig. Der Wirth und seine Tochter erkünstelten einige verfehlte Arabesken von Höflichkeit, eine stumme Gnädige saß auf dem Ehrenplatze

des Sopha's und stickte an einer vorweltlichen Filetarbeit, ein junger Regierungsrath mit seiner hübschen Frau hatte sich bereits in das Unvermeidliche ergeben und sah aus, als wäre er vor länger, als zweihundert Jahren, für das Erbbegräbniß seiner Familie in Stein ausgehauen worden, zwei ältere junge Herren, die zuweilen mit den flachen Händen leise ihre zartbedeckten Glatzen touchirten und den Wirth Gönner nannten, saßen im zweiten Treffen am Tische, und ein sehr schönes großes Mädchen von jenen acht und zwanzig stehenden Jahren, die wir Alle kennen, das aber vor den zimperlichen Alterthümlichkeiten und phänomenalen Rücksichtsskrupeln und Nörgeleien der „Familie", trotz Schönheit und Reichthum um alle Heirathspartieen gekommen war, saß am Tisch, und ließ ihre wundervollen nackten Arme und eine junonische Büste, wie Frau Venus durch die Abenddämmerung am Hörselberge leuchten. Wie sie in einem kirschrothen Sammetgewande so prangte und gelangweilt die auf dem Tische liegenden Lessinge durchblätterte, wie sie dann mit einem bitteren Lächeln die Gesellschaft überflog, und ein böser tiefer Zug um ihren feinen Mund sichtbar wurde, konnte man sich wohl heimlich an den Nacken fassen und etwas von kaltem Eisen spüren, so viel arger Menschenhaß lag in ihrem Blick aufgespeichert. Nun kam der alte Dichter und sie lächelte fröhlicher, denn der alte Dichter hatte zuweilen ihre Schönheit in zierlichen Versen besungen. Zwar war dieselbe Huldigung auch schon ihrer Mutter zu Theil geworden, allein gereimte Liebesworte klingen immer süß, und zudem mochten nur diese Sonette und Madrigale als die einzig erlaubten Ausstrahlungen des officiösen Familiengenius in ihre Hände gekommen sein. Was sonst von Poesie heimlich herbeigeflattert war, schien von den wohlabgerichteten Anstandswächtern auf-

gefangen und an die oberste Behörde abgeliefert worden zu sein. Der alte Dichter galt, wenn auch nicht draußen in der Welt, so doch in der „Familie", für eine unumstößliche Autorität in poetischen Civil- und Criminalsachen. Er gehörte zu der mythologischen Schule und bediente sich, unbekümmert um die Fortschritte der Zeit, aller Götter und Göttinnen der Heidenwelt, zu Bildern und Anspielungen. Das zweite Knopfloch seines Fracks war mit mehreren Bändchen geziert, die er von kleinen deutschen Herren für allerlei frühere Gefälligkeiten, prosaischer und poetischer Art, erhalten hatte und auf seinem Gesichte lag die Ruhe des olympischen Jupiter. Nachdem er uns oberflächlich gemustert und noch oberflächlicher gegrüßt — die älteren jungen Herren verbeugten sich so tief, daß sie ihre Glatzen an dem Vließ des Fußteppichs in Unordnung brachten — begann er einen lebhaften Monolog, in dem er Einzelne von uns mit einer solchen pathetischen Allgemeinheit anredete, wie die tragischen Helden auf dem Theater das Schicksal, die Natur, den Himmel, die Hölle, oder sonst Sachen, von denen Niemand etwas Bestimmtes und Angenehmes weiß, die auch ihrerseits niemals Antwort auf die allerdringlichsten Fragen ertheilen. Man sah dem alten Dichter an, wie wohl ihm in dem unheimlichen Quartier, unter den vergoldeten Bilderrahmen, bei der mysteriösen Beleuchtung und dem laulichen Theewasser war; er glich einem kolossalen Fisch, der, in der kühlen Meertiefe stehend, vor sich hin behaglich in das Dunkel glotzt. Endlich entschloß sich der berühmte Mann aus seinen Theorieen in das praktische Leben niederzusteigen und von den Plänen des Abends Notiz zu nehmen.

„Wir wollten ja wohl Lessings Nathan den Weisen mit vertheilten Rollen lesen?" begann er mit wohlwollendem Blicke auf uns Schächer.

„Ja, lieber Geheimerath“, antwortete der Wirth, „hier sind sechs Exemplare des Werkes, es kommt nur darauf an, daß Sie die Rollen vertheilen.“

Eine altmodische Pendüle schlug bei diesen Worten mit heiserem Metallton sieben Uhr und erinnerte mich an die Länge des Schauspiels unseres herrlichen Lessing.

„Ich werde den Nathan lesen“, fuhr der Geheimerath fort, „Sie, unser liebenswürdiger Wirth übernehmen den Saladin und der Herr Regierungsrath hat wohl die Güte, den Tempelherrn durchzuführen. Die Damen“, setzte er mit galantem Niederschlag der Augen hinzu, „werden wahrscheinlich schon die weiblichen Rollen unter sich vertheilt haben, so daß ich mir in dieser Hinsicht keine Vorschläge erlaube.“

Wirklich bemerkte ich, wie nach dieser freundlichen Aufforderung noch zwei Frauenzimmer aus dem Schatten einer riesigen Marmorvase, die vor einem hohen Fenster stand, mit Lessingen in den Händen hervorkamen und sich dem Lichtkreis auf dem Tische näherten, um ihren Antheil an dem hohen Genuß der Vorlesung zu erhalten. Die Spukhaftigkeit der Scenerie wurde nebenbei noch durch den alten Bedienten des Hauses vermehrt, der mitten im Dunkel des nächsten Bilderzimmers, lautlos wie der Geist des abgeschiedenen Dänemark dastand, und auf irgend eine beschwörende Anrede zu warten schien.

Nach kurzen Vorbereitungen begann nun die Vorlesung, in der mir die bescheidene Rolle des Klosterbruders zugefallen war, deren geringer Umfang mir gestattete, mich zu der stattlichen Schönen zu setzen, mit ihr aus einem Buche zu lesen, und meine Glossen über diese merkwürdige Unterhaltung in der Mitte eines sonst so lebenslustigen und vergnügungssüchtigen Jahrhunderts zu sammeln.

Wir begannen die Verarbeitung Nathan's ungefähr

zehn Minuten nach sieben Uhr und setzten dieses Geschäft mit ungeschwächten Fonds und ausreichenden Mitteln so lange fort, daß mir zuletzt vor Hunger, Durst, Abspannung der Nerven und dem Anhören abgetakelter Stimmen und zahlloser fehlerhafter Accente, ganz schwarz vor den Augen wurde.

Der alte Dichter ging dem Nathan mit einem hochnothpeinlichen Verfahren zu Leibe und ließ ihm auch nicht einen leisen Laut im Leibe. Er trug ihn vor, wie ein ordinärer Coulissenreißer den Karl Moor, den Abällino oder den Otto von Wittelsbach declamirt, und hatte seinen Vorbildern auf der Bühne ihre Künste so genau abgemerkt, daß mir der Verdacht aufstieg, der alte Dichter bringe seine meisten Abende in den Theatern vor den Thoren zu. Wenn er den armen alten Juden eine Zeitlang durch Dick und Dünn gezerrt hatte, bremste er den Courierzug seiner Declamation und fuhr eine Weile fein säuberlich, wie über einen gefährlichen hohen Damm, und die Zuhörenden und Mitlesenden hielten den Athem an, weil sie ahnten, daß diese Ruhe nur von kurzer Dauer sein und eine gefährliche Explosion gleich folgen werde.

Die älteren jungen Herren waren im höchsten Grade entzückt über eine solche Kunst des Vortrages. Sie hoben alle fünf Minuten die Hände unter dem Tisch gen Himmel, und hielten den alten Dichter für größer, als sämmtliche Schauspieler des Hoftheaters, inclusive der fremden berühmten Gäste. Ueberhaupt war an ihnen zu bemerken, daß sie das heutige Vergnügen über alle möglichen Kunstgenüsse des Alterthumes und der neueren Zeit stellten und von Dankgefühl gegen den Wirth tief durchdrungen waren. In der alten und berühmten Zuckerfabrik, in welcher sie etwas verwalteten, bekleideten oder vertraten, das zuverlässige Leute erforderte, ereignete sich die Woche über nie etwas

ähnliches Poetisches und wenn sie wirklich alle halbe Jahre einmal das Theater besuchten, so standen sie den Akteuren zu fern, als daß ihr Vergnügen vollständig gewesen wäre. Hier saß Nathan leibhaftig vor ihnen und schnupfte sogar aus der Tuladose des Aeltesten der beiden älteren jungen Herren, sah auch häufig Beide mit großem starrem Auge an und schüttete ihnen Lessing's Weisheit herablassend über die Köpfe.

Unser lieber Wirth stammelte ein wenig und vermochte deshalb nicht den edlen Sultan Saladin mit der Würde zu bekleiden, welche den Fürsten des Orients so wohl steht, doch störte eine so kleine Untugend das Ensemble nicht wesentlich, denn dieses Stammeln gewährte doch gewisse Abschnitte, wenngleich sie auch nicht immer zu dem Sinne der Dichtung paßten, und ersetzte die vorgeschriebenen Interpunktionszeichen. Der junge Regierungsrath und Tempelherr las, als ob er von einem wüthenden Nationalhaß gegen die Interpunktionszeichen durchdrungen sei. Den Vorwurf, daß er seine Rolle zu deklamatorisch halte, konnte man ihm daher nicht machen, aber wohl den, daß er die Verse Lessing's behandle, wie ein Waisenhausvater die ihm anvertrauten Zöglinge. Er beköstigte sie mit Sinn und Ton so schlecht, daß sie offenbar ganz von Kräften kamen und das Mitleiden jedes guten Menschen erregten. Der alte Dichter wurde durch diesen Uebelstand nur wenig gestört, denn jeder schlechtere und kraftlosere Vorleser mußte seinen Ruhm nothgedrungen erhöhen. Daß wir aber an Kraft und Ausdauer mit ihm nicht wetteifern konnten, zeigte sich deutlich bei der berühmten Erzählung von den drei Ringen. Auf diese Stelle mußte unser Nathan eigends gewartet haben. Er griff mit eisenfester Hand in sein sauber gefaltetes Jabot und rüttelte sich selber vorher mit Macht zurecht, dann vertiefte er sich in die Erzählung und durch-

schritt sie so langsam, wie ein kühner Jäger einen gefährlichen Morast. Man hörte ordentlich aus dem Tone seiner Rede heraus, wie leid es ihm that, daß der Vater sich nur auf drei Ringe beschränkt und nicht noch ein umfassenderes Bild von Duldung gegeben hatte. Wäre es nach unserem Manne gegangen, alle Religionen mit ihren Sekten und Priestern hätten Verzeihung für ihre Existenz erhalten und einen Ring dazu, ja der alte Dichter sah den Regierungsrath und mich zuweilen so mitleidig und duldsam an, als wollte er sagen: „Euch Beide kenne ich, ihr betet den Fetisch und Medicinsack des großen Häuptlings vom Salzsee an, aber fürchtet nichts, von mir werdet Ihr dem Consistorium nicht verrathen, ich bin Nathan der Weise, und handle mit Toleranz en Gros und en Detail, auch mache ich Commissionsgeschäfte und leihe Geld ohne Zinsen an hülfsbedürftige junge Leute aus."

Wie gesagt, hatte ich an dem Glacis des dunkelrothen Sammtkleides der stattlichen Schönen eine Zuflucht gesucht und war so nahe an sie gerückt, als der Vorwand, mit ihr die Dichtung in einem Exemplar zu verfolgen, irgend gestattete. Ich bekenne aber auch mit gleicher Offenheit, wie J. J. Rousseau in seinen Confessions in ähnlichen Fällen, daß ihre warme aromatische Atmosphäre, im Contrast mit den abscheulichen Gespenstern von verstorbenem Büchenholz, welche um den Ofen spukten, mit den gesellschaftlichen Ausdünstungen der alten Damen und älteren jungen Herren, und dem Anflug von Aktenmoder, der dem jungen Regierungsrathe anhaftete, mir unglaublich wohlthat. So sitzt der Pilger an einem lieblichen Sommertage unter den Schatten des Weinlaubes von Meran und blickt mit behaglichem Schauder auf die hohen Dolomiten des Fassathales und die wilden Ufer der Passer. Sie hatte ihre weiße Rechte auf die dunkle Tischdecke

gelegt und ließ mich die unvergleichlichen Grübchen darin bewundern, womit ich mich unausgesetzt beschäftigte, ohne daran zu denken, den kostbaren Diamant zu taxiren, der am Ringfinger glänzte und den würdigen Patriarchen von Jerusalem mehr anzog, als der Jude, den er dem Texte nach verbrennen sollte. In den Anblick dieser so schönen und zarten Hand versunken, an die sich noch nie ein Mann hatte wagen dürfen, ließ ich meinen Gedanken freien Lauf und ahmte jenem romantischen Gefangenen nach, der in seinem Kerker einen Strohhalm aus dem Lager zieht und auf den Sprossen der Phantasie mit ihm hinausklettert bis in das grüne Blachfeld, das wogende Korn, die Getreidebündel der Erndte und die Hornmusik der lustigen Jagd. Ich setzte die Hand im Traume in Bewegung, ich ließ sie sich heben, durch die Lüfte schwingen und schließlich mit lautem Schalle auf die linke Backe des alten Dichters niederfallen.

Wie wohl verdient wäre diese Ohrfeige gewesen, welcher gebührende Lohn für seine durchbohrenden Blicke auf ein Paar armer Wesen, wie die Schöne und meine Wenigkeit, die wir in schweigenden und geheimnißvollen Sympathieen bei einander saßen, und nicht über Nathan, sondern über die, so ihn kreuzigten, mit Schmerzen nachdachten.

Auf dem Sopha saß noch ein gehässiger Wurm weiblichen Geschlechtes, dem unser stummes Schutz- und Trutzbündniß eine Dornhecke im Auge war. Die alte Gnädige, welche, wie sich später auswies, von der Natur mit Taubheit gesegnet war, strickte, ihre Blicke auf mich heftend, ihre Filetgewebe mit einer Wuth, als sollte es noch heute vollendet, in das Blut des Nessus getaucht und mir statt meines Hemdes angezogen werden.

Ihre Wuth verhinderte nicht, daß es elf Uhr schlug

und endlich der fünfte Act begann. Laien hätten glauben können, der alte Dichter, der seit sieben Uhr mit Hochdruck seiner Respirationsorgane gelesen und sich nicht einmal die Lippen naß gemacht hatte, werde jetzt in Schwäche verfallen und leiser lesen; allein der bewundernswerthe Mann entfaltete erst jetzt seine wahre Größe. Als besonnener rhetorischer Feldherr führte er eine aufgesparte mächtige Reserve in's Feuer und gab sich so unerhörte Airs von Toleranz und Wohlwollen gegen die Menschheit, daß schwache Naturen schon aus Furcht vor ihm zu seiner milden Weltansicht schwören mußten.

Während dieses fünften Actes gab selbst die Schöne einige Lebenszeichen von sich. Man vernahm nämlich in der mäßigen Entfernung von zwei bis drei Salons das leise Geräusch von schwerem Metall, das zarte Klingen von feinen Gläsern und den schmerzlich irdischen Laut von soliden Porzellantellern, und als endlich die schnöde verwickelten Familienverhältnisse Saladins ohne Vormundschaftsgericht kurz vor zwölf Uhr vom Dichter geordnet worden waren, machte sich sogar der Opferduft eines Rehziemers und anderer geziemenden Tröstungen eines rechtschaffen gehandhabten Küchencultus geltend. Diesen Naturstimmen vermochte die arme Tochter des Reichthumes und der Langenweile nicht zu widerstehen; sie schlug meinen alten zerlesenen Lessing mit einer so feurigen Energie zu, daß der zahnlosen Dajah ein steifes Lesezeichen an die Nase flog, der Patriarch aber seine Lorgnette unter den Tisch fallen ließ, und sagte mit dem befehlenden Tone einer Prinzessin: „Führen Sie mich zu Tische!"

Gleich darauf erklangen die letzten Verse und in feierlich angemessenem Zuge begaben wir uns in den Speisesalon und begannen in der ersten Frühstunde des Montag's zu speisen.

Kaum hatte aber das Souper angefangen, als der alte Dichter, der ein Monopol auf das Wort zu besitzen schien, von Neuem seine unterschlächtige Redemühle arbeiten ließ und eine Abhandlung über Lessing und Nathan den Weisen vorzutragen anhub. Zur Ehre der leidenden Menschheit kann ich jedoch hinzufügen, daß die Gesellschaft nur dem äußern Anschein nach Notiz von ihm nahm, in Wahrheit aber die ewigen Rechte der Natur die Oberhand erhielten und selbst die älteren jungen Herren und die beiden Frauenzimmer, welche hinter der riesigen Marmorvase hervorgekommen waren, wie Ziethen's Husaren einhieben, und die Kehlen in dem berühmten Domdechant des Familienkellers badeten.

Als wir uns nach ein Uhr von Tische erhoben, rief der Wirth: „Meine Damen und Herren, heute über vierzehn Tage werden wir uns wieder die Ehre ausbitten. Wir lesen Emilia Galotti."

„Dann müssen Sie, mein Fräulein, die Gräfin Orsina lesen!" sagte ich zu der Schönen und hüllte einen großen Nerzkragen um ihre Schultern. Sie aber ließ aus ihren tiefen Augen einen grellen Blick über mich vermessenen Menschen hin leuchten, schüttelte den Kopf, lächelte ironisch und ging, wie Judith, nachdem sie den Holofernes erschlagen, von dannen.

Vierzehn Tage waren noch nicht verflossen, als ich einen Absagebrief schrieb, ich hatte genug an dem alten Dichter: er las den Marinelli.

Vornehmes Landleben.

Die schönen Tage, welche uns jetzt nach so langen Wind- und Wetterleiden zu Theil werden, erinnern mich an einen Landaufenthalt früherer Jahre, der im Verlaufe des Frühlings und Sommers gleich einem chronischen Uebel wiederkehrte, und von allen bürgerlichen Theilnehmern um so lebhafter gefürchtet wurde, als er sich nicht wohl vermeiden ließ.

Poeten und Philosophen, Maler und Landwirthe, Liebende und Menschenfeinde, suchen Einsamkeit, ungestörtes Glück, hohe Getreidepreise, landschaftliche Motive, tiefe Gedanken und gereimte Verse am Busen der Natur; erzählen wir nun auch, wie sich die Aristokratie und ihre ergebenen Klienten im Schooße des Landlebens verhalten.

Graf W. war ein Herr von altem Adel und feinen Sitten, zwei glänzenden Eigenschaften, die sich nicht immer in einer Person vereinigt finden. Ein langer Aufenthalt im Auslande und der in fremden Städten sich unausbleiblich bildende Umgang mit Leuten aus allen Ständen, hatte seinen angestammten Geburtsstolz etwas gedämpft und ihn zu den gemäßigten Ansichten bekehrt, daß bürgerliche Subjekte nicht unbedingt und prinzipiell des Umganges mit dem hohen Adel unwürdig seien, sondern daß es für Letzteren angenehm und nützlich werden könne, wenn er zuweilen die exklusive Gesellschaft, wie feines sich leicht abnutzendes Gold, mit jenem festen, aber unedlen Metall vereinte.

Ein sehr talentvoller Komponist, ein seitdem von der Bühne zurückgetretener berühmter Tenorist und meine Person, bildeten das Triumvirat, welches außer einigen, weniger beachteten Quartettspielern, regelmä-

ßig zu den größeren Gesellschaften des Grafen gezogen wurde. Ich muß, um Manches begreiflich zu machen, vorausschicken, daß der Graf bis Dato noch nicht die Gräfin gefunden, vielleicht auch gar nicht gesucht hatte, welche seinem großen Majorate einen Erben zu schenken bereit war, ja daß es den Anschein hatte, der Graf sei im Stillen entschlossen, den Stammsitz an einen jüngeren, mit einer starken Familie von kleinen Junkern gesegneten Bruder übergehen zu lassen. Als ein vornehmes Instrument von diplomatischem Timbre sprach er sich allerdings nie über seine eigentlichen Beweggründe aus, allein wenn ich seine kahle Stirn verstohlen prüfte und entdeckte, mit welcher Vorsicht er dieses große Albumblatt, das er als Erinnerung an einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris mitgebracht hatte, zu verbergen suchte, glaubte ich über die Motive seiner resignirten Denkungsart nicht im Zweifel zu sein.

Der Graf hatte in Frankreich und Italien seinen angeborenen Sinn für Musik ausgebildet und jenseits der Alpen den Melodienreichthum, jenseits des Rheines am Ufer der Seine, die zarte und feine Behandlung der Vokal- und Instrumentalmusik, welche man fast nur noch in den Virtuosenkreisen und Theaterorchestern von Paris in ähnlicher Vollendung hört, lieben gelernt. Nach Berlin zurückgekehrt, hatte er in seinem Hause während des Winters musikalische Soiréen veranstaltet, tüchtige Künstler eingeladen und klassische Quartette, so gut man sie eben haben kann, spielen lassen. Merkwürdigerweise erfreute sich die Instrumentalmusik einer unverkennbaren Bevorzugung. Im Gesange schien der Graf nur schöne Männerstimmen in seinem Hause gern zu hören, obgleich man ihm nicht vorwerfen konnte, daß er treffliche Sängerinnen im Theater und Concerte vermied. In seinem Hause erblickte man jedoch niemals eine dieser Philomelen der

Coulissen, wie denn auch der Graf absichtlich vermied, in den allwinterlichen Enthusiasmus der guten Gesellschaft über diese oder jene Saisonberühmtheit einzustimmen. Er hatte seine Erfahrungen gemacht und kaufte den Juwelieren zu ihrem Leidwesen weder Armbänder noch Ohrgehänge ab.

Wenn die erwähnten Zirkel ihre angenehme Seite hatten, so entwickelte der Graf dafür in der guten Jahreszeit auf dem Lande einen Gesellschafts- und Naturluxus, an den ich noch heute, nachdem längst unser Kreis durch Leben oder Tod auseinandergesprengt worden ist, nicht ohne Herzbeklemmung denken kann.

Einige Meilen, etwa anderthalb Stationsdistanzen nach dem Maaßstabe eines Courierzuges, von Berlin, besaß der Graf einen herrlichen Landsitz, mit allen Zuthaten, welche ein Rittergut für einen vornehmen Cavalier unentbehrlich, für einen reichen ungeübten Bürgerlichen höchst lästig machen. Da gab es eine weitläufige Fischerei, ansehnlichen Waldbestand, Jagd jeder Art und eine durchaus adlige Nachbarschaft, unter der sich noch keine „Börsengrafen" festgesetzt hatten. Dorthin pflegte der Graf uns genannte Drei im Laufe des Sommers mehrmals einzuladen und einige Tage mit seiner ganzen Liebenswürdigkeit festzuhalten. Er wußte, daß wir die Natur liebten und glaubte uns ihren Genuß durch seine Einladung zu verschaffen; allein wir kamen alle darin überein, daß der Graf absonderliche Vorstellungen von Natur und Naturgenuß habe, die ebenso sehr von den gemeinen bürgerlichen Begriffen, wie die sonstigen Ansichten eines hohen Adels von Welt und Menschen abwichen. Beschreiben wir aber zur Erheiterung aller Naturfreunde, welche einsam durch Feld und Wald zu schweifen und auf den Gesang der Vögel zu lauschen lieben, wie wir die Natur auf Schloß Ellingen zu genießen verpflichtet waren.

Sobald ein großer Brief von amtlichem Format mit adligem, in feinstem Siegellack abgedrucktem Wappen ankam, wußten wir, daß es mit unserer persönlichen Freiheit vor der Hand aus sei, und daß der Graf uns etwas „Landleben" zugedacht habe. Wir trafen alsbald unsere Maaßregeln. Der Componist sagte seine Lectionen ab und schlug seine Partituren zu, der Tenorist suchte bei dem Intendanten — damals überlisteten die Künstler noch nicht ihre Chefs so oft wie heute — um einen kleinen Urlaub nach, der meistens gern gewährt und mit Unterdrückung von winterlichen Heiserkeiten vergolten wurde, und ich schrieb einen Tag und eine Nacht hindurch praenumerando. Da die erwähnten Einladungen meistens am Freitag frühe eintrafen, fanden wir uns am Sonnabend bei guter Zeit auf dem Eisenbahnhofe ein und begaben uns gemeinschaftlich nach der Station, von welcher eine prächtige, überwiegend aus der Tasche des Grafen bezahlte Chaussee nach Schloß Ellingen führte.

Schon auf dem Perron pflegten uns jedesmal bedeutungsvolle Anzeichen zu begegnen. Gräfliche Diener in dunklen bürgerlichen Kleidern grüßten uns als Freunde ihres Gebieters ehrerbietig und doch vertraulicher, wie den Lieutenant vom „Remment Garde du Corps," der in erster Klasse mitfuhr, uns aber unterweges, und überhaupt weiterhin, nach der Rückkehr in's gemeine Dasein niemals kannte. Körbe und Packete, Kisten mit Flaschen und große Kuchenschachteln, wurden der Sorgfalt der Conducteure anempfohlen oder eigenhändig auf dem Schooße festgehalten, eine Art gräflicher Reisemeister zählte die Stücke, notirte sie auf einer Liste, sah gedankenvoll und besorgt aus, und verschwand endlich mit vier Kisten feiner Cigarren und einer reparirten Zündnadelbüchse in einem Wagen zweiter Klasse. Waren wir nach anderthalb Stunden an Ort und

Stelle, so entwickelte sich regelmäßig auf der Station ein großer Postdienst. Die Eisenbahnbeamten öffneten wenigstens ein Dutzend Wagenthüren und zogen zum mindesten drei oder vier Dutzend Koffer und Frachtstücke aus dem Gepäckwagen, eine Menge gutsherrlicher Equipagen und Bauernwagen schob sich auf dem Hofe durcheinander, und zahlreiche schnurrbärtige Herren erkannten sich jetzt erst auf dem Perron und drückten einander die Hände. Hatte sich nach zwei Minuten Aufenthalt — bei der Kürze des Lebens hält sich ja kein gemüthlicher Courierzug länger auf — der Train entfernt, so wurden wir in die Equipagen geladen und mit einer ganzen Caravane nach Ellingen geschafft, wo ein lächelnder alter Haushofmeister vor den Stufen der Auffahrt mit einer unnachahmlichen Feinheit die Honneurs vertheilte. Für jeden hatte er einen Blick und eine Galanterie, aber welche Nüancen vermochte er zu entfalten, welcher Abwechselung, welcher genialen Schattirungen war er fähig! Rasselten wir drei in unserem gewöhnlichen gelben Cabriolet, mit dem ausrangirten Rennpferde Tiberius (Mutter Pamina, Vater Tippoo Sahib) heran, so fehlte nur, daß der alte Herr sagte: „Nun, wie leben wir Künstler und Componisten, wie geht es uns Leuten von der Feder?" Er verstand diese vertrauliche Anrede durchaus deutlich in Blicken auszudrücken.

Es dauerte stets ziemlich lange, ehe alle Gäste untergebracht waren. Nicht als ob das Arrangement mangelhaft gewesen wäre, oder Einzelne gegen ihre Zimmer Einwendungen gemacht hätten, sondern nur, weil die mitgekommene Dienerschaft fortwährend eine unglaubliche Verwirrung anrichtete und die Dispositionen des Haushofmeisters durchkreuzte. Wir wurden immer in zwei großen Zimmern eines Gartensalons einquartirt, der seitwärts hart hinter dem Schlosse

gelegen, einen reizenden Aufenthalt gewährt hätte, wenn uns freier Aus- und Eingang gestattet gewesen wäre. Das Gebäude hatte verrückter Weise nach dem Garten zu nur eine verschlossene Thür und die Bewohner desselben mußten für gewöhnlich in das Schloß zurück, und nach einem Marsche über sämmtliche Corridore sich einen Ausweg in's Freie suchen.

Von jeher hatte ich eine schwermüthige Neigung für den Sonnabend auf dem Lande in der Seele getragen. Wer je ein unglücklicher deutscher Schuljunge — Fluch der Pedanterie! — gewesen ist, wird die bittersüße Seligkeit dieser Abendstunden auch noch im Mannesalter kennen, wenn die Jahre endlich die Erinnerungen an unbarmherzige, nicht genügend motivirte Maulschellen, ausgerupfte Haare und zerrissene Hefte, mit einem Dufte der Ferne umgeben haben, und nur noch die Ahnung einer goldenen, doch so armen Freiheit übrig bleibt, der Gedanke der Kirchenglocke der Frühe, der sonstigen Erlöserin von lateinischer Grammatik und Geometrie, und das geheime Bewußtsein, daß alles Leben solch einen letzten Wochentag hat und im Stillen seufzend auf die Erlösung von dem Sclavendienst des Organismus und auf eine Frühluft nach lindem Schlafe hofft. Solche Sonnabendsstimmung habe ich in der ärmsten Hütte, unter halbwilden Berghirten genossen, auf Schloß Ellingen wurde sie nie geweckt. Vor unseren Fenstern dehnte sich ein von Gebüschen beschatteter, gegen Norden von Treibhäusern und einem weiten Park begrenzter Blumengarten aus, den ein Rudel Pfauen bevölkerte. Das gräßliche Geschrei dieser bunten Unholde unterdrückte selbst noch das letzte Abendgeläut der nahe gelegenen Kirche. Aber es gab noch andere prosaischere Störungen. Ein Haufe Gärtner und Bauernbusche staffirte den Garten mit Harken und Spaten für den kommenden Sonntag aus. Hier wurde

noch begossen, dort beschnitten, hier Laub aufgebunden, dort eine Bank abgestäubt, hier ein Wasserkarren hereingeholt, dort ein Hund hinausgefuchtelt. Aus dem nahe gelegenen Billardzimmer erschallte das Gelächter junger Gardeofficiere, aus dem Musiksalon im gegenüberliegenden Schloßflügel drang das klägliche Geheul Sr. Hochwohlgeb. des Herren Landraths von F. Se. Gnaden übten an der Tenorarie des George Brown aus dem zweiten Akte der weißen Dame, womit sie unseren Tenoristen am nächsten Abende zu überraschen gedachten. Man wird begreifen, daß uns drei Männern im feurigen Ofen nicht behaglich sein konnte. Um auf unsern liebenswürdigen Wirth, den Grafen, zurückzukommen, so hielt sich derselbe in seiner Gemäldegallerie auf, und empfing die Gäste, welche ihn zu sprechen verlangten. Man konnte auf Schloß Ellingen, aber auch im Hôtel Ellingen leben; beides war gleich unerquicklich. Wer nicht früher dem Hausherrn seine Cour machen wollte, brachte pflichtschuldigst seine Reverenz vor der Abendtafel an, zu der mit der Universal-Schloßglocke geläutet wurde. Ich habe mir niemals ausreden können, daß ihr Klang den Vater und Großvater des Grafen zu Grabe begleitet habe. Wenn sie auch meistens nur bewegt wurde, um zu Tisch und Spaziergängen einzuladen, vermochte ich ihren schauerlich ehrbaren Ton nie zu hören, ohne daß das gräfliche Erbbegräbniß vor meinem inneren Auge erschien.

Auf Sonnabend folgte natürlich Sonntag, aber keine vergnüglichere Stimmung. Es hätte sich „nicht geschickt," mit Pantoffeln früh Morgens im Garten spazieren zu gehen, und unsere blankgewichsten Stiefeln — wenn sie überhaupt vor zehn Uhr in diese glänzende Lage versetzt wurden — mußten wir für die kommenden Ereignisse aufsparen. Wir saßen also am Fenster, rauchten Cigarren, tranken Kaffee, und machten

nach und nach eine großartige Toilette. Der Graf war, seiner anscheinenden Vernachlässigung der Künstlerinnen ungeachtet, ein sehr eleganter Herr, und der Anblick einer tadellosen weißen Cravatte und eines gutsitzenden Fracks versetzte ihn in eine eben so angenehme Laune, als gewöhnliche Menschen ein blühendes schönes Gesicht, eine frisch gepflückte Blume oder ein heiteres Lied. Mußte man ihm nicht zu Dank leben und die Hofetikette auf Schloß Ellingen mitmachen? Am schwersten fiel dieser Zwang unserem Componisten, der vielleicht ohne es selber zu wissen, ein wenig den Beethoven copirte, salopp einherging und behauptete, nur „Schufte" trügen täglich weiße Halsbinden. Dennoch legte auch er das höfische Halsband an, knöpfte aber murrend den Frack zu, um es wenigstens möglichst zu verbergen. Ueber allem diesem Schniegeln und Bügeln war es etwa halb zwölf geworden und die Glocke lud mit großartigem Schwunge zum Dejeuner ein.

Wer die vielleicht aus dreißig Herren bestehende Gesellschaft ohne Kenntniß aller sonstigen Beziehungen gesehen hätte, würde geglaubt haben, sie warte auf einen regierenden Fürsten, sie wartete jedoch nur auf Bouillon in Tassen. Ehrwürdige Diener in Livreen aus dem vorigen Regime des Herrn Vaters — der Graf hielt viel darauf — reichten dieses Fluidum von zweifelhaftem Nahrungswerth umher, und ließen ein höchst unbequem im Stehen servirtes Gabelfrühstück darauf folgen. Nicht sobald hatten wir dieses eiligst verzehrt, und unsre zarte Leibwäsche nach Möglichkeit dabei geschont, als auch der Graf einen Spaziergang vorschlug. Diese Promenade stand regelmäßig auf dem Programm jedes Sonntages, allein sie wurde stets auf eine andere, aber immer sehr geistreiche Weise eingeleitet. Bald sollten uns die neuen südamerikanischen Schlingpflanzen im Treibhause gezeigt werden, bald die jungen

Cochinchinahühner, heute blühte eine Aloe, und zwei Monate darauf war ein neuer Aussichtsberg neben den Spargelbeeten aufgeschüttet worden. Wir setzten uns also in Bewegung und zogen in feierlichem Parademarsch, in kleinen Gruppen von drei bis vier Landvergnüglingen, den Grafen an der Spitze, in höchster Gala nach den Sehenswürdigkeiten. Selten langten wir auf geradem Wege dorthin, denn der Graf, in dem oft durch einen anwesenden alten Landwirth der ehrliche schlichte ökonomische Sinn geweckt wurde, machte leicht einen kleinen Abstecher und zwang uns, ihm durch Staub und — ländlichen Dünger zu folgen. Aber auch ohne dergleichen Parenthesen, waren diese Promenaden höchst langweilig und mühselig. Der Graf fing gern allerlei „unterrichtende" Gespräche an und ließ sich mit großer Liebenswürdigkeit belehren, namentlich wenn er wußte, daß Jemand sich mündlich gern vernehmen ließ; da er aber bei den meisten Bürgerlichen diese Untugend voraussetzte, wurden wir oft gezwungen, ihm, eingekeilt in unsere Kleiderfolter, im Schweiße unseres Angesichts schwierige Dinge auseinanderzusetzen, die sich am besten bei einer Flasche Rheinwein, ohne Rock und Halstuch besprechen lassen. Die Garde, gewöhnt an den schlimmsten tagelangen Monturzwang, benahm sich vortrefflich. Sie entwickelte Witze ihres Styles und animirte den Grafen, der nie gedient hatte, aber für die Söhne des „Remment's" die zärtliche Vorliebe eines älteren reichen Onkels hatte.

Waren unsere Stiefeln mit Staub bedeckt und die Glacéhandschuhe durchfeuchtet, hatten die steifen Filzhüte einen rothen Ring auf unsere heißen Stirnen gedrückt, und klebten die schwarzen Röcke auf unseren Rücken, so machte der Graf, der als trockener Herr wenig von der Transpiration litt, der Promenade ein Ende. Wir zogen uns nach Belieben in unsere Zimmer

zurück, oder begaben uns in den Empfangsalon, wo der Graf auf seine, zum Diner eingeladenen Nachbaren nebst ihren Damen wartete, und eine gebührende Anzahl der anwesenden Besucher sich als höfliche Satelliten um ihn aufstellte und Conversation machte.

Ungefähr eine Stunde vor der Tischzeit stellten sich die Gutsnachbaren mit ihren Damen ein. Sofort veränderte sich die Wolkenbildung an dem aristokratischen Himmel von Schloß Ellingen. Graf W. war ein außerordentlich gesuchter Mann, den jeder Vater gern zum Schwiegersohne, jede tugendhafte Tochter noch lieber zum Ehegemahle erwählt hätte. Da indessen der Graf zu jenen Männern zählte, welche ihrerseits nicht gern mit Wahlen zu thun haben, was er seitdem auch durch eine vollständige Zurückgezogenheit vom politischen Gebiete bewiesen hat, mußte man sich entschließen, ihm den Hof zu machen. Der zu Tisch eintreffende Damenflor war ausgezeichnet, und die Hauptursache, weshalb meine Freunde: der Componist und Tenorist, sich immer wieder von Neuem entschlossen, trotz aller Ceremonien und gesellschaftlichen Peinlichkeiten, auf Schloß Ellingen zu erscheinen. Beiden that es unendlich wohl, unter diesem Schwarm von gleichberechtigten, und eben deshalb unbedeutenden jungen Leuten von Adel, als Männer, die sich durch Talente liebenswürdig machten, von den Damen ausgezeichnet zu werden. Mein Charakter als literarischer Stummer drückte mich in das unscheinbare Fach eines gelassenen neidlosen Beobachters hinab.

Natürlich war Graf W. der Brennpunkt, in welchem sich alle Strahlen weiblicher Liebenswürdigkeit concentrirten; da aber in psychischen Prozessen die mathematischen Gesetze nicht so haarscharf beobachtet werden, wie in physischen, kamen einige seitwärts abirrende Strahlen auch meinen Freunden zu Gute. Um drei

Uhr wurde die ganze Gesellschaft durch eine außerordentliche Gesandtschaft, an deren Spitze der Haushofmeister stand, aufgefordert, dem Grafen in den Eßsaal zu folgen. Wenn es eine Kunst ist, die von Jahr zu Jahr mehr verloren geht, in großer Gesellschaft, einem Diner vorzusitzen, die Stimmung der Gäste mit Feinheit anzuregen und zu regeln, so gehörte der Herr Graf zu den seltensten Geistern seines Jahrhunderts. Unter der Maske unbekümmerter Gleichgültigkeit hatte er die Augen überall. Mit kaum merklichem Blick spornte er einen saumseligen Lakaien an, durch einen freundlichen Wink machte er einen älteren Nachbar auf eine besonders treffliche Sorte von Cabinetswein aufmerksam, und keiner seiner Gäste, selbst am untersten Ende der Tafel, entging seiner gastfreien Aufmerksamkeit. Dieses Festmahl dauerte nie längere, aber auch nie kürzere Zeit, als zwei Stunden, und unmittelbar darauf wurde der Kaffee unter einem Chinesischen Zeltdache im Garten eingenommen.

Die bis dahin regierende Zwangsherrschaft, der Despotismus der aristokratischen Sitte, ließ jetzt etwas nach, und ich darf unter tief empfundenen Schmerzen nicht verschweigen, daß mehrere jüngere, zuweilen leider auch ältere Ritter und Knappen, sich von den Reizen der Damen und des Kaffeetisches abzweigten, und die Geschichte ihrer Siege im berliner Balletcorps mit lauter Stimme und lebhaften Gebehrden glaubwürdig zu machen suchten.

Der Graf leitete inzwischen mit dem edelsten Anstande die Kaffeeunterhaltung. Er besaß in hohem Grade die Virtuosität vornehmer und vielfach beobachteter Personen, seine Langeweile zu verbergen und den Schein des Vergnügens anzunehmen. Diese Bravourvariationen über das alte Thema von der verzweifelten Einöde des gesellschaftlichen Lebens trug er mit voll-

endeter Meisterschaft vor, und strafte durch Witz und Scherz seine müden Augen und abgespannten Gesichtszüge Lügen. Der Herr Pastor, ein regelmäßiger Tischgenoß an solchen Sonntagen, unterstützte den Grafen redlich in dem anstrengenden Geschäfte, seine Nachbaren zu unterhalten. Dieser ehrwürdige Diener des Wortes Gottes hatte eine berühmte Vergangenheit als Hauslehrer in großen adligen Häusern. Er verstand im Kirchthurmrennen, auf eine seinem heiligen Amte sehr wenig angemessene unerschrockene Art, mitzureiten, schoß die Schwalbe im Fluge nicht unsicherer als der Professor Ehrenberg, spielte vortrefflich Whist und L'Hombre, kannte viele Jagd- und Fischkünste, imponirte dem Adel und den Bauern, und besaß einen Ehrgeiz, der ihn nach einigen Jahren in die preußischen Kammern trieb. Ein offener Kopf und vortrefflich in weltlichen Büchern belesen, von schlagfertigem Witze, dabei gedeckt durch die Würde seines Standes und den ernsten Schnitt seiner Tracht, fesselte er ungemein die Damen, welche bekanntlich von keinem Individuum sicherer gewonnen und beherrscht werden, als von einem frivol zugestutzten Priester. Für die Wirthschaft auf Schloß Ellingen war er eine vollkommen unentbehrliche Persönlichkeit. Mit bewunderungswürdiger Ausdauer der Lungen ließ er von der Suppe an, bis auf den letzten Bissen des Soupers, die Unterhaltung nicht aufhören. Wenn Alle schwiegen, war er noch bei Stimme und Geist. Wenn Niemand mehr aß und trank, hatte er noch Durst und Appetit. Er gehörte zu jenen kostbaren Pastoren, wie sie nur von dem reichlichen Leben in großen Pfarreien auf reichen Rittersitzen erzeugt und erzogen werden. Vom modernen Pietismus war er noch unberührt geblieben; er war Rationalist bis zum Durchprügeln seiner Beichtkinder mit dem dicken Pfefferrohr seiner Hauspfeife. Man konnte nicht mit ihm zusammensein,

ohne den Himmel zu danken, daß durch seine Gnade ein solcher Mann zur Unterstützung der armen ungläubigen Menschheit auf die Kanzel gekommen sei. Man mußte ihn liebhaben, auch wenn man regelmäßig im Whist sein Geld an ihn verlor, und wenn Mittags die Pfirsichbowle gut gerathen war, sang er Abends mit einer prachtvollen Baßstimme geistliche Musikstücke aus Oratorien so brillant, daß Laien sie für die wirksamsten Opernarien halten mußten. Nebenbei war er seinem Kirchenpatron unbedingt ergeben und glich durchaus nicht den widerspänstigen Kaplanen vornehmer Granden, von denen uns Cervantes, Rabelais u. A. so manches seltsame Stück erzählt haben. Respektirte man die Würde der Kirche in seiner Person, so war er von Kopf bis Fuß: Toleranzedikt.

Diesen protestantischen Heiligen konnte ich nie in der Mitte der Damen seine nach nobeln Passionen schmeckenden Kaffeereden vortragen hören, ohne mir zu sagen, daß aus solchem Stoffe im Mittelalter die ritterlichen Päbste und Bischöfe gemacht wurden. Hier reichte er nur zu einem Kostgänger vornehmer Herren aus, und beugte sich demüthig unter die Ruthe des Consistoriums.

Was von junger Garde und sonstigen Jagdliebhabern anwesend war, zog sich aus Abneigung gegen die von unserem Pastor geleitete Unterhaltung vor das Schloß zurück, und verband sich mit den Hunden des Grafen, kostbaren englischen Windspielen, um die Freuden der Jagd wenigstens so weit zu genießen, als man ohne auffallende Störung der Etikette und des Sonntags wagen durfte. Mit Cigarren im Munde saßen die Herren auf Stühlen, und warteten bis irgend ein gedankenloser oder dreister Dorfhund das hochgräfliche Gebiet verletzte und an der Auffahrt vorbeilief. Sobald der Eindringling die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte und von einem dunkeln Instinkt geleitet, nun

stehen blieb, plötzlich den Schwanz einkniff und sein graues zottiges Haupt nach allen Gegenden richtete, um sich durch genaue Witterung von dem Sitze des im Geheimen drohenden Uebels zu überzeugen, wurden die gräflichen Herren Windspiele losgelassen und auf den Fremdling mit erbarmunglosem Jagdruf gehetzt. Mit einem lauten ahnungsvollen Jammerlaut gab der Unbesonnene Fersengeld und wandte sich der so thöricht verlassenen Heimath zu, aber noch ehe er die gastliche Pforte seines niedern Hauses erreicht hatte und über den schützenden Strauchzaun geklettert war, fühlte er sich von seinen grausamen Stammverwandten hart angepackt, vieler Wolle in seinem Vließe beraubt und auf den Tod geschüttelt, wenn nicht obenein furchtbar niedergerannt und grober Weise angebissen. Dieses Freudenfest für den Verein gegen Thierquälerei wurde von den Unternehmern mit einem lauten und ermunternden Hussah begleitet und nicht eher beendet, als bis eine Menge Hunde abgestraft war und es sich unter ihnen im ganzen Dorfe umhergesprochen hatte, daß heute auf dem Schlosse der Hundeteufel los sei. Ueber diesen löblichen, ächt ländlichen Unterhaltungen pflegte die Dunkelheit hereinzubrechen und die Gesellschaft sich in wahrer Todesangst vor der Abendluft in die Gemächer zurückzuziehen.

Waren bisher meine Freunde ziemlich unbeachtet geblieben und nur von den Damen oder höchstens einem Musensohne von Gardelieutenant mit freundlichen Complimenten bedacht worden, so vergrößerten sie sich jetzt in dem hellerleuchteten Musiksaale zu Heroen ersten Ranges. Der Erard'sche Flügel wurde in die Mitte des halbmondförmigen Raumes gerollt und der Componist leitete das Concert durch eine freie Phantasie über Themata ein, welche ihm von den Damen oder dem Grafen aufgegeben worden waren, dann ließ unser

Tenorist seine stattliche Opernstimme erschallen, wurde lebhaft applaudirt, und die Künstlerleistungen waren beendet, aber nicht die musikalische Abendunterhaltung. Gesang und Spiel der beiden Fachgenossen waren nur die Stimme der Lockvögel für den hochadligen Dilettantismus gewesen. Ermuntert durch den schönen Erfolg, kamen die musikalischen Talente jetzt, wie Motten bei Lampenschein, hervor und setzten uns bürgerliche Menschen in ein gerechtes Erstaunen. Ich habe schon erzählt, daß der Herr Landrath am Sonnabend vorher durch ein heftiges Uebungsgeschrei, verbunden mit den Reclamen seiner Jammerfistel, angezeigt hatte, daß er sich heute höchlich auszeichnen werde. Der aufmerksame Graf eilte deshalb unverzüglich zu ihm und flehte ihn an, den Schönen nicht den sublimen Vortrag der Arie des George Brown zu entziehen, mit welcher er gestern das Gebiet von Ellingen entzückt hatte. Der Graf log nicht, denn selbst der kleinste Hund hatte mitgesungen. Der Landrath widerstand nur schwach, um des Anstands halber, gleich einer Wittwe, der eine vortheilhafte Heirath angetragen wird; dann sang er mit Macht und dramatischem Ausdruck, ein wahrer Roger des Barnim'schen Kreises. Nach ihm musicirte der Pfarrer, dann die Comtesse B., eine Schülerin von Teschner; dann sang der Herr Pastor mit dem Tenoristen das beliebte, aber unvermeidliche Duett zwischen Dandau und Nadori aus der Jessonda, und endlich hatte sich ein förmlicher Chor gebildet und tobte, als erhielte jeder ein Spielhonorar von acht Thalern.

Für einen Freund der Natur war diese traurige Fortsetzung des städtischen Treibens sehr schwer zu ertragen. Am liebsten zog ich mich in eine Fensternische zurück und blickte auf die vom Vollmond erleuchteten Gartenbeete und die schwankenden Gipfel des Parkes hinaus. Endlich machte der Thee und die überhand-

nehmende Heiserkeit den Kunstübungen ein Ende; die Nachbarn verlangten nach ihren Equipagen, unzählige Abschiedscomplimente und schmachtende Blicke wurden gewechselt, die älteren Herren zogen sich zu einem hohen Whist zurück, der jüngere Adel erinnerte sich voll Pietät des Preußischen Nationalhelden durch ein seinem Andenken gewidmetes und mit seinem Namen getauftes Glücksspiel, und wir zogen uns ermüdet in unsere Gemächer zurück und suchten noch lange vergebens den Schlaf nach der Uebermüdung durch ein so angestrengtes, empfindungsleeres Schlaraffenleben.

Mimenbilder.

1. Die großen Meister.

Sobald man auf den zahlreichen Volksstamm, der gegenwärtig unter dem Namen der Mimen, in allen Ländern Europas, das Publicum unterhält und die Presse beschäftigt, ein aufmerksames Auge wirft, treten aus dem Gewirre von allerlei Persönlichkeiten zunächst dem sein Skizzenbuch öffnenden Journalisten, „die großen Meister" entgegen, die Patriarchen der mimischen Kunst. Versuchen wir die wesentlichsten Merkmale dieser nicht zu häufigen höheren Spielart der gewöhnlichen Mimen auf das Papier zu werfen.

Wenn unter der „Kunst" der heutigen Schauspieler im Allgemeinen ein mehr oder weniger sinnloses Herbabbeln von auswendig oder meistentheils nicht auswendig gelernten Worten der dramatischen Dichter, vereint mit möglichst stattlichem Aufputz und pittoresk beschmiertem Gesichte, verstanden werden kann, so bestreben sich die großen Meister in richtiger Erkenntniß dieser verzweifelten Uebelstände für ihre Personen,

Ausnahmen von der Regel zu bilden. Mit der Medizin und Schauspielkunst, zwei Disciplinen, die mehr mit einander gemeinsam haben, als viele Doctoren glauben mögen, verhält es sich auch hinsichtlich ihrer Theorie und Praxis, durchaus in gleicher Weise. Die Krankheit, welche in den theoretischen Lehrbüchern beschrieben, sehr ordentlich und regelmäßig aussieht, wird in der Wirklichkeit des Krankenbettes oft so liederlich und unordentlich, daß sie kaum wiedererkannt werden kann. So sieht auch die Theorie der mimischen Beschäftigung schwarz auf weiß höchst solid, wissenschaftlich und logisch geordnet aus, da doch Jedermann weiß, welche liederliche Vagabondin die Praxis zu sein pflegt. Es unterscheidet nun die großen Meister von ihren Fachgenossen, daß sie den Lehrsätzen der Theorie nicht unbedingt voller Verachtung den Rücken zukehren, sondern ihr Spiel nach denselben möglichst bilden und sich bestreben, ihre Persönlichkeiten auf dem Theater, den Gedanken der Dichter anzupassen, statt umgekehrt nach beliebter Manier die kostbare Masse in die plumpen Ziegelformen der ungebildeten Persönlichkeit zu pressen.

Man würde aber irren, wollte man diese an sich löblichen Bestrebungen einem geläuterten Kunstsinne, einer Begeisterung für die Gesetze der Aesthetik zuschreiben; die großen Meister sind vielmehr vor Allen practische Leute und schätzen sämmtliche Mittel und Wege nur nach den durch dieselben zu erreichenden Zwecken und Zielen ab. Der große Meister, von Jugend auf ein anschlägiger, schnell begreifender Kopf, sieht, daß man sich über den bildungslosen Auswurf des Faches nur durch die Aneignung aller der geistigen Elemente erheben kann, welche als die Grundessenz der menschlichen Entwicklung überall am höchsten geschätzt werden. Er weiß ferner, daß bei der herr-

schenden heutigen Hausse in der Bezahlung der Schauspielkunst, ein in scharfen Umrissen in den Vordergrund tretender Künstler auf die besten Geldgeschäfte in seinem Lebenslaufe rechnen kann, und er arbeitet sich mithin zu einem gebildeten Mann empor. So betreibt er seinen Beruf mit sorgfältiger Beobachtung und entgegenkommender Berücksichtigung aller zeitweilig geltenden Ansichten von dem Schönen und Charakteristischen, doch vernachlässigt er insofern niemals die Gebräuche der gedankenlosen Praxis seiner niedriger gestellten Collegen, daß er nicht so viel volksthümlichen Dünger hinzumischte, um auch den Beifall des großen Haufens üppig blühen zu lassen. Als ein Weiser der Gegenwart hat er frühzeitig eingesehen, daß der höchste Ruhm so wenig brauchbar sei, als das chemisch reine Gold, und daß man beide mit einer gehörigen Quantität unedler Metalle verschmelzen müsse, um sie wirksam in Cours zu setzen.

Die großen Meister sind außerordentlich ehrgeizig, fast noch mehr, als es ihr Stand naturgemäß mit sich bringt. Zwar streben sie gleichfalls mit dem löblichsten Eifer nach den Auszeichnungen, welche die lebenden Menschen am liebsten gerade den Leuten zuwenden, welche das Große und Gute nur bildlich, nicht aber in Wirklichkeit darstellen; allein sie halten sich für wichtig genug, um auf die höheren Ehren des ernsthaften Staatswesens kecken Anspruch zu machen. Es giebt große Meister, deren Leben über einer mühseligen Jagd nach Orden verstreicht. Bald schwenzeln sie um mächtige Höfe, suchen sich den einflußreichsten Häuptern auf alle mögliche Weise gefällig zu machen, und fahren schließlich mit geheimer Entrüstung von dannen, wenn sie statt des erwarteten Kreuzes nur eine kostbare, natürlich den Werth ihrer unschätzbaren Leistungen nicht erreichende Dose erhalten haben. Bald

drängen sie sich in die Grenzen kleinerer Fürstenthümer, suchen bei allen möglichen festlichen Gelegenheiten aufzutreten, und ruhen nicht eher, als bis sich die geplagten regierenden Herren durch stufenweise Ertheilung aller in ihren Marken geltenden Medaillen und unteren Orden mit den großen Meistern abgefunden haben. Manche dieser wenig umfangreichen deutschen Länder könnten in ihren Annalen wahrhaft denkwürdige Belagerungen, merkwürdiger als die von Numantia und Saragossa, Antwerpen und Sebastopol namhaft machen.

Zuweilen genügen manchen großen Meistern aber nicht einmal mehr Orden, sie werden von dem geheimen Wahnsinn verzehrt, Titel zu erlangen, welche weit über den Stand der Schauspieler hinausreichen, und begreifen schlechterdings nicht, weshalb ein Fürst sie nicht etwa zu „wirklichen geheimen Bühnenräthen, Generälen der tragischen Theaterinfanterie“ oder „Ministern der auswärtig gastirenden Kunstangelegenheiten“ macht.

Der große Meister verwendet ein tiefes Studium auf denjenigen Theil der Presse, welcher seine persönlichen Bestrebungen fördern kann. Zwar hält er sein Geld zu fest, um wie es in manchen Weltstädten längst üblich geworden, seinen Journalruhm an einem Vormittage pränumerando zu bezahlen, allein er kennt das schwache menschliche Gemüth aus seinen reichen Erfahrungen genau genug, um zu wissen, daß man in Deutschlands anständiger Armseligkeit mit honigsüßen Schmeicheleien, pathetischen Besuchen und Handbillets weiter kommt, als mit Gulden- und Frankenzetteln. Für gewöhnlich steht ein großer Meister wenigstens mit einigen einflußreichen Kritikern über das Theater in einem laufenden Briefwechsel. Er gewinnt sie, wenn er eine Klugheit ersten Ranges besitzt, durch

Artigkeiten über ihre schriftstellerischen Arbeiten, die immer zu seiner stehenden Lieblingslectüre gehören, er spricht nur selten und wenig von sich selbst, als einem, noch steter Führung bedürftigen Anfänger, bittet nie um Lob, wohl aber um häufigen belehrenden Tadel, und ladet die Herren, wenn er mit ihnen in einer Stadt lebt, jedesmal zur Berathung ein, wenn er an die Schöpfung einer neuen wichtigen Rolle geht. Wer die empfänglichen und reizbaren Seiten eines Schriftstellergemüthes genau kennt, wird den ungemeinen Erfolg dieses geschickten Verfahrens, die vollständige Blendung des unglücklichen Opfers gegen alle Unarten des Meisters, berechnen können. Von Geschenken vertheilt er nur fast werthlose Kleinigkeiten, aber er weiß ihnen durch raffinirt seine Begleitschreiben einen imaginären Gehalt zu geben, und den Empfänger über das Gefühl jeder vermeintlichen Bestechung zu erheben. Mit minder anständigen Leuten der Presse geht der große Meister auch minder rücksichtsvoll um; diese bezahlt er mit kaufmännischer Pünktlichkeit, will dafür aber auch gleich pünktlich und reell mit Lob bedient sein. So unterhält er viele Jahre lang in kleineren Blättern ein nie verhallendes Beifallsgeschrei, ohne dessen Wohllaut er nicht einzuschlafen, nicht aufzuwachen, nicht mit Behagen zu verdauen vermag; es bildet das Kirchengeläut der Religion seiner Selbstvergötterung.

In allen erheblichen Städten leben dem großen Meister außerdem bestimmte Fanatiker, die er auf seinen Gastreisen mit höchster Sorgfalt pflegt und im Athem erhält. Journale zu lesen, hängt von dem guten Willen des Publicums ab; die mündlichen Trompetenstöße der viel in Gesellschaften verkehrenden Herolde sind nicht abzuwehren und es ist nicht minder richtig, daß im Leben auch von dem Guten, wie von dem Schlimmen, „immer etwas hängen bleibt.“ So wird

es begreiflich, wenn man zu Zeiten große Meister Arm in Arm mit einigen Leuten sieht, die einen notorischen Ruf als sociale Pickelhäringe und Marktschreier genießen. Sie bilden unabreißbare Anschlagzettel und Reklamen für die klugen Rechenmeister.

Die Wohlthätigkeit üben diese Herren je nach ihren persönlichen Absichten. Einige halten sie für ein gutes Mittel, sich im Wohlwollen der immer gutmüthigen Menge anzufrischen und in den Blättern als humane uneigennützige Künstler genannt zu werden; Andere stellen ihren eigenen Vortheil in die erste Reihe und beuten ihre Zeit bis auf die einzelnen Secunden aus. Jene entschließen sich rasch, meilenweit über Land zu fahren und in einem Benefiz für abgebrannte Kunstgenossen mitzuwirken, diese sagen im Gegentheil: „Ich kann doch unmöglich eine meiner glänzenden Einnahmen für diesen Mann opfern!“ greifen in die Tasche und geben einen Thaler zur Collecte.

Die Behandlung der großen Meister durch Vorgesetzte und Collegen ist eine Kunst, die niemals ergründet werden wird. Als gewiß kann angenommen werden, daß zwei Häupter ähnlichen Calibers niemals neben einander zu bestehen vermögen, aber selbst ein Individuum dieses Ranges ist selten auf die Länge zu fesseln und vollkommen zufrieden zu stellen. Der große Meister betrachtet sich natürlich als den Mittelpunkt einer besonderen Welt, oder vielmehr als eine ganze Welt für sich, welche nach ihren eigenen Gesetzen lebt und jede freche Verletzung derselben sofort unausbleiblich rächt. In den feinen, höchst wunderbaren Organismus derselben kann aber überaus leicht eine unheilvolle Verstimmung gebracht werden. Heute reicht ein unbesonnen ausgesprochenes Wort, morgen ein Blick hin, den Meister in Wuth zu versetzen. Am sichersten und nachhaltigsten wird er gegen seine Umgebung ge-

reizt, wenn ihm ein auswärtiges reicheres Theater glänzendere Anerbietungen stellt. Dann vergißt der Meister sich selbst, die Pflichten der Dankbarkeit gegen Brodherrn und Publicum, ja die Paragraphen des Contracts. Er ruht nicht eher, als bis er die vermeintliche Verbesserung endlich durchgesetzt und einen neuen Wirkungskreis erlangt hat.

Er läßt sich auf seinen deutschen Kreuz- und Querfahrten gern fetiren, verabreicht aber nach dem glänzendsten Diner oder Souper zu seinen Ehren nur das bescheidene Trinkgeld von zwei und einem halben Silbergroschen, an den ihn mit dem Leuchter begleitenden Bedienten. Eine ähnliche rührende Kenntniß des Geldwerthes besitzt er in Allem, was Staatspapier, Haus- und Landbesitz heißt. Er speculirt meistens mit Geschicklichkeit und Glück, kauft mit Vortheil liegende Gründe, und weiß ihren Boden nach den Entdeckungen der neuesten Agriculturchemie zu verbessern. Erreicht er dergestalt endlich ein höheres Lebensalter, so legt er alle seine bisherigen genialen Mucken als überflüssig ab, und wird ein beleibter gesetzter Philister, hinter dem Niemand mehr eine Spur des ehemaligen großen Meisters zu entdecken vermag.

---

2. Die kleinen Meister.

In der gelehrten Anstalt Schulpforte ist es Sitte, daß die Schüler aller Klassen jährlich auf einen Zettel schreiben, was sie werden wollen. Ein kleiner Berliner, ein Kind aus dem Orte selber wäre schwerlich auf die Idee gekommen, schrieb auf seinen Zettel: „Schauspieler.“ Der gestrenge Herr Ordinarius, einer von den philologischen Männern, die auf den nüchternen Magen und vor Schlafengehen eine Dosis Partikeln

einnehmen müssen, wenn sie sich wohl befinden sollen, nahm das Papier in die Hand, öffnete es, rief den verwegenen Spreeathener vor das Katheder und sagte: „Mein Sohn, wenn Du bei Deiner Meinung bleibst, so würde ich Dir rathen, unsere Anstalt auf der Stelle zu verlassen. Hier werden nur Schüler für die Gelehrsamkeit ausgebildet und die Bretter, welche nächstdem Eure Welt bedeuten sollen, sind nur die Bänke der Universität.“

Daraus erhellt, daß die Schulbildung höherer Art mit den Schauspielern nichts zu schaffen haben will, und daß diese ihrerseits sich im guten Rechte befinden, wenn sie sich durch eine unverholen ausgesprochene Verachtung an dieser stolzen Disciplin rächen. Es gehört zu den weitverbreiteten Vorurtheilen und gedankenlos nachgesprochenen Redensarten, daß die heutigen Schauspieler sich nur noch aus dem Stande der Commis und ähnlicher Beamten der Elle und des Fasses recrutiren. Niemals gab es in diesem Kreise mehr Söhne aus guten und wohlhabenden Familien, aber niemals war ebendeshalb der geistige Zustand dieser Leute beklagenswerther. Wenn ein Junge aus einem anständigen Hause einiges Talent zur Declamation, gerade gutgeformte Beine, und einen damit richtig correspondirenden Rücken sein eigen nennt, wenn ihm die Natur ein hübsches Gesicht und einen dichten Haarwuchs geschenkt hat, so müßte es mit unrechten Dingen zugehen, wenn er bei einiger angeborenen Faulheit, nicht bald seine Haare über einem heißen Pfeifenstiel kräuseln und hinter den Coulissen des Theaters seiner Vaterstadt Bekanntschaften anknüpfen sollte. Hat er „Wahrheit und Dichtung“ gelesen, so hält er dies für unumgänglich nothwendig, und rechtfertigt sich durch das Beispiel Goethe's, der frühzeitig Frankfurter Bühnenliaisons unterhielt, ein großer Dichter und nebenbei

Kammerpräsident in Weimar wurde. Wird der talentvolle Knabe von dem Vater entdeckt, so giebt es eine Reihe von Scenen, eine heuchlerische Flucht aus dem elterlichen Hause, ein Austreten des mütterlichen Thränenbachs, und endlich die väterliche Concession nebst einer jährlichen Zubuße zu dem demüthigen Gehalte der ersten Jahre.

So entstehen die „kleinen Meister", denn „Meister" sind sie Alle, vielleicht nur weil sie niemals und in nichts „Schüler" gewesen sind.

Ehe es Theateragenten gab, war es für einen Schauspieler, selbst bei ausgesprochenem Talente, sehr schwer, zu einer erträglichen Stellung zu gelangen. Aus der Geschichte der älteren Künstler bei Hoftheatern wissen wir, welchen sorgfältigen und strengen Prüfungen ihrer sachverständigen Directoren sie sich unterwerfen, mit wie geringer Einnahme sie viele Jahre lang zufrieden sein, welche Ausdauer sie entwickeln mußten, um endlich die Achtung des Publicums und ihrer Vorgesetzten zu erlangen. Das gehörte in jene Zeit, wo noch Studenten, denen irgend ein Duell oder ein muthwilliger Jugendstreich in den Weg gekommen war, die Theologie oder das Jus quittirten und auf die Bretter gingen. Das organisirte Geschäftswesen der Mitte unseres Jahrhunderts, die Manie, Alles in der Welt durch Bureaukratisirung zu zwingen, hat dem schweren Dienste der Strebenden ein Ende gemacht. Der Theateragent versteht es vortrefflich, die Wohlhabenden unter den Candidaten seines reichmöblirten Vorzimmers, rasch, wenn auch nur für eine beschränkte Anzahl von Jahren, zu gut dotirten kleinen Meistern bei geachteten Bühnen zu machen. In diesem Zweige wird durch Opfer noch etwas erreicht. Man hat uns einen jungen vermögenden Mann genannt, der von einer unüberwindlichen Leidenschaft für die Bühne ge-

trieben, trotz seiner ausgesprochenen Talentlosigkeit, an einer Reihe von großen Theatern engagirt war, und stets den Schauplatz seiner Thätigkeit wechselte, sobald das Publicum ihn nicht mehr sehen und die Direction nicht mehr beschäftigen mochte. Endlich fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Er war hinter die Treibhauskultur seiner Persönlichkeit gekommen, machte Kasse mit dem vorhandenen Baarbestande, zählte seine Pfandbriefe, und fand, daß die Summe noch hinreichte, um ein Möbelmagazin zu etabliren, in welchem er jetzt ein gutes Geschäft machen soll, falls die December-krisis nicht auch ihm den Hals gebrochen hat. In den letzten zehn Jahren haben wir, als ähnliche Exemplare dieses Genre's, ein Häuflein mittelmäßig begabter Söhne von Aerzten, Kaufleuten und Regierungsbe-amten kennen gelernt, welche nach und nach die Runde über die Bretter aller deutschen Mittelstädte machten, und durch scharfsinnige Operationen in den heißen Sommermonaten zuweilen auch auf irgend eine Hof-bühne ersten Ranges, als Probegäste gebracht wurden. Gemeinhin setzten die bezeichneten Jünglinge ihr Trei-ben bis zum Tode der schwachen Väter fort. Fällt das Erbtheil in ihre Hände, so vergeuden sie es ent-weder rasch und gehen so zu Grunde, oder sie schlagen reuig an ihre Brust, beuten noch einmal die Vorliebe der Frauenzimmer für zweierlei Tuch und Bühnen-helden aus, und heirathen hübsche Töchter von wohl-habenden Wittwen. Doch vermögen sie nicht der Sehn-sucht zu widerstehen, viel mit Menschen zu verkehren, sich äußerlich stattlich darzustellen und Aufmerksamkeit zu erregen. Sie etabliren sich deshalb leidenschaftlich gern als Gastwirthe, oder beginnen Kunstreisen als Weintouristen, bei welcher Beschäftigung sie den Cham-pagnerhäusern den Vorzug geben.

In seiner theatralischen Laufbahn leidet der kleine

Meister mehr als irgend ein anderes Kunstindividuum an jener, noch sehr mangelhaft von der Medicin untersuchten Mauke oder Staupe der Schauspieler, dem sogenannten Verkanntsein. Höchst selten ist ein kleiner Meister gänzlich frei davon. Das Uebel beginnt mit der fixen Idee, daß die ihm ertheilten geringeren Rollen seinen höheren Fähigkeiten weit nachstehen, und daß ihm die glänzenderen Parthien seiner Nebenbuhler von Rechtswegen zukommen. In diesem Zustande beginnt er in Kaffeehäusern unzufriedene Redensarten fallen zu lassen, schimpft auf den Director und sucht sich Freunde, dem Nebenbuhler Feinde im Publicum zu machen. Sein Bühnenspiel betreibt er während dessen mit einem ausgezeichneten Eifer und Nachdruck. Giebt er z. B., was häufig kleinen Meistern passirt, Vertraute in Tragödien und bürgerlichen Dramen, so entwickelt er bei der Recitation des Hauptthelden ein so großartiges stummes Spiel, daß die Zuschauer nur auf ihn sehen und vor allzugroßer Heiterkeit gar nicht auf den eigentlichen Schauspieler achten. In derselben Weise betont er geringfügige Bestellungen mit mörderischem Ton, macht beim Auftreten im Gefolge eines vornehmen Herrn unmenschlich lange Schritte und hochpathetische Gebehrden, präparirt sich einen seltsam affectirten Dialect und sucht seine Maske so auffallend als möglich auszumalen. und anzukleiden. Findet er in diesem Stadium keine Beachtung, so befleißigt er sich, gelegentlich auf Liebhabertheatern Hauptrollen zu spielen, oder bemüht sich um Gastrollen in kleineren Städten, in deren begeistert überschäumenden Kreisblättern sein „Narciß" oder „Karl Moor" bis in den siebenten Himmel erhoben wird. Durch diese künstliche Selbsterhitzung wächst das Verkanntsein auf eine unerhörte Weise, er stürzt sich in Schulden, um Banditen der Claque zu miethen und lobende Recensionen über sich schreiben zu

lassen. Diese Artikel sendet er unter Kreuzband an sich selbst in das Wirthshaus, wo er mit seinen Spießgesellen den Tag todtschlägt. Nachdem er sie Jedem, der irgend still halten will, vorgelesen hat, verfällt er endlich in das Delirium des Verkanntseins, insultirt den ersten Liebhaber oder Heldenspieler auf der Probe, muß Abbitte thun, erleidet einen Gageabzug und flieht endlich an eine Bühne, die bereit ist, seine Verdienste mehr anzuerkennen und besser zu bezahlen. Ihm folgt als Fluch der bösen That ein bürgerlicher Steckbrief in einem Agentenblatt, das den ganzen Cartellverband vor seinem Engagement warnt.

Gelingt es dem kleinen Meister, sei es durch einiges Talent, sei es durch eine angenehme Persönlichkeit, die heut zu Tage hauptsächlich in starken Waden gesucht wird, ein Engagement an einem Hoftheater oder an der Bühne einer Stadt von 80—100,000 Einwohnern zu erlangen, so bestrebt er sich der sofortigen Photographie seines liebreizenden Antlitzes. Wenn der große Meister es nie unter „Kupferstich" oder „Lithographie" thut, zieht der kleine Meister diesen billigeren und handlicheren Weg der Vervielfältigung vor. Alsbald hängt man seinen Leichnam in kleine Kästchen unter Glas an die Straßenecken. Dort steht er, die Rechte in die Seite gestemmt und die linke Schulter drohend emporgehoben; sein Blick ist wild und verzweifelt gen Himmel gerichtet, sein Haar gebrannt. Wird er den Vorübergehenden nach und nach alltäglich, so erscheint er bald darauf im Costüm einer Lieblingsrolle und zwar mehr als Kniestück bis an die Knöchel, damit die weißen prallen Strümpfe Niemandem verloren gehen.

Er weiß, daß er den Damen gefährlich ist, aber er versteht es, sie durch Töne melancholischer Bonhommie zu besänftigen und zu trösten. Oft leidet er an künstlerischer Zerstreuung, häufiger an Wechseln, die ihm

zuletzt Unbequemlichkeiten verursachen. Es kommt vor, daß mehrere kleine Meister sich zusammenthun und ein hübsches Sümmchen in einer Menge solcher fliegenden Blätter auf einander ziehen. Keiner ihrer Verehrer begreift, wie es möglich war, einen solchen Berg Thaler durchzubringen, und alle Hypothesen erweisen sich als nicht stichhaltig, obgleich man diesen oder jenen keinen Meister stets in der Weinstube findet, welche man gelegentlich in langen Zwischenräumen betritt. Seine Haltung ist immer lobenswerth, da er mit dem Hinterkopf auf dem Fensterbrette, mit den Absätzen in der Mitte der Stube ruht; den ausgestreckten Körper stützt ein schräg stehender Stuhl.

Ist der kleine Meister endlich alt geworden, so verliert er die Disposition dazu, sich verkannt zu fühlen, thut den weltlichen Ehrgeiz ab und arbeitet im Schweiße seines Antlitzes um Gage und um Spielhonorar. Jetzt gilt ihm jede Rolle gleich; um auf Letzteres Anspruch machen zu können, wäre er selbst bereit, Stühle zu setzen und Briefe zu überbringen. Zuletzt stirbt er sogar für die Reizmittel einer scharfen Kritik ab; er schläft gleich dem Gemarterten auf der Folterbank moralisch ein. Für die „Perseverantia" reif geworden, lebt er endlich nur noch in Traumbildern der Vergangenheit, bildet sich ein, einst groß und berühmt gewesen zu sein, ertheilt angehenden Kunstjüngern Unterricht und redet mit unverholener Verachtung der Gegenwart von „seiner Zeit." Endlich verschwindet er ganz am Kunsthimmel und geht dafür im Sommer an Kegelbahnen und bei frischem Faßbier auf.

---

3. Die Liebhaberin.

Von jeher haben die Franzosen und die Frauenzimmer in dem Rufe gestanden, eine angeborene Gabe für die Schauspielkunst zu entwickeln. Wäre dieser vielfach nachgesprochene und nachgedruckte Satz wahr, so müßte unter den obwaltenden Regierungsverhältnissen Cayenne weniger Pfeffercolonisten und Mazas eine geringere Anzahl von lauten Raisonneuren, die deutsche Bühne aber ungleich mehr gute Schauspielerinnen besitzen. In Hinsicht auf das schöne Geschlecht möchte nur wahr sein, daß es sich mit Leichtigkeit rasch äußerliche angenehme Manieren aneignet; was das eigentliche Wesen der Kunst betrifft, aber wie alle andern Individuen, von der Gunst und Laune der mit ihren geistigen Geschenken unendlich sparsamen Natur abhängig ist.

Es muß befremdend erscheinen, wie wenige wirkliche Künstlerinnen Deutschland unter seinen Frauen und Mädchen producirt, wenn wir in Schulen und Pensionaten für Töchter, so wie in der häuslichen Erziehung die systematischen Vorkehrungen beobachten, welche getroffen werden, um unter dem Scheine und Vorwande der Aneignung von Bildung die Verstellungskunst auszubilden. Der freie Ton im heutigen Familienleben und die prüde Manier im öffentlichen Umgange der beiden Geschlechter, die Speculation auf Gewinn in den Erziehungs-Anstalten, im Gegensatz zu der gleichzeitig vorgehaltenen Maske der christlichen Gesinnung und Beredtsamkeit, die Wissenschaftstünche und darunter die nackte Unwissenheit der Mehrzahl der Zöglinge, endlich die offenbare Anleitung durch eingeübte Schauspiele und Declamationen im Costüm, sollten nach unserer Berechnung nicht allein eine Menge frühreifer Lebenskünstlerinnen, sondern auch ein erfreulicheres Con-

tingent von Bühnenkünstlerinnen stellen. Nichts desto-weniger erzielt man nur ein Resultat in Betreff der ersten Klasse; den Forderungen der Bühne pflegen die meisten Damen nur so weit zu entsprechen, als sie das Leben zu beherrschen und sich dienstbar zu machen gelernt und geübt haben.

Aus dieser Andeutung erhellt, weshalb die Zahl der Liebhaberinnen, wenn auch nicht der ersten Ranges, gegenwärtig so beträchtlich ist. Es kommt oft vor, daß junge Männer von ihrem ersten Auftreten an komische Alte, böswillige Intriguanten, biedere Greise und ehrwürdige Priester spielen; das junge Mädchen gelangt ausschließlich durch das mit Rosen, wenn auch nur in den seltensten Fällen mit Myrthen geschmückte Thor der jugendlichen Liebhaberinnen zu den runzlichen und grauhaarigen, lächerlichen und pathetischen Partieen der Kunst. Ihr Motto ist zu lieben und geliebt zu werden, doch muß man hinzufügen, daß außer dem starken Geschlechte noch manche andere Dinge in die zarten Herzen geschlossen werden, und daß die Bezeichnung „Liebhaberin“ durchaus nicht im verfänglichen Sinne gedeutet werden muß. Man kann neben schnurr- und backenbärtigen Cavalieren auch Armbänder, Ringe, Shawls und seidene Kleider lieb haben.

Die zukünftige Mimin zeichnet sich in den hoffnungsvollen Jahren, welche auf die Einsegnung folgen, durch eine sittliche Anhänglichkeit an diejenigen Werke in der Leihbibliothek ihres Stadtviertels aus, welche die algebraische Gleichung mit den beiden Unbekannten von Mann und Weib in den einfachsten und verständlichsten Formen darstellen. Sie ist dem Leihbibliothekar als ein kühnes Mädchen bekannt und die gewünschten Bücher werden ihr stets heimlich aufbewahrt und ohne verrätherische Zeugen übergeben. Schon frühzeitig steht ihr das Talent der bildlichen Rede zu Gebot und im

affectirten Verdrehen der Augen ist sie geborene Meisterin. Sie ist ihrer Declamationen gefühlvoller Gedichte von entsagenden und sich in den Rhein stürzenden Jungfrauen wegen beliebt, und wird gern zu Polterabendsaufführungen gezogen, da sie auch einige Leichtigkeit in der Anfertigung gereimter Verse besitzt. Der Bücherverleiher, als hochgebildeter und in allen Zweigen der Literatur belesener Mann, ist zugleich Mitvorstand eines Liebhaber-Theaters, das er mit einem, seine schlesische Butter stark durch Salz verfälschenden Vorkosthändler und einigen kunstsinnigen Particuliers gemeinschaftlich leitet. Er betrachtet das talentvolle Mädchen, sieht ihren graden Wuchs, ihre rollenden Augen und die redefertige Zunge; er sagt: „Mein Fräulein, ich habe schon oft darüber nachgedacht, aber bis jetzt Bedenken getragen, Ihnen meine Ansicht mitzutheilen, Ihr Talent ist ausgesprochen, Sie sollten Schauspielerin werden."

„Meinen Sie? Mama und Papa haben es auch schon gesagt. Ach, wenn nur das erste Auftreten nicht so schwer wäre. Herr v. Hülsen ist noch der Einzige, der die Anfänger nicht von seiner Thür weist, allein er soll leider jetzt zu besetzt sein."

„Nur nicht den Muth verlieren, mein Fräulein! Die Zeiten werden kommen, wo man Sie sucht, wo man Ihnen für jeden Abend die Hälfte der Brutto-Einnahme anbieten wird. Vor der Hand müssen Sie klein anfangen, wie wäre es, wenn Sie sich entschlössen, in unserer „Harmonia" aufzutreten. Ein hübsches Theater, schönes Publicum, nach der Vorstellung warmes Abendessen und alle vierzehn Tage Tanz, wobei das Orchester spielt."

„Ach, Herr Posematzky, wie könnte ich bei Ihnen spielen; Sie geben ja nur Lustspiele!"

„Bitte, mein Fräulein, Sie befinden sich vollständig

im Irrthum. Wir haben schon die Karlsschüler, Menschenhaß und Reue, Fiammina von Küstner und Clavigo von Goethe gegeben. Es kommt nur auf Sie an, was Sie spielen wollen."

„Meinen Sie? Na ich will einmal mit Papa und Mama reden, vielleicht wird zum nächsten Winter etwas daraus, denn jetzt nehme ich noch Singestunden und das laute Sprechen könnte mir dabei Schaden thun."

Die Mimin entfernt sich voller Seligkeit und erzählt ihrer Mutter, einer Frau, der die Erfolge der Marie Seebach schon längst ein Dorn im Auge waren, das Gespräch mit dem Leihbibliothekar. Die Alte hat kaum gehört, daß in der „Harmonia" der Goethe'sche Clavigo gespielt wird, als sie auch schon, ohne ein Wort zu antworten, in ihre Lederstiefeln stürzt und in die Leihbibliothek rennt. Der tiefgebildete Posematzky grüßt huldvoll mit zwei Fingern.

„Glauben Sie, daß es mit meiner Mina etwas werden wird, daß das Mädchen Genie hat?" ruft die Alte athemlos.

„Warum nicht, Madame — ernst ist das Leben, heiter ist die Kunst!" Bei diesen tiefsinnigen und neuen Worten, welche die Alte vollständig überwältigen, nimmt der Kenner eine gewichtige Prise und durchbohrt Madame mit den Augen.

„Gott, wäre es möglich? mein Kind könnte herausgerufen werden, könnte einmal öffentlich sagen: Ihre Zufriedenheit mit meinen schwachen Leistungen wird mich zu unaufhörlichen Anstrengungen begeistern! — das wäre ein unerhörtes Glück. Wie wäre es, wenn wir ihr von morgen an bei einer großen Künstlerin Stunden im Komödienspielen geben ließen — ich denke die Crelingern oder die Frieb-Blumauern, das zieht, wenn es heißt, sie ist von einer von den Beiden ausgebildet worden."

„Das würde ich an Ihrer Stelle auch thun, Madame. Ihre Mittel erlauben Ihnen ja eine Ausgabe für die edelsten Interessen der Menschheit, für die Kunst; ich würde wegen des Tragischen die Crelinger vorziehen. Fräulein Mina ist ganz geschaffen, sie den Berlinern einmal zu ersetzen. Gott, wenn ich daran denke, wie diese Frau die Maria Stuart gespielt hat, das ging bis an die Puppen!“

Am anderen Tage treten Mutter und Tochter den wichtigen Gang an, aber zu ihrem Leidwesen sind die genannten Damen so mit Lectionen überhäuft, daß sie keinen weiblichen Studenten der Mimik mehr annehmen können. Es bleibt ihnen nichts übrig, als sich zu geringeren Schauspieldocenten zu begeben. So wird Mina, die noch nicht weiß, daß in Berlin auch alte Herren an der Ausbildung weiblicher Talente arbeiten, zu einer Klippschulmeisterin der Gliederverrenkung und Sprachverhunzung gebracht. Hier fühlt sie sich unglaublich wohl, da alle verrückten Anweisungen der Lehrerin ihrer eigenen Ziererei auf halbem Wege entgegenkommen.

In der kurzen Zeit von vier Monaten hat die Instructions-Mimin ihrer Schülerin eine Anzahl von großen und wichtigen Rollen einstudirt, und dem Leihbibliothekar wird die Anzeige gemacht, daß Mina bereit sei, auf den Brettern der „Harmonia“ als Marie Beaumarchais die ersten schüchternen Schritte zu wagen. Das Theater ist ganz voll. Das Parquet ist bis hinten an die Thür mit Frauenzimmern vollgestopft, die ihre Taschen mit zusammengeklappten Butterbrödten, Pfefferkuchen, Bonbons und Chocoladentafeln verproviantirt haben. Es giebt ein Publikum, das im Theater nur einen Genuß hat, wenn es in jedem Zwischenakte seine Kiefern beschäftigen kann. Der Theatervorstand sitzt ernst und erwartungsvoll, eng gedrängt in einer Prosce-

niumsloge, und sieht wie die Bewohner einer Bären=grube aus, die auf ihr tägliches Commisbrot warten. Der Butterchemiker trägt eine blaue Brille und eine hohe weiße Halsbinde. An seinen Augen hängt Alles, denn er genießt an diesem Orte die Reputation eines Rötscher. Wir beschreiben nicht die Lächerlichkeiten der Vorstellung in einem Winkeltheater und sind verpflichtet, im Leben der begabten Mina weiter zu eilen; wir sagen deshalb nur, daß Marie Beaumarchais von ihr so burlesk schwindsüchtig herunter gespielt wird, daß die Frauenzimmer im Parquet in der Zerstreuung des wilden Schmerzes sich die Thränen mit Kleidern und Mänteln abtrocknen und der Butterhändler sogar das Signal zum Herausrufen ertheilt. Von diesem ent=scheidenden Abende an ist Mina „groß," doch nicht so groß, nicht so abstract erhaben über die leisen Regun=gen des weiblichen Herzens, um nicht an dem Dar=steller des Clavigo, einem Jüngling, der sein Jahr bei den Gardemusketieren abdient und wegen Unord=nungen häufig an Arrest leidet, Wohlgefallen zu finden. Da Mina's Mutter von den künstlerischen Gaben dieses männlichen Talents gering denkt und bestimmt weiß, daß er von seinem Vater zum Nachfolger in einem angestammten Eisenwaarengeschäfte bestimmt ist, wider=setzt sie sich der Herzenswahl ihrer Tochter und will nicht einsehen, daß die Liebe das Senfpflaster der Kunst des Mimen sei, wie Mina ihr oft betheuert. Der Freiwillige Clavigo, dem kein rathender Carlos zur Seite steht, sieht sich daher zu Rendezvous auf der Straße und in öffentlichen Gärten genöthigt, und Mina macht auf diese Weise ihre ersten Vorstudien zu der künftigen Julia. Man wolle uns aber nicht zürnen, oder gar für das Betragen des Paares verantwortlich machen, wenn wir der Wahrheit gemäß melden, daß Mina's Mutter am Anfange des nächsten Jahres ge=

nöthigt ist, nicht etwa Melpomene oder Thalia, sondern eine jener älteren Musen, um Hülfe anzurufen, welche von dem Medicinalcollegium einer besonderen Unterweisung und Approbation bedürfen.

Mit diesem Ereigniß tritt ein wichtiger Wendepunkt in der Geschichte der Liebhaberin ein; sie verläßt, nachdem Alles in angemessener Weise geordnet worden, das Vaterland und eilt mit Hülfe eines Courierzuges innerhalb zwölf bis achtzehn Stunden in die Fremde. Wohlgesinnte Freunde in der Theaterpresse haben ihr den Weg gebahnt. Sie erscheint in dem Orte ihres neuen Engagements als ein noch unentwickeltes, aber viel verheißendes Talent. Unter diesem Aushängezettel nehmen kleine deutsche Residenzstädte überhaupt gern Künstler in ihre Theatergesellschaften auf, vorausgesetzt, daß sie sich eines leiblichen Aussehens erfreuen. Man ist dort ungemein eifersüchtig auf den Einfluß der großen tonangebenden Orte, und ihre Macht, den Ruf einer künstlerischen Größe zu begründen; deshalb läßt man sich keine Gelegenheit entgehen, wenn irgend möglich ein Talent zu entdecken und zu einer deutschen Berühmtheit umzuschaffen. Die schöne Mina hat kaum vierzehn Tage in ihrem neuen Wirkungskreise „gestrebt," als sie auch von dem kritischen Machthaber des Ortes „entdeckt" wird. Ihre Emilia Galotti giebt ihm Gelegenheit zu einer höchst geistreichen und gelehrten Abhandlung in den zwei Quartblättern, welche täglich die glücklichen Bewohner der kleinen Residenz von dem Laufe der Welt und ihres eigenen kleinen Seitenkanales unterrichten. Mina wird darin als eine Künstlerin von bedeutenden Intentionen dargestellt, als eine „urwüchsige Natur" und die hoffnungsvolle Stütze der künftigen deutschen Tragödie. Nachdem dieses journalistische Meisterwerk erschienen ist, muß unvermeidlich eine Parteibildung im Orte erfolgen. In der „Mörder-

grube," einem vielbesuchten Bierlocal, versammeln sich die Anhänger der älteren, seit Jahren engagirten Liebhaberin; im „Paradiesvogel," einem Saale nebst kleinem Hofe, indem es außer Bier und schwarzem Rettig auch ansäuerlichen Landwein giebt, kommen Mina's jüngere Anhänger, an ihrer Spitze jener Nachfolger des großen Lessing zusammen. Der hochbegabte Geist hat ein Trauerspiel irgendwo aus der deutschen Geschichte, von einem Kaiser und seinem mißvergnügten Prinzen geschrieben, und besteht darauf, daß Mina: die Geliebte des Letzteren, ein nach beträchtlichem Jambenconsum gewaltsam um's Leben gebrachtes Frauenzimmer, spielen solle. Die ältere Liebhaberin setzt Himmel und Hölle in Bewegung, den Theaterdirector zu bewegen, ihr die Rolle zu ertheilen, allein dieser gute Mann weiß, daß die Macht der Presse um so größer wird, je enger der Wirkungskreis und Spielraum ihrer Thätigkeit gesteckt ist, und besteht darauf, daß Mina die Rolle behalte. Trotz einer unerhörten Kabale am Abende der Aufführung hat das Trauerspiel einen glänzenden Erfolg und die ältere Liebhaberin ertheilt am anderen Morgen einem reichen Weinhändler, der sie schon lange umworben, aus Aerger ihr Jawort. Jetzt geht durch alle Blätter jener kleinen Fürstenthümer, daß „unsere Arabella fortan der Kunst entsagt und sich Hymens Banden unterworfen habe," und daß die geniale Mina die Erbschaft ihres Ruhmes antreten werde. Ihr Glück ist gemacht, sie setzt sich mit einem Theateragenten in Verbindung, der wöchentlich eine ausführliche Correspondenz über ihre bewundernswürdigen Leistungen abdruckt, sie wagt es, mehrmals in benachbarten Residenzen, deren vier oder fünf auf etwa dreißig Quadratmeilen deutschen Ackerlandes vertheilt liegen, Gastrollen zu geben, und erhält annehmbare Engagementsanträge von wichtigeren Hof- und Stadt-

theatern. Anfangs ist sie ihrer Sache nicht ganz gewiß, allein die Dreistigkeit gehört zu den Pflanzen, die in unserem Zeitalter am üppigsten wuchern, und zudem fängt die Zudringlichkeit der männlichen Einwohnerschaft des Ortes an, ihr höchst lästig zu werden. Es giebt dort nur wenig Wohlhabenheit und die vorkommenden Galanterien der begeisterten Jugend beschränken sich darauf, daß die Jünglinge entweder das Schönste auf den Fluren suchen und damit ihre Liebe schmücken, oder Postpapier mit Sonetten verunreinigen; eine solide Verehrung, wie sie sich in reichen Städten durch Brillanten, Shawl's, Ballfestlichkeiten und ähnliche, nicht billige Kleinigkeiten ausspricht, wird unserer Mina nicht zu Theil. Dazu kommt, daß der Dichter jenes vortrefflichen Trauerspieles von einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft zu Mina ergriffen ist und mit staunenswerther Hartnäckigkeit um ihre Hand wirbt. Mina ist in der winzigen Residenz klug geworden; die praktischen Teufeleien der Menschen theilen sich ihnen leichter und schneller mit, wenn sie auf anderthalb Plätze und ein halbes Dutzend Straßen beschränkt sind. Sie sagt sich, daß die Hoffnung dieses Mannes nur darin bestehe, von ihr für den etwas ansehnlichen Rest seines Lebens erwärmt, beköstigt und getränkt zu werden, sie verhehlt sich nicht, daß sein einziger Werth: seine Feder, für sie sofort verloren gehen werde, und entschließt sich endlich, ihm zu gestehen, daß sie ihn zwar a c h t e n, aber nicht l i e b e n könne. Wie man längst weiß, sind die Männer niemals mit der alleinigen Achtung der Damen zufrieden; der Dichter verfällt in eine mehrstündige Raserei, zerschlägt eine Scheibe, die jedoch schon eingeknickt war, erregt dadurch einen mehrstündigen Auflauf in seiner Stadtgegend, und beschließt, zwar nicht sich selber, aber dafür die falsche Mina umzubringen und zwar durch

das schleichende Gift der Presse. Die holde Liebhaberin hat aber die weisesten Maßregeln getroffen. Am Anfange einer Saison begiebt sie sich auf ein kurzes Gastspiel nach einer großen und reichen Stadt, und sendet nach acht Tagen der heimischen Direction die Anzeige, daß sie niemals wiederkommen werde, sondern ein passendes Engagement angenommen habe, weil sie nicht dulden könne, daß ihr unbescholtener Ruf durch männliche Zügellosigkeiten fernerhin bedroht werde.

Die nothwendige Folge ist, daß Mina von dem Cartellverbande zum Schutze der Aufrechthaltung aller Contracte in den Bann gethan und dieses Urtheil in dem Theaterhorizont von Michaelson veröffentlicht wird. Zum Heile der leichtfüßigen Mimen sind diese Bannstrahlen nur Theaterblitze von Kolophonium. Bühnen, die nicht zum Cartellverbande gehören, nehmen keinen Anstand, Flüchtlinge wieder zu engagiren, und die Ausreißerin Mina wird von der neuen Direction mit offenen Armen empfangen. Mit vielem Erfolge spielt sie die Walze aller ihrer Rollen ab, und schwingt sich, als ein ansehnliches und dabei freundliches Frauenzimmer zum Lieblinge des Publicums empor. Kaum zwei Monate nach ihrem ersten Debüt ist sie nicht allein photographirt, sondern auch lithographirt, und hängt an einer Menge Straßenecken in Glaskästen. Für alle eleganten Rollen im Gesellschaftskostüm erhält sie bald von diesem, bald von jenem Individuum aus dem Schwarme ihrer Verehrer die zierlichsten Bouquets, und es fehlt ihr nicht an jenen älteren freigebigen Herren, denen es keineswegs darauf ankommt, auch Neujahrs-Rechnungen von Modisten und Oberschneiderinnen zu bezahlen. Mina gehört zu den gesuchtesten Artikeln des Ortes. Ungeachtet einigen Kastenstolzes entschließen sich die vornehmen Familien doch, sie einzuladen, und die schnöde Langeweile ihrer Gesellschafts-

abende durch Mina's Liebenswürdigkeit aufzuheitern. Sie giebt Declamatorien zum Besten der Perseverantia, der Schillerstiftung, der Rettungsanstalt für abgebrannte Souffleure und des Institutes zur Aufhilfe von verarmten Flötenbläsern, sie trägt in Virtuosen-Concerten im größten Putz melancholisch herzbrechende Gedichte vor, und giebt einem jungen Künstler Erlaubniß, ihr Oelbild auf die Kunstausstellung zu bringen. Doch selbst der hellste Tag ist nicht ohne Schatten, und Mina muß erleben, daß sich in den Morgenstunden nach einer Vorstellung der Thekla aus Wallenstein jener bewußte ehemalige Freiwillige und Arrestleidende bei ihr melden läßt. Er hat inzwischen das väterliche Geschäft übernommen, befindet sich zu höheren Meßzwecken im Orte, und scheint nicht abgeneigt, der berühmten Künstlerin seine Hand anzubieten. Wer wagte, den Schrecken der schönen Seele zu schildern, als der Jüngling ihrer ersten Wahl vor ihr erschien; hatte sie doch fast seinen Namen über den Zerstreuungen ihres Standes vergessen! Nach verschiedenen, nicht von Erfolg gekrönten Versuchen, ein gleichgültiges Gespräch anzubahnen, entschloß sie sich rasch, das Hausmittel anzuwenden, welches den Schönen vom Theater jeder Zeit zu Gebote steht, und in Ohnmacht zu fallen. Der unerfahrene Freiwillige wurde von der Zofe entfernt, um nie wieder vorgelassen zu werden. Von diesem Augenblicke an geht mit Mina eine bemerkenswerthe Veränderung vor. Das Auftauchen des Freiwilligen, als sie ihn am wenigsten erwartete, hat seltsame Vibrationen ihrer Nerven erzeugt, die sich auch in ihrem Spiele bemerkbar machen. Die Kritik nennt es das Gipfeln ihrer tragischen Kunst und überschlägt sich fortan in stylistischen Tiraden von Abgründen, zwischen denen Veilchen blühen, von Schlünden, an denen die berittene Amazone todesmuthig hinfliegt, vom reinen blauen Aether des

Himmels und der schwarzen Nacht der Hölle 2c. Nun schwebt Mina auf der höchsten Spitze der Mode. Mehrere hoffnungsvolle Söhne aus guten, d. h. reichen Familien verlieben sich in sie, und stehen Abends unaufhörlich im Hintergrunde auffallend gelegener Logen mit Doppelperspectiven vor den Köpfen. Einer dieser lieben Knaben trägt zu Mina Alles, worauf jemals ihr Blick mit Wohlgefallen geruht hat, sogar den Schooßhund seiner Mutter, der freilich am anderen Tage durch den alten Bedienten wieder abgeholt wird. Der eingefleischte Theaterfreund des Ortes und Sammler aller Zettel stirbt und vermacht ihr ein Legat von 10,000 Thalern, jener Vermächtnisse nicht zu erwähnen, welche diverse Chevaliers noch bei Lebzeiten Mina hinterlassen haben; die Schöne darf sich für eine gemachte Person halten. Zu ihrem Mißgeschick weiß sie nicht in der richtigen Stunde in die schlicht-bürgerliche Zufriedenheit mit den derberen Gütern des Besitzes überzusiedeln; sie hat sich zu mächtig an die flüchtige Poesie ihres Daseins geklammert und muß doch lernen, daß Anmuth und Schönheit schneller wie Märzschnee dahin schmelzen. An einem Abende wird irgend ein kleines Mädchen mit rothen Wangen und hellen Augen lebhafter als sie applaudirt, und von jetzt an hat sie das Gleichgewicht ihrer künstlerischen Bestrebungen verloren. Sie nimmt einen bitteren und gereizten Ton an, der Trompetenklang der alten Mamsellen kommt zum Vorschein und zuletzt erscheint der unverschämte Theaterbote gar mit der Rolle einer — älteren Heldenmutter in ihrem Boudoir. Das ist zu viel für Mina, denn sie hatte geglaubt, von der Dichtkunst als „ewige Liebhaberin" aufbewahrt zu werden. Sie weint zwei Stunden, schminkt sich dann weiß und roth, schreibt der Direction einen feuerspeienden Brief und erinnert sich, daß der Baron Eitelbauch aus dem alten Ge-

schlechte derer von Isegrimm um ihre Hand angehalten habe. Ein feierlicher Abgang von der Bühne wird arrangirt, Mina will sich in Thränen auflösen, ihre Collegen umringen sie nach dem Fallen des Vorhanges mit lauten Glückwünschen und heimlichen Flüchen, ein Beauftragter übergiebt einen silbernen Lorbeerkranz mit den Titeln aller Rollen auf den einzelnen Blättern, und unten am Theater hält Baron Eitelbauch in einer vierspännigen Extrapost-Chaise, um der Kunst für immer ihr kostbares Juwel, und zwar vorläufig nach Italien, zu entführen.

Auf dem Stadtgericht.

I.

Schon mancher Fremdling hat das riesige Gebäude an der Ecke der Jüdenstraße und Königsstraße für den Palast eines Potentaten gehalten, bis ihn die Physiognomien der aus- und eingehenden Gestalten eines Besseren belehrten und überzeugten, daß diese große Steinmasse der Tempel sei, in welchem der Göttin Themis alle ihre städtischen Opfer dargebracht werden. Wenn man die Königsstraße verläßt und sich den Eingängen des merkwürdigen Gebäudes nähert, dem wohl Jeder, er mag sich gebehrden, wie er will, einmal einen Besuch abgestattet hat, macht sich alsbald eine auffallende Veränderung in dem Aeußeren der Persönlichkeiten bemerkbar. Die Geschäftsläufer, die plaudernden Neugierigen, die Postbeamten, Kassenboten, Diener, vor der Thür stehenden Handelsleute, verschwinden plötzlich, und eine besondere Kategorie von Menschen erscheint, die aus allen Ständen der Gesell-

schaft zusammengesetzt, sich doch durch einen bemerkenswerthen auffallenden Zug in den Gesichtszügen auszeichnet. Wie die Medicin ihre besondere interessante Maske besitzt, die sie als den charakteristischen symbolischen Ausdruck ihrer wissenschaftlichen Bestrebungen, nach dem großen Klassiker der Heilkunst, das hippokratische Gesicht nennt, so gräbt auch die Jurisprudenz ihre eigenthümlichen Schriftzüge in das Antlitz der Menschen, welche mit ihr in Berührung kommen. Wir möchten die physiognomische Mischung von Besorgniß, Verlegenheit und Widerwillen das Stadtgerichtsgesicht nennen. Zwar sind, je nach den Nüancen der verschiedenen Charaktere die mimischen Grade desselben sehr mannigfaltig, bald nur schwach angedeutet, bald deutlich und auffallend ausgeprägt, allein der aufmerksamen Beobachtung entgeht kein Individuum, welches das Haus betritt, um seine Knie vor der Göttin der städtischen Gerechtigkeit zu beugen. Das Stadtgerichtsgesicht verleiht jener Strecke der Jüdenstraße eine eigenthümliche düstere Atmosphäre. Selbst beim heitersten Himmel ruhen auf ihr seltsame moralische Nebel und man steigt nach der Rückkehr aus dieser Region der praktischen Wissenschaft, wie aus einem feuchtkalten Berggewölk, in das behagliche warme Leben zurück. Nur die Stammgäste des Gerichtes, eine Anzahl entschieden schäbig gekleideter Männer, die Jahr aus Jahr ein mit den Gesetzen auf einem gespannten Fuße leben und wenig Bedenklichkeiten im Felde der Eidesleistung hegen, treten gleich den Gebirgsbewohnern frei und kühn auf. Sie kennen alle Klippen und Abgründe des Ortes, ja es schreckt sie selbst nicht des Dichters Ruf:

Und aus einer Bergesspalte
Tritt der Greis, der Staatsanwalte.

Das Stadtgerichtsgesicht erscheint bei ihnen wie

versteinert, aber nach dem Vorbilde der Sculpturwerke ebendeshalb unverwüstlich ruhig, tragisch imposant und einladend zur Aufbewahrung in einem Museum für antike Sträflinge.

Kaum sind wir in den weiten Flur getreten, als wir uns auch schon durch ein anhaltendes halblautes Geräusch befremdet fühlen. Es erinnert an die Arbeitslaute in einem Bienenkorbe, wenn die ganze fleißige Gesellschaft mit der Anfertigung der Zellen, dem Streifen des Wachses von den schwarzgelben Höschen, dem Füttern der Brut, der Aufspeicherung des Honigs beschäftigt ist, und die große Treppe läßt sich nicht unpassend mit dem Aus- und Eingangsbrette vor jedem Bienenkorbe vergleichen. Damit hört jedoch die Aehnlichkeit auf, denn der Honig, der hier bereitet wird, ist nach den Mienen derjenigen, welche eben aus dem Stocke kommen, nicht der süßeste, und das Wachs nicht das feinste und weißeste. Der herrschende Localduft ist gleichfalls nicht aromatisch; er schwebt mit schönem Effect zwischen dem Parfüm der Infanteriekaserne und einem feinen Registraturgeruch mit etwas Moder versetzt. Wer kann sagen, ob dieser fatale Geruch von den Menschen oder von den Steinen herrührt! Wenn es wahr ist, was die Naturforscher behaupten, daß einige Thiere, wenn sie in Angst versetzt werden, sich des Aroma's gewisser Organe, theils zur Vertheidigung, theils zur rein psychologischen Schilderung ihrer traurigen Gemüthsbewegungen bedienen, so ersuchen wir diese Herren Gelehrten, dem menschlichen Geschlechte in dieser Hinsicht mehr Beachtung zu schenken und wissenschaftlich festzustellen, inwiefern dergleichen Phänomene auch bei ihm vorkommen.

Scheinbar ohne Zweck, nur beschäftigt mit allerlei Plaudereien, wogt in den drei besten Vormittagsstunden eine Anzahl Leute die genannte Treppe auf und ab,

oder studirt die öffentlichen Bekanntmachungen an den aushängenden schwarzen Brettern. Wir steigen in das erste Stockwerk, freuen uns der verbesserten Luft und über das lebhafte Gewimmel auf dem hohen Corridor, dann begeben wir uns noch eine Treppe höher hinauf und besuchen die Hallen, wo die Bagatellprozesse und Frevel der Berliner vor einem Tribunal voller Ernst und Würde verhandelt, ausgeglichen und bestraft werden. Man hat zu verschiedenen Zeiten dergleichen Händel auf die Bühne gebracht, allein bei dem Freskostyl der Theaterdichter arten diese Darstellungen nur zu leicht in grobe Carricaturen aus; die Wirklichkeit ist ungleich feiner und unterhaltender, wenn auch nicht für den gewöhnlichen Zuschauer. In dem erwähnten zweiten Stockwerke befindet sich ein Zimmer, hinter dessen Barre eine Anzahl junger Männer unter Vorsitz eines stattlichen Herrn am grünen Tische arbeitet und Actenstücke ordnet. Sie sehen sämmtlich sehr intelligent aus und trotzdem die richterliche Gravität nicht durch das geringste Zeichen von Heiterkeit verletzt wird, verräth uns doch ein unbeschreibliches Etwas, daß hier das Studium des wirklichen Lebens auch mit einem „verständnißinnigen" Humor genossen zu werden pflegt und die bunten Erscheinungen des Tages nicht vor stumpferen Geistern verloren gehen.

Ein jugendlicher Referendarius verständigt sich jetzt mit dem stattlichen Herrn und auf einen gewährenden Wink desselben liest er die Liste der vorgeladenen Parteien herunter, die inzwischen von dem Gerichtsdiener hereingerufen sind und in allen Registern der menschlichen Stimme mit „Hier" antworten, oder auch ganz schweigen, wenn sie es vorgezogen haben, zu Hause zu bleiben, um nach Umständen Zeit zu gewinnen oder sich in contumaciam verschmettern zu lassen. Bald ist der gesammte Raum vor der Barre mit gewöhnlich

aussehenden Leuten angefüllt. Einige starren das Richterpersonal unverwandten Auges an, Andere sitzen gedankenvoll auf der braunen Bank an der Wand, noch Andere stehen im Vordergrunde und zeigen eine seltsame Leere im Blick, als ob sie noch einmal alle Gründe für und wider durch den Geist wälzten und eine wahre Quintessenz von juristischem Elixir destillirten.

Noch prüfen wir die Mienen der Kläger und Angeklagten, als die jungen Richter sich mit Actenstücken in den Händen der Barre vor den Parteien nähern, und die Verhandlungen beginnen. An die feierliche Ruhe und den gemessenen Geschäftsgang des Criminalprozesses mit seinen Geschwornen, der lauschenden Zuschauertribüne, dem gespannten Angeklagten, den verschlossenen Richtern gewöhnt, fühlen wir uns seltsam überrascht durch die Lebhaftigkeit, welche sich im Bagatellprozeß kundgiebt. Gerade hier, wo es sich nur um die Welt unter fünfzig Thalern handelt, werden so erbitterte Schnautzengefechte zwischen den Parteien geführt, als ob Ehre und Leben auf dem Spiele ständen. Hier herrscht anscheinend eine etwas größere Redefreiheit, als vor anderen Tribunalen, und die meisten machen den erfreulichsten Gebrauch von derselben.

Gleich in der ersten Reihe ist ein Hauswirth von der besten Sorte jener berüchtigten Tyrannen kleiner Miether in einem Kampf mit einer alten Jungfer begriffen. Sie hat ihm beim Auszuge für einen Rest schuldiger Miethe einen Tisch und ein Sopha als Pfand zurückgelassen, diesen Rest aber erst einige Monate später getilgt, als sie sich schriftlich verpflichtet. Der Hauswirth verweigert jetzt die Herausgabe der Sachen, wenn sie nicht noch eine „Miethsentschädigung" von mehreren Thalern für den verlängerten Aufenthalt des Sophas und Tisches in seinem Quartier erlegt. Die alte Jungfer hat ihn wegen einer solchen unverschämten

Forderung verklagt und ist bereit, durch Zeugen zu erhärten, daß er, der Hauswirth, die eigenen Möbel der genannten Gattung längst verkauft und die ganze Zeit hindurch nicht allein an ihrem Tische gespeist und auf ihrem jungfräulichen Sopha geschlafen habe, sondern sich auch für immer in den Besitz dieser Kostbarkeiten setzen wolle.

Neben ihnen steht ein altes gutes Mütterchen mit Thränen im Auge, die sie mit einem leinenen Läppchen von Taschentuch abwischt, und angstvoll auf den grünen Tisch blickt. Sie wohnt vor dem Thore und ist einem hiesigen Einwohner eine nicht unerhebliche Summe für Viehfutter schuldig, die er nur zum Theil eingeklagt hat. Die arme Alte betheuert mit ergreifenden Worten, daß sie bei den schlechten Zeiten nicht auf einmal zahlen könne, aber das Anerbieten mache, monatlich mit 10 Sgr. ihre Schuld in Terminalzahlungen abzutragen. Mit Achselzucken wird ihr nachgewiesen, daß dann weder sie, noch der Kläger, die gänzliche Tilgung erleben würden; aber man giebt ihr mitleidiger Weise den Rath, sich an den Rechtsanwalt des Klägers zu wenden, und diesen um seine Vermittelung bei dem Gläubiger anzuflehen. Wir folgen ihr mit schmerzlichem Bedauern über das elende Schicksal einer armen Wittwe und sinnen schon über eine Collecte nach, da macht man uns rechtzeitig auf die Höhe der Schuld aufmerksam und wie unmöglich es sei, daß Jemand so viel Viehfutter beziehen könne, ohne einen höchst beträchtlichen Viehstand zu besitzen. Die schwache weinerliche Alte ist als wohlhabende, aber gegen alle Gläubiger höchst renitente Frau bekannt. Vor Gericht gefordert, zieht sie ihr schlechtestes Kleid an, setzt den ältesten Hut auf, hängt einen abgetragenen Mantel um, und wimmert bei jedem Worte, das man sie zu sprechen nöthigt; in

ihrer Wohnung prügelt sie das Gesinde und besitzt einen wohlbegründeten Ruf als Drache.

Hart neben dieser edlen Mutter dreht es sich um wenig mehr, als einen Thaler. Der weise Salomo hinter der Barre hat hier zwischen zwei jüngeren anständig gekleideten Herren zu entscheiden. Der Kleinere derselben lebt vom Export der Flaschenbiere, die er auf Begehren den Consumenten in ihre Wohnungen sendet; der Größere ist ein Biertrinker, der die Schwachheit hat, nicht gerne das genossene Gute zu bezahlen. Der Kleinere hat ihn, da ungeachtet wiederholter dringender Mahnungen der Thaler hartnäckig ausblieb, endlich verklagt; der Größere spielt den vollkommen Unschuldigen, will von nichts wissen und behauptet nur, niemals eine Rechnung erhalten zu haben. Der Richter belehrt ihn, daß sein Rechtlichkeitsgefühl und nicht die Rechnung ihm sagen müsse, daß es seine Pflicht sei, zu bezahlen. Dem Größeren schlägt das Gewissen und er erklärt, er werde den Thaler bezahlen, aber nicht die Kosten; dem Kleineren wird anheim gestellt, ob er sie tragen oder den Prozeß weiter fortsetzen wolle. Er nimmt den ihm von dem Größeren gebotenen Thaler, zieht ein Viergroschenstück aus der Tasche und will es dem Richter reichen. Dieser fertigt den Kleineren mit den Worten ab: „Hier oben werden keine Kosten bezahlt!“ und dieser folgt heiter dem Größeren, um noch einen Abstecher nach der Salarienkasse zu machen, denn er scheint schon die Gelegenheit zu kennen. Eine schöne Scene, pikant durch die Sophistik des biertrinkenden Größeren und die Arglosigkeit des bierversendenden Kleineren. Der zunehmende Wortwechsel an der anderen Seite der Barre erschwert dem ungeübten Ohre das Verständniß; benutzen wir also anderweitig die Zeit und gucken dem Richter über die Achsel in das Actenbündel.

Es enthält einen für Berliner Sitten sehr bezeichnenden Handel. X. hat mit der separirten Frau Y. ein Ehebündniß geschlossen und zur Feier dieser Festlichkeit das Lokal des Gastwirthes Z. in der großen Nassauer Straße ausersehen. Z. hatte den Abendtisch für mehr als vierzig Personen, das Couvert zu 20 Sgr. berechnet, zu liefern, von dem durch den Ehemann gelieferten Wein war ihm ein Pfropfengeld zugesichert; außerdem war der nach der Mahlzeit, dem Trunk und Tanz, nothwendige Kaffee zu einem bestimmten Preise angesetzt. Gastwirth Z. war seinen Verpflichtungen nachgekommen, allein der leichtsinnige X. hatte weder Essen noch Kaffee, noch das Pfropfengeld bezahlt, das bei 21 Flaschen Champagner und 15 Flaschen Rothwein einen nicht unerheblichen Posten in der eingereichten Rechnung ausmachte. Außerdem lag noch eine andere Klage des gastfreien, aber unglücklichen Patriarchen Z. dem Schöppenstuhle der Richter vor. Jener verwegene X. hatte auch zur Feier des Polterabends mit der sep. Y. die Hilfe des Z. in Anspruch genommen. Das Tischgeschirr und die Gläser waren von Z. geliehen und in die Wohnung des X. gebracht, dazu auch ein Hase, „auf böhmische Manier" in der Küche des Gastwirthes angefertigt worden. Die Acten drückten sich darüber nicht deutlich aus, ob dieser Lampe ein sogenannter „Schweinehase", oder gar ein „falscher Hase" gewesen sei; genug die Rechnung betrug beinahe vier Thaler und harrte gleichfalls auf die quittungsflichtige Hand des Z. Um die Richtigkeit seiner Angaben zu erhärten, hatte Z. eine Anzahl entfernter Verwandter des Ehemanns, Feldmesser X., Barbiergehilfe X. und Schankwirth X. vorgeschlagen, lauter Vertilger des pfropfenunentgeldlichen Champagners. Wahrscheinlich lag noch eine dritte Klage des in seinen gerechten Erwartungen getäuschten Lieferanten des Schaumweines

unter den bezeichneten Aktenstücken, allein es war nicht der Tag zur Ausfechtung dieses denkwürdigen Rechtshandels und wir mußten unsere Neugierde für heute beschwichtigen. Der Lärm hatte während der Lectüre zugenommen, aber die frische, nur durch mehrere Zahnlücken etwas pfeifend gewordene Stimme der Wittwe Schnabberlein gegen Leyser und Comp. drang durch die Bagatell-Debatten. Es handelte sich um ein Stück schwarzes Wollenzeug, das Leyser und Comp. an die Schnabberlein um Weihnachten verkauft hatten und das ihnen mit Protest zurückgeschickt worden war. Kein Demagog in einem blutigen Convent hat je die Blitze des Himmels und das Beil des Henkers wüthender auf die Häupter der Neronen herabbeschworen, als die Schnabberlein auf die kahle Stirn der Firma Leyser und Comp. Selbst die Richter fahren aus ihrer Selbstbeherrschung auf und nur die Firma verhält sich diesem Hurikan von Redensarten gegenüber so ruhig, wie ein glänzendes Eisgebirge im Polarmeere.

II.

Zu den unangenehmsten Einladungen für Personen, denen ihre Vormittagsstunden ein Capital der Arbeit und Production von Gedanken sind, gehören die Citationen des Stadtgerichts. Wir fragen alle unsere Leser, ob sie nicht die Erfahrung gemacht haben, daß diese stets auf einen Tag anberaumt zu werden pflegen, der bereits für ein ungleich wichtigeres Geschäft bestimmt war? Dazu kommt, daß sämmtliche

Stadtgerichte sich nur in den kostbarsten Stunden des Vormittags sprechen lassen. Die Offenbarungen des Rechtes finden nur um 10 oder 11 Uhr statt, also genau in der Mitte der besten Arbeitszeit. Es lohnt nicht, vorher eine weitschichtigere Sache anzufangen, und nachher bleibt vom Vormittage gleichfalls so wenig übrig, daß man es auch nicht der Mühe für werth hält, sich an den Schreibtisch zu setzen. Ein vielbeschäftigter Schriftsteller hat daher vor dergleichen Einladungen zu einem juridischen kalten Frühstück, auf deren Nichtannahme die Kosten des Termins gesetzt sind, einen außerordentlichen Respekt.

Vor ungefähr einem Jahre empfing ich aus den dicken und mit breiten Nägeln versehenen Händen eines unserer officiellen Blauröcke die wichtige Anzeige, daß ich mit dem unbesoldeten Amte eines Vormundes belehnt sei, und mich, natürlich an dem unbequemsten und arbeitsvollsten Tage der Woche, auf das Stadtgericht zu verfügen habe, um in Eid und Pflicht genommen zu werden. Mein erst Gefühl war nicht Preis und Dank, sondern ein kalter Schauder, dessen Symptome in einer erheblichen Gänsehaut bestanden. Man muß die Geschichte der Feldzüge vieler Berliner Vormünder kennen, wenn man mein Entsetzen gehörig würdigen will. Die Vormundschaft gehörte augenscheinlich zu der dornenvollsten Sorte. Mein Mündel, ein junger Sohn in der Blüthe des Säuglingsalters war die Frucht eines unerlaubten Verhältnisses, wie aus der Bezeichnung seiner Mutter als einer „Unverehelichten" in der Vorladung deutlich hervorging. Mit einem Seufzer fügte ich mich in mein Verhängniß, arbeitete die halbe Nacht vor dem Gerichtstage, um den verlorenen Vormittag zu ersetzen, und stand mit dem Glockenschlage zehn Uhr vor dem Stadtgerichte.

Der Eingang zu den Hallen des Vormundschafts-

gerichts findet durch ein besonderes Thor statt, und zeichnet sich, wenn es erlaubt ist, dieses Wort zu brauchen, durch ein weit „aristokratischeres“ Ansehen aus. Selbiges beruht nicht auf der Lokalität, die wenn irgend möglich, noch kahler als der Haupteingang ist, sondern auf dem aus- und eingehenden besseren Publikum, und auch in den Gerichtszimmern findet ein vertraulicheres Verhältniß statt. Die Idee der Schuld tritt hier weniger deutlich zu Tage und die Abwesenheit der den Richter von den Parteien trennenden Barre verleiht den Räumen einen geselligeren Charakter. Selbst die Physiognomien der Rechtsgelehrten sind nicht so streng amtlich aufgesteift, und es herrscht im Ganzen ein herablassender, fast wohlwollender Ton im Verkehre. So wurde ich denn sehr angenehm überrascht, daß ich nur eine gute halbe Stunde zu warten brauchte, ehe ein junger, ganz angenehmer und wohlfrisirter Rechtskundiger mich an seine Seite einlud und die feierliche Handlung meiner Verpflichtung zum Vormunde, nach erfolgter ernster Ermahnung, durch einen Handschlag an Eidesstatt vollzog. Auf meinen Bescheid, daß ich mit den Obliegenheiten meiner neuen Würde vollkommen vertraut sei, erhielt ich ein gedrucktes Formular, nach dessen sieben oder acht Kategorien ich beim Anfange jedes Jahres einen Rapport über das Befinden meines Mündels abzustatten hatte und wurde darauf in Gnaden entlassen, ohne daß man mir jedoch auf meine Frage, wo sich der hoffnungsvolle Gegenstand meiner künftigen Fürsorge befinde, eine genügende Auskunft ertheilen konnte. Die Mutter meines Mündels schien eine Spielart des Känguruhs zu sein, keinen bestimmten Wohnsitz inne zu haben und ihr Junges in einer angeborenen Tasche zu beherbergen und mit sich umherzuschleppen. Von einem Gefühl unsäglicher Dankbar-

keit gegen den Bezirksvorsteher meiner Straße, dem ich offenbar diese angenehme Bekanntschaft zu verdanken hatte, erfüllt, verließ ich die Rechtshalle und kehrte nach Hause zurück.

Nach einigen Tagen stellte ich die ersten Versuche zur Auffindung des Mündels an. Es war nicht schwer herauszubekommen, daß es in dem Hinterhause eines in der Nähe gelegenen Etablissements, drei Stock hoch über der Meeresfläche, zum ersten Male die Wände beschrieen hatte, aber dann stockte jede fernere Untersuchung. Der Wirth, bei dem ich diese Erkundigung einzog, konnte mir keine weitere Auskunft geben, doch ging aus dem erheuchelt liebevollen Ausdruck seines hartgesottenen Antlitzes und seiner weichen, tief gefühlvollen Redeweise hervor, daß er offenbar die Wöchnerin und das Kind hinausgeworfen hatte und deshalb nicht von Reue, sondern von Freude und Genugthuung über diese edle That erfüllt war. Er ließ sich nur herbei, mich an eine alte Frau in einer Seitenstraße zu weisen, die mir vielleicht Näheres mittheilen könne, dann schlug er mir die Thür vor der Nase zu, und schrie nach seinem Kutscher um anspannen zu lassen. Die Wohnung der alten Frau war leicht aufzufinden, denn sie befand sich in einem engen Hofe zu ebener Erde, wie ein Pferdestall, mit dem sie eine entfernte Aehnlichkeit, aber nicht eine gleiche Comfortabilität besaß. Die ehrwürdige Dame war augenblicklich nicht anwesend, allein ihre Wohnung war offen, aus welchem Grunde ich auf ein argloses und großartiges Gemüth schloß. Freilich muß ich hinzusetzen, daß die vorhandenen Utensilien des ersten offenen Raumes nicht geeignet waren, die Talente der Berliner Diebe in Versuchung zu führen. Außer einem elend geheizten Ofen bestanden sie nur in einem daneben stehenden plumpen Tische, auf dem, zum Theil

jämmerlich weinend, ein Häuflein kleiner Kinder lag. Da ich sicher davor war, falls die Frau vom Hause plötzlich heimkehrte, in den Verdacht der Veruntreuung eines dieser lebendigen Gegenstände zu gerathen, verweilte ich und nahm die vorräthigen Ebenbilder Gottes in Augenschein. Sie waren ärmlich gekleidet, oder in formlose Zeugstücke eingewickelt, und sahen schlecht genug ernährt aus. Neben den ungestümen Schreiern lagen zwei höchst kleine Geschöpfchen und schliefen im tiefen Frieden des Paradieses. Es blieb mir keine Zeit, über dies niederschlagende Beispiel aus der Geschichte der civilisirten Menschheit und dem humanen neunzehnten Jahrhundert Betrachtungen anzustellen, denn auf dem Hofe ließen sich die Holzpantoffeln der Wartefrau vernehmen und sofort trat sie mit der freundlichsten Miene in die Kammer. Sie trug in der rechten Hand einen Topf bläulicher Milch und unter dem rechten Arme ein wohlverkorktes Fläschchen, dessen Inhalt ich, nach der Farbe der Nase der guten alten Dame, für ihre Milch zu halten geneigt war, doch schien sie mir nach der geäußerten Wirkung zu urtheilen, weniger mit Wasser vermischt zu sein, als der Nectar für die künftigen Staatsbürger. Anfangs schien die würdige Frau mich für einen vornehmen Herrn zu halten, der von Gewissensbissen ergriffen, gekommen war, seinen natürlichen Sohn abzuholen und anzuerkennen. Da ich den Rock zugeknöpft ließ, und keinen Stern zeigte, ging sie dazu über, in mir einen Arzt zu vermuthen, der ihre Ueberwachung der Kinder beobachten wolle: als ich aber dann offen mein Gesuch vorbrachte und Erkundigungen einzog, gab sie mir kaum Antwort und überließ sich einem Strome von Verwünschungen gegen die Unverehelichte, welche sie um eine Monatsgage für den Pflegling geprellt und deshalb diesen mit Protest zurückerhalten hatte.

Von Natur dem schönen Geschlechte gegenüber nicht muthvoll und unternehmend, auch nicht ganz ohne Besorgniß, die zartfühlende Pflegerin neugeborener illegitimer Erdensöhne, könne in der Aufregung des Momentes einen der lautesten Schreier ergreifen und mir damit einen uns Beiden verderblichen Streich versetzen, erinnerte ich mich des großen Vorbildes für Schriftsteller und Soldaten, des geistreichen Xenophon, und trat wie er, einen geordneten Rückzug über den Hof an. Meine Bemühungen waren gescheitert und es blieb mir nur noch übrig, mich an das Einwohner-Meldeamt zu wenden, wo jedem Wißbegierigen gegen eine Vergütigung von zwei und einem halben Silbergroschen das eine Ende des langen unzerreißbaren Seiles in die Hand gegeben wird, an dem jeder moderne Mensch hienieden flattert. Ein unvorhergesehenes Ereigniß sollte diesen letzten Schritt unnöthig machen.

Wenige Tage darauf wurde mir zu einer für Besuche ganz ungeeigneten Abendstunde ein Paar angemeldet, das sich nicht namhaft machen wollte. Seine Haltung wurde mir als verdächtig und drohend geschildert, so daß ich ein Mißverständniß vermuthete, bis mir eine richtige Ahnung aufstieg. Ich befahl das Paar vorzulassen. Ein junger Kerl von dem verwegensten Schnitt des Gesichtes, und ein gutmüthiger aussehendes Weib traten ein. Nach einigem Hin- und Herfragen entdeckte es sich, daß ich die Schwester und ihren Mann, den Schwager der Unverehelichten vor mir hatte. Mit dem Ungestüm und der wilden Tölpelhaftigkeit gemeiner Leute gaben sie an, daß mein Mündel der natürliche Sohn, gegenwärtig unter ihrer Obhut stehe, aber der Mutter nicht ausgeliefert werden solle, und daß sie sich an meine Wenigkeit, als den Vormund des Kindes wendeten, um diese Maaßregel gut zu heißen.

„Was haben Sie für einen Grund, Ihrer Schwester das Kind vorzuenthalten?“ fragte ich entrüstet über diese Frechheit.

„Sie ist mir anderthalb Thaler schuldig und weigert sich, sie zurückzubezahlen,“ antwortete die Frau, während ihr weit jüngerer Gemahl, als Rechtsbeistand, sich bemühte, zur Erhöhung seines persönlichen Eindruckes, zwei zerdrückte Vatermörder aus der tiefen Verwahrlosung des Halstuches wieder in das freundliche Leben zu führen.

„Und Sie unterstehen sich, das Kind mit Beschlag zu belegen?“ fuhr ich fort.

„Nein, sehen Sie, lieber Herr, die Sache verhält sich anders. Herr D. (sie nannte einen als sehr wohlthätig bekannten alten Fabrikbesitzer), bei dem meine Schwester gearbeitet hat, giebt aus gutem Herzen monatlich vier Thaler für das Kind, und deshalb wollte ich es behalten, um mich von dem Gelde bezahlt zu machen.“

„Und das Kind darben zu lassen?“ setzte ich unwillig fragend hinzu.

„Nein, nein, ach! wenn Sie meine Schwester kennen würden; Sie ließen mir gewiß das Kind. So lange sie selber das Geld bekommen hat, ist das Kind bei Haltefrauen gewesen und sie hat doch keinen Heller dafür bezahlt. Ich habe mich so an den Kleinen gewöhnt, daß ich mich von ihm nicht trennen mag. Ich liebe ihn mehr als seine eigene Mutter.“

Obgleich mir diese, auf eine Forderung von anderthalb Thalern und weibliche Herzlichkeit gegründete, mit einer Beschlagnahme des natürlichen Sohnes verbundene, pseudomütterliche Liebe etwas unlauter dünkte, sprach doch ein Zug von Wohlwollen für die Frau, und ich trug ihr auf, mir am nächsten Tage mein interessantes Mündel zur Ansicht zu überbringen, um

nach dem Ausfall der Inspection den endgültigen Bescheid zu erhalten. Den männlichen Rechtsbeistand ersuchte ich zugleich, seine kostbare Zeit nicht mit ferneren Besuchen meiner Wohnung zu vergeuden, sondern seine ungewöhnlichen Fähigkeiten nach wie vor der Ramme zu widmen, die angeblich einen wesentlichen Theil seiner Berufsthätigkeit im Sommer bildete. Kaum hatte sich das Paar entfernt, als die Klingel abermals heftig gezogen wurde, und die unnatürliche Mutter des natürlichen Sohnes Gehör verlangte. Ein junges Wesen, das noch selber eines Vormundes bedurfte, drang in das Zimmer, und erregte meine vollkommene Bewunderung durch die Philippika, die sie gegen ihre Schwester, deren Mann, die Menschheit, und noch einige andere ungenannte Personen, zu denen ich mich unschwer rechnen durfte, sofort ausstieß. Um der Redeübung ein Ende zu machen, erkundigte ich mich, ob sie eines Vormundes entbehre, da ihre ungemein entwickelte Beredtsamkeit auf den Mangel eines solchen zu schließen berechtige. Sie gestand nun mit einiger Beschämung ein, daß jener wohlthätige Fabrikbesitzer D. ihr Vormund sei, und die Unterstützung nur zahle, wenn das Kind von ihrer Schwester verpflegt werde. Damit hatte sie sich ihr eigenes Urtheil gesprochen und ich befand mich in einer weniger peinlichen Lage, als der talentvolle Verfasser des hohen Liedes: der König Salomo. Mein Entschluß, wem das Kind zuzusprechen sei, stand fest, ohne daß ich meine Trabanten zum Schwerte greifen zu lassen brauchte.

Am anderen Nachmittage brachte die Tante den natürlichen Sohn, ein freundliches kleines Kind, das sich in dem geheimen Bewußtsein, seine Lebenstage seien sehr genau gezählt, seines kümmerlich gefütterten Daseins außerordentlich zu erfreuen schien. Wie viele

reiche kinderlose Ehepaare würden über den Besitz dieses kleinen Wesens glücklich sein, während es hier nur ein Gegenstand der Geldspeculation und Beschlagnahme war! So mußte ich mir mit Wehmuth sagen, als der Knabe zutraulich meinen Finger packte und mir lächelnd in's Auge blickte. Ich empfahl der Tante eine gute Behandlung des Kindes, trug ihr auf, mich zu benachrichtigen, wenn es erkranken sollte und machte im Stillen allerlei Pläne zur Verbesserung des Schicksals meines mir vom Gericht übergebenen Schutzbefohlenen.

Den geheimen Gedanken wurde nach einem Monat durch eine abermalige Vorladung ein gewaltsames Ende bereitet; das Stadtgericht geizte wieder nach der Ehre meines Besuches, wenn ich nicht irre, schon um halb zehn Uhr. Sehr pünktlich stellte ich mich ein, wurde aber, ungeachtet ich meine Vorladung abgegeben, weiter nicht beachtet, sondern hatte vollauf Gelegenheit, eine Menge von merkwürdigen Differenzen zu beobachten, welche durch die Verwilderung des heutigen Familienlebens entstehen. Nachdem es fast halb 11 Uhr geworden war, näherte sich mir mein Gönner, der schon erwähnte elegante junge Jurist, fragte nach meiner Sache, sah in die Acten, dann nach der Uhr, zuckte die Achseln und meinte sehr kaltblütig: „Sie wird wohl nicht kommen!"

„Von wem ist die Rede, wenn ich fragen darf?" bemerkte ich in dem reinen Bewußtsein eines Mannes, der kein Frauenzimmer zu einem Stelldichein aufgefordert hat.

„Von der unverehelichten ***," antwortete der junge Herr, „sie hat den Vater des Kindes, einen Maurergesellen, wegen Unterstützung verklagt, aber ich glaube fast, die Vorladung wird nicht in ihre Hände gekommen sein. Der Bote versichert freilich, sie ihr insinuirt

zu haben. Aber Verwechselungen sind nicht unmöglich und wir selber haben erst durch das Einwohner-Meldeamt die Wohnung der Klägerin erfahren.“

Mir schwoll der Kamm. Wieder war mir ein kostbarer Vormittag auf völlig nutzlose Weise verloren gegangen und ich erklärte, daß ich in Betracht, daß dieser Verlust bei meinen Verhältnissen als Journalist einer Geldstrafe gleich zu achten sei, noch eine Stunde warten werde, um den verdrießlichen Handel, bei dem ich obenein nicht die Nothwendigkeit meiner Gegenwart zu begreifen vermochte, zu Ende zu bringen. Aber ich harrte vergebens, weder die Frau Mutter, noch der Herr Vater meines Mündels erschienen vor Gericht. Beide nahmen die Sache leichter, als der unglückliche gewissenhafte Vormund. Endlich brach ich auf, die Herren vom Gericht versprachen auf das bereitwilligste, mich wieder in Kenntniß zu setzen, und nicht in der rosigsten Laune verließ ich das geweihte Local. Ich befand mich in einer seltsamen Vormundschaftsstimmung, die in dem krankhaften Gelüste bestand, irgend eine vorübergehende Person durch ein paar Ohrfeigen zu überraschen.

Wieder verging ein Monat, und da weder Mutter und Tante erschienen, machte ich mich auf und fuhr nach der mir angegebenen Wohnung der Letzteren in der Vorstadt. Nachdem ich den über die weite Tour entrüsteten Droschkenkutscher durch eine kleine Zugabe zum Trinkgeld besänftigt hatte, betrat ich den engen Hausflur, dessen Aehnlichkeit mit einem Aufenthaltsorte für die Thiere des göttlichen Sauhirten unverkennbar war. Ein freundlicher alter Herr mit einer blauen Brille empfing mich, nachdem er rasch und kräftig zwischen meinen Beinen durch, einen fremden Hund durch einen Fußtritt auf die Straße befördert hatte. Ich fragte nach der Frau und dem Kinde.

„Da muß ich sehr bedauern, nicht dienen zu können. Sie ist seit vierzehn Tagen fort," antwortete der Herr.

„Und warum?" — „Der Mann ist von der Polizei eingeführt, und da —" ich wußte genug, wenigstens so viel, daß diese Vormundschaft ein Nagel zu meinem Sarge sein werde. Wenige Tage darauf verlangten um die Zeit der gewöhnlichen Sprechstunde eine alte Frau und eine junge Person mich zu sprechen. Letztere war die Mutter des natürlichen Sohnes, Erstere eine unbekannte Verwandte des berühmten Pandarus; und was wollten die Weiber? Die edle Mutter hielt mich für einen Arzt und forderte auf Grund meiner Vormundschaft ein unentgeltliches Recept gegen — den Husten. Ich belehrte sie, daß mir der Charakter eines „Medicindoctors" fehle, verordnete ihr Brustthee, gab ihr etwas Geld dazu und erkundigte mich nach ihrem Sohne, meinem Mündel. Mit dem heitersten Gesichte sagte die elende Person: „O, der ist vorgestern endlich gestorben," und ging.

So endeten die Memoiren meiner ersten Vormundschaft.

Berliner Hauslehrer.

Der Unterschied zwischen der ländlichen und städtischen Bevölkerung zeigt sich auf eine ausdrucksvolle Weise in dem Stande der jungen Mitglieder des Lehrfaches, welche sich auf dem flachen Lande oder innerhalb der Stadtmauern mit der Ueberwachung der heranwachsenden Jugend beschäftigen. Ursprünglich war nur die erste Klasse von Präceptoren oder Gouverneuren vorhanden. Der Mangel an Unterrichtsanstalten

zwang alle gebildeten und wohlhabenden Familien von Gutsbesitzern, die ihr Getreide, die gewonnene Wolle, Kartoffeln und Milch in die Städte schickten, ihren Erziehungsbedarf an Gelehrsamkeit eben daher zu beziehen, und so gab es seit grauen Vorzeiten Schaaren von jungen Leuten, die nach beendigten Universitätsstudien in das Lehrbataillon der angehenden Pädagogen traten und einige Jahre hindurch die Kinder der Rittergutsbesitzer, Landräthe und Amtleute mit der süßen Milch der Schulwissenschaften nährten. Diese ehrsame Kaste des Lehrstandes liegt außerhalb unseres Gesichtskreises. Wir lassen sie Vormittags von neun bis zwölf, und Nachmittags von zwei bis fünf Uhr über dem Cornelius Nepos und dem kleinen Jacobs sitzen, dazwischen das verstimmte Klavier hämmern, Abends vor dem Hause den Pony satteln, oder in den Hundstagen mit ihren Eleven ein Bad in der Pferdeschwemme am Teich hinter dem „Schlosse" nehmen, Sonntags die Wirthschaftsmamsell zum Walzer engagiren, oder mit dem Dorfpastor eine Partie Schach ziehen, alte Universitätsröcke auftragen und im Verlaufe mehrerer Jahre ein Sümmchen von einigen hundert Thalern für die bevorstehenden Leiden und Entbehrungen der theologischen oder philologischen Candidatur und Examina bei Seite legen: wir begeben uns in die Stadt und betrachten die heutigen Hauslehrer der guten Gesellschaft.

Die geschäftlichen Ansprüche, welche gegenwärtig an die Mehrzahl der Familienväter gemacht werden, so wie die modernen Lebensgewohnheiten, gestatten den Inhabern mehrerer hoffnungsvoller Söhne selten, sich der Erziehung derselben specieller zu widmen. Ein Jurist, der zweimal im Tage Sprechstunden offen halten, den Vormittag auf den Gerichten umhertraben, Abends über seinen Akten sitzen und dazwischen allerlei Documente verfassen muß; ein Arzt, dessen Wagen den

Tag über durch die Stadt rollt, der selbst sein Mittagessen verstohlener Weise einnehmen muß, während im Nebenzimmer schon ein Dutzend Patienten ungeduldig murmelt; ein Rath, den der Minister täglich dreimal rufen läßt und unverrichteter Sache nach Hause schickt, ist nicht im Stande, seine talentvollen Knaben zu überwachen. Der Aelteste hat eine halbjährliche schändliche Censur nach Hause gebracht, der Zweite besitzt guten Willen, ist aber im Griechischen schwach und ein Freund von lückenhaftem Schulbesuch, der Dritte endlich entwickelt eine große Vorliebe für Zuckerwerk, Tauschhandel mit kurzen Waaren und unterhaltende Plaudereien in den Schulstunden, täglich wird eine Jacke zerrissen, ein Buch verloren, ein Loch in den Kopf geschlagen, was bleibt einem armen geplagten Vater, dem das Publikum und die Herren Vorgesetzten auf dem Halse liegen, noch übrig, als seinen Buben gleichfalls einen Vorgesetzten zu geben und einen Hauslehrer zu suchen.

Die Wahl ist schwer. Weder in Hayn's, noch in Möser's Intelligenz- und Verordnungsblättern findet man Selbstempfehlungen von jungen Männern „für Alles" in wissenschaftlicher und pädagogischer Hinsicht. Der Berliner Hauslehrer ist gemeinhin ein verschämter Armer, der längst seine Adresse bei vielen einflußreichen Schulmännern und Theologen abgegeben hat und von diesen unter der Hand, wie die perfekten Köchinnen, mündlich empfohlen wird. Oft wäre es ihm selbst pecuniär unmöglich, falls er sich in öffentlichen Blättern als Hauslehrer eine Stelle suchen wollte, die Insertionskosten zu bezahlen. Wenn ein junger Mann sich zur Annahme eines solchen Postens entschließt, muß er total abgebrannt sein und alle sonstigen Hülfsmittel erschöpft haben. Durch die Universitätsjahre ist der Freiheitsdrang so lebhaft erwacht, daß nur die bitterste

Nothwendigkeit ihn zur Resignation auf die persönliche Unabhängigkeit zu zwingen vermag. Der einflußreiche Mann empfiehlt also einen auf seiner Liste stehenden Candidaten zum Hauslehrer, entläßt ihn mit einem Schwall gutgemeinter ernster Ermahnungen, und ist froh, einen Hausläufer und regelmäßigen Störer seiner Nachmittagsruhe weniger zu zählen.

Nun stellt sich der neue Wächter der verwilderten Jugend dem Hausvater vor, und vernimmt die Bedingungen, die Rechte und Pflichten seines Lehramtes. Er erhält die sogenannte freie Station, ein Jahrgehalt von hundert bis hundertfünfzig Thalern und das Versprechen eines Weihnachtsgeschenkes. Dafür überwacht er die Anfertigung der Schularbeiten, bessert die Lücken des jugendlichen Wissens aus, gewöhnt seinen Zöglingen ihre Unarten ab, begleitet sie auf allen ihren Spaziergängen und nimmt sie stets in seine Obhut, wenn Vater und Mutter sich nicht von ihrem Gemüthe angeregt fühlen, sie um sich zu sehen. Seinen Aufenthalt erhält er in dem großen gemeinschaftlichen Zimmer angewiesen, das in dem reichlichen Hauswesen den drei Zöglingen eingeräumt war. So ist er ein Familienglied geworden, speist an dem Tische der Eltern, wird in ihre Unterhaltung gezogen, zu allen größeren Gesellschaften geladen und plötzlich aus seinem bisherigen dürftigen Zustande gehoben. Anfangs geht Alles gut. Beide Parteien sind mit einander zufrieden, die Zöglinge werden nach zwölf und vier Uhr nicht mehr so häufig im Gymnasium zurückbehalten, sie werden wieder regelmäßige Theilnehmer des elterlichen Mittagsmahles, die Halskragen und vorderen Schreibefinger erweisen sich weniger mit Tinte befleckt, die Schulbücher kommen nicht mehr abhanden und selbst die Censuren fangen an, sich ein wenig zu bessern. Der Herr Papa und die Frau Mama geben dem Wohlthäter ihrer Jugend

die nothwendige Erkenntlichkeit um Weihnachten durch eine Anzahl seiner Oberhemden zu verstehen, da sein in das Hauswesen geführter Wäschebestand eine solche Ergänzung sehr nothwendig erscheinen ließ. Der Hauslehrer legt seine angestammten Vorhemden von Shirting bei Seite und beginnt sich allmählig als Gentleman zu fühlen. Wenn er bisher seinen provinziellen Haarbusch bei einem jener wilden Schnitter in Seitenstraßen, für den mäßigen Preis von zwei und einem halben Silbergroschen hat stutzen lassen, wenn er oft sogar in Ermangelung dieser mäßigen Summe, mit der geliehenen Scheere seines früheren Wirthes, des Schneiders, selbst Hand an das wilde Gelock gelegt hat, so begiebt er sich jetzt zu Lohse, und läßt quer über seinen Schädel jenen pomadisirten Meridian ziehen, von dem aus die Zierbengel ihre Schönheit, wie die Geographen die Verhältnisse des Erdballes, von Ferro aus berechnen. Nach dieser streng mathematisch eleganten Eintheilung seines Hirnglobus wird es ihm schwer, den Glacéehandschuhen zu widerstehen. Er unterstützt ferner ihre ästhetisch wohlthuende Wirkung durch einen schöngebildeten Frack, den er bei dem Tailleur des Hausherrn anfertigen und auf eine Rechnung der Zukunft schreiben läßt. Diese Maßregeln, so löblich sie für die Außenseite eines Antinous der Pädagogik sein mögen, thun ihm in den Augen seiner drei Zöglinge manchen Schaden. Das Berliner Kind, gleichviel ob es ein Knabe oder ein Mädchen ist, widersteht schwer allen sich etwa darbietenden Gelegenheiten zur Satyre. Der zweite, im Griechischen so schwache Eleve hat nicht so bald den Attaché-Scheitel seines Hauslehrers entdeckt, als er seine sämmtlichen gelehrten Sprachstudien für unbestimmte Zeit ausgesetzt und dafür einen dilettantischen Versuch in der Kunst des Coiffeurs wagt. Auf Kosten seiner Schularbeiten gelingt es ihm, zuerst den beiden

Brüdern, dann sich selber, eine ähnliche kunstvolle Frisur zu arrangiren und damit die Familie an einem freundlichen Sonntage zu überraschen. Der eingeladene reiche Großonkel, ein Greis, dem theils seine Pfandbriefe und Hypotheken, theils eine angeborne dumme Grobheit das Recht geben, sich in alles zu mischen, findet die Frisurangelegenheit durchaus nach seinem Geschmack und zieht den Hauslehrer nebst seinen Schülern nicht in der feinsten Manier auf. Bei Tisch giebt es Verstimmung und im Studirzimmer später die erste Maulschelle für den schwachen Griechen, dem das Eingeständniß seines absichtlichen Verbrechens der Majestätsbeleidigung abgedrungen wird. Zwar führt der Grieche beim Vater Klage, allein er wird von dem verständigen Manne abgewiesen und der Frieden ist augenblicklich wieder hergestellt.

Die Veränderung erstreckt sich nicht allein bis auf die äußere Rinde des Hauslehrers; auch in seinem Innern gestaltet sich vieles um. Das bisher geführte mühselige Leben mit seinen Morgenportionen von Eichorien-Kaffee, groben, schlechtbezahlten Stiefelputzern, trüben Lampen, Milchreis und Schlackwurst-Diners, gestundeten Honoraren, naß gebürsteten alten Filzhüten, lauwarmen Oefen, täglich mit einem schützenden Kartenblatt beklebten Stiefelsohlen und bis an das Kinn zugeknöpften Röcken, hielt den Geist unseres Pädagogen kräftig nieder, und machte ihn nur für die keuschen Reize des abstracten Lebens in den Ideen empfänglich; von jetzt an fühlt er sich mehr von der Wirklichkeit angezogen. In dem Hause seines jetzigen Wirkungskreises wird sehr gut, man könnte sagen „zu gut" gekocht. Scharfe Beobachter des Lebens werden längst das Problem aufgestellt haben, ob mehr Charakterfestigkeit dazu gehört, eine gute oder eine schlechte Kost zu ertragen. Wir wollen uns nicht auf eine Untersuchung

einlassen, welche das Format des ganzen Bandes gefährden könnte, sondern nur sagen, daß die drohendsten Gefahren einer zu wohlschmeckenden reichlichen Kost für das jugendliche Alter zunächst in dem beginnenden Hange zu einem Nachmittagsschläfchen liegen. Es bleibt uns nichts übrig, als zu melden, daß der Hauslehrer fast täglich von dem Hausmädchen, das den Kaffee in das gelehrte Museum zu bringen hat, ausgestreckt auf dem Sopha und mit der Ausübung jener Vocalmusik beschäftigt gefunden wird, welche noch kein komischer Operncomponist zu einem unterhaltenden Scherze benutzt hat. Er verschläft nicht allein die auf seinem Quittungsbogen verzeichneten Collegia, sondern setzt auch eine Masse höchst unpädagogischen Fettes an, und entwickelt um 4 Uhr, wenn das Gymnasial-Triumvirat aus der Schule kommt, eine Laune, die etwas nach Hysterie schmeckt. Da aber auf Alles in der Welt eine Reaction erfolgt, so tritt sie auch bei unserem jungen Gelehrten ein. Die Vermehrung und Verbesserung seiner Lebenssäfte macht ihm das abendliche Sitzen bei der unglücklichen Klassenbrut verhaßt. Wenn er sie nach den bittersten Qualen um 9 Uhr endlich in die Betten prakticirt hat, begiebt er sich von dannen und erfrischt seine Gebeine durch Tänze, zu deren Schauplatz er aus akademischer Gewissenhaftigkeit die Musenhalle in der Leipziger Straße, oder auch das Colosseum oder Orpheum wählt. Es beruhigt ihn, selbst bei seinen Vergnügungen den Fuß auf klassischen Boden zu setzen.

Die erwähnten Privatstudien fördern nicht das Einverständniß mit den Zöglingen. Die Censuren nehmen, dem wechselnden Monde gleich, wieder ab, der Freund des Zuckerwerkes wird wegen eines Deficits für Windbeutel von dem benachbarten Conditor bei der Frau Mama verklagt; der schwache Grieche begiebt

sich sogar für mehrere Tage ganz hinter die Schule und wird nur durch einen glücklichen, aber ganz zufälligen Fund des Ordinarius wieder entdeckt, der dem Herrn Vater schriftliche Anzeige von den rein praktischen Fahrten des zweiten Söhnchens macht; der Aelteste allein schlägt nicht aus der Art, aber nach den Köpfen aller seiner Mitschüler, und zwar am liebsten mit hart eingebundenen Lexicis. Die unausbleibliche Folge so vieler Unordnungen stellt sich in einer häuslichen Revolution dar, welche von dem Zimmer der Dame vom Hause aus gegen den Hauslehrer angezettelt wird. Vorgefordert, erklärt der auf weltliche Abwege gerathene Philologe, daß Madame niemals einen Menschen finden werde, der sich ihren Kindern ganz zu widmen im Stande sei. Zwar wird ihm mit Unwillen vorgehalten, daß man ihm nur zumuthe, seine Abendstunden der Pflege dieser Hoffnung des christlichen Staates zu opfern, allein er antwortet, daß er sich zu gut halte, um so entartete Gewächse als Gärtner zu pflegen. Nach solchen Redensarten ist es nicht zu verwundern, wenn unter Vorsitz des Onkels ein Familienrath berufen und über ihn zu Gericht gesessen wird. Angestellte Untersuchungen ergeben, daß der Herr Hauslehrer im Buche des Leibschneiders Sr. Hausherrlichkeit mit mehr als sechzig Thalern verzeichnet steht und daß sein gegenwärtiger Collegienbesuch einem vollständigen Desaveu der Universität gleicht.

Man berathschlagt noch, was mit dem Abtrünnigen mitten im Quartal zu beginnen sei, als ein unerwarteter Zwischenfall die geängstigte Familie aller Sorgen enthebt. Eines Morgens finden die Zöglinge ihren gelehrten Vorstand, der sehr spät in der Nacht nach Hause gekommen ist, in einem viele Besorgnisse erregenden Zustande im Bette liegen. Er zeigt nicht die geringste Lust aufzustehen, und sie, obgleich es ein

Sonntag ist, zur Kirche zu führen. Die Farbe seiner Physiognomie ist im hohen Grade geistlich, aber nicht die Ehrfurcht des zarten Knabenalters erweckend. Die Knaben, nicht zum Schulbesuch gezwungen, bleiben voller Verwunderung im Zimmer und beobachten den räthselhaften Zustand ihres Lehrers. Bald verlangt er mit schwacher Stimme Sodawasser, bald fragt er demüthig und verworren, ob es nicht möglich sei, mit Hülfe der Köchin einen sauren Hering von dem nächsten Materialwaarenhändler und Käsebändiger herbeizuschaffen. Der älteste und jüngste der Knaben verfallen auf den kindischen Gedanken, er könne sich vergiftet haben, allein der mittelste, der schwache Grieche, aber ein für die Realität der Welt stark begabtes Kind, belehrt sie, das genommene Gift möge, dem durchdringenden Geruch nach zu urtheilen, wohl Kroll'scher Fastnachtspunsch, und das Leiden des Hauslehrers der sogenannte Katzenjammer sein. Die Definition befriedigt seine Brüder und sie begeben sich in das Arbeitszimmer des Herrn Papa, um die pflichtschuldige Anzeige zu machen: „Papa, der Herr Doctor liegt im Bette und hat den Katzenjammer!"

„Ihr dummen Jungen," ruft der Chef des Hauses ergrimmt, „was wißt ihr von Katzenjammer? Bleibt einmal hier; ich will selber nachsehen."

Kaum hat er aber die Leidensstätte des unglücklichen Gouverneurs betreten, als seine geübten Geruchsorgane sofort die Richtigkeit der kindlichen Diagnose erkennen, und er den Patienten gleich mit entrüsteter Stimme anherrscht: „Herr Doctor, Sie wissen, daß ich mir von Ihnen bisher viel gefallen lassen habe, allein das ist zu viel, ich bin es der Ehre meines Hauses schuldig, Sie sofort aus Ihrer Stelle zu entlassen!"

„In Gottes Namen, ja in Gottes Namen, wenn

es sein muß, ich will gehen, Herr Sanitätsrath; wir haben nie zusammengepaßt. Sie haben immer von mir zu viel verlangt. Ich bin auch nur ein Mensch —"

„Ja, und zwar ein betrunkener Mensch! wie können Sie es wagen, meinen Kindern ein solches Beispiel zu geben?"

„Ach, Beispiel hin, Beispiel her — Emil hat neulich bei dem letzten Souper im Nebenzimmer heimlich fünf Gläser Champagner getrunken — er kann mehr vertragen als ich, Herr Sanitätsrath, es kommt Alles nur auf das Vertragen an."

„Gut, gut, Herr Doctor, ich will mit Ihnen nicht weiter streiten. Schlafen Sie aus und nehmen Sie morgen ihr Gehalt bis zu Ende des laufenden Monates entgegen; ich habe es satt, Versuche mit Berliner Hauslehrern anzustellen. Es sollte sich doch noch ein solider junger Mensch finden lassen und wenn ich bis an das Ende der Welt schreiben müßte!"

„Brauchen sich nicht so zu weit bemühen, Herr Sanitätsrath, ich kann Ihnen meinen Freund empfehlen — wird Ihnen nie ähnlichen Verdruß machen — kann weit mehr, wie ich, vertragen!"

„Herr, wollen Sie mich zum Besten haben?"

„Nein, nein, nicht zum Besten haben, durchaus nicht, aber das Studium aufgeben; ich tauge nicht dazu! Ich will Soldat werden, ja Soldat; das ist mein Fach!"

Der ergrimmte Sanitätsrath verläßt, die Thür zuschlagend, das Zimmer, steigt in den Wagen und klagt seinen Patienten das Hauslehrerleiden; aber wohin er kommt, bringt man ihm ähnliche Lamentationen entgegen, bis er zu schweigen beschließt, den Delinquenten ausbezahlt und entläßt, die Jungen aber am nächsten Ersten in eine Pension zu thun beschließt.

Verändern wir jetzt das Licht in unserer Laterna magica und lassen wir die entgegengesetzte Scene: eine Winterlandschaft aus dem Leben eines gemarterten Hauslehrers, an der Wand erscheinen.

Fast zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich einen Universitätsgenossen nicht mehr gesehen habe, der damals von dem jungen studirenden Volke eben so sehr geliebt, wie belacht wurde. Wenn er noch lebt, so kann ich ihn mir nur in einer dürftigen Landpfarre mit zweihundert Thalern Jahrgehalt und einem von dem guten Willen seiner Beichtkinder abhängigen Deputat von Gänsen, Schinken, Weizen, Hafer und Kartoffeln denken. Ich sehe ihn im Geiste seiner schwachen Augen wegen mit einer Windbrille bewaffnet, in einem mit zwei Ackergäulen bespannten Korbwagen über Land fahren, und an Ort und Stelle angelangt, tiefe Verbeugungen vor dem Patron und der Frau Gemahlin machen, das jüngste Kind abtaufen und einen endlosen gelehrten Toast mit Citaten aus den Kirchenvätern halten. Zu jener Zeit war unser Universitätsfreund noch Candidat der Theologie und gehörte zu jener unglücklichen Klasse von Leuten, von welchen ein Menschenkenner einmal behauptet hat, daß sie im dreißigsten Jahre nach nichts aussehen, im vierzigsten nichts sind und vorstellen, und im fünfzigsten nichts haben werden, also zu der mißrathensten Sippschaft der irdischen Schicksalsbrüder. Nur nach einer Richtung hin hatte er sich einen Trost erarbeitet, der ihn wahrscheinlich niemals im Stiche gelassen haben wird: er wußte viel und verstand nachzudenken. Die weltliche Anlage, dergleichen Schätze eines unsichtbaren Reiches flüssig und rentabel zu machen, hatte ihm die Natur versagt. Er war bei einer mageren riesenlangen Gestalt und einem hohläugigen Gesicht von dem unbehülflichsten Wesen, und

wurde, trotz einer grenzenlosen Gutmüthigkeit und Bescheidenheit, den meisten Menschen, mit denen er in irgend eine Verbindung trat, schnell lächerlich; Grund genug für dieses alberne und schmachvolle Complimentir-System der Gesellschaft, sich so bald als möglich von ihm los zu machen.

Da alle seine Angehörigen schon vor dem Anfange seiner Studienjahre gestorben waren, sah er sich darauf angewiesen, nachdem auch die dürftigen Stipendien, auf welche Theologen meistens beschränkt bleiben, aufgehört hatten, sich selbst zu unterhalten. Was blieb ihm übrig, als Stunden zu geben oder Hauslehrer zu werden. Die Schwächlichkeit seines Körperbaues hinderte ihn an weiten und anstrengenden Wanderungen durch die Stadt; er zog es also vor, sich an verschiedenen Stellen, die hinsichtlich der Persönlichkeiten nicht allzu wählerisch waren, als „Erziehungsknecht" zu vermiethen. Armer Freund! trotz deiner trefflichen Geistes- und Herzensanlagen gelang es dir nirgends, nicht etwa ein sonderliches Glück zu machen, sondern selbst einfach deine Stelle zu behaupten. Bei Stadtraths wurdest du entlassen, weil deine riesengroßen, mit Ueberbeinen gesegneten Hände bei Tische das Messer stets so plump und kurz faßten, daß du einen Theil der Klinge zwischen die Finger bekamst. Bei Apothekers schickte man dich fort, weil du dich nicht von deinem echt alttheologisch blau und weiß gewürfelten Taschentüchern trennen wolltest, und im Hause des reichen Parfümeriefabrikanten zog dir sogar deine Abneigung gegen moderne Haaröle und deine treue Anhänglichkeit an die kleinen Vorgebirge, welche brennende Talglichter zu Gunsten einer naturwüchsigen Haarcultur zu bilden pflegen, mit Recht den unauslöschlichen Haß der zierlichen Frau vom Hause zu. Der lange Candidat war bald mit einem wahren Interdict von allen bessern,

nach Hauslehrern trachtenden Familien belegt worden. Nahe am Rande des Hungertodes — er hatte seit sechs Wochen nur von Brod und Milch und den Unterstützungen seiner gutmüthigen jungen Landleute gelebt — gelang es ihm endlich ein Unterkommen an einem Orte zu finden, wo seine Persönlichkeit keinen Anstoß erregte.

Er wurde Hauslehrer bei einem Israeliten in einer jener Straßen, von denen sich die Bekenner der ältesten unter allen noch unverfälscht bestehenden Religionen vor zwanzig Jahren weit schwerer, als heute zu trennen pflegten. Sein Prinzipal gehörte, wir dürfen es nicht verschweigen, keineswegs zu den distinguirten und gebildeten Familien seines Stammes. Schwerlich hätte er zu den Zwecken der Beer's und Mendelssohn's auch nur einen verschimmelten Pfennig herausgerückt. Das mit den Buchstaben, Noten und Zahlen-Arabesken der Wissenschaften und Künste bedruckte Papier war für seinen Wendekreis nur insofern vorhanden, als es zum Druck von Thalerscheinen und Wechseln angewandt wurde, oder schon aus dem Verkehr des Tages geschieden war, und den betriebsamen Menschen nicht mehr vor die Augen kam. Die Zeit galt ihm für so kostbar, daß er sie am wenigsten bei der Erziehung seiner Kinder, dem wohlfeilsten Artikel in seinem Haushalte, verschwendete. Er bediente sich deshalb eines eigenen Commis für die Nachhülfe im Schulunterricht und die Ueberwachung der beiden ältesten Knaben; so wurde unser armer Freund, der lange Candidat, Hauslehrer bei dem Manne des alten Testamentes. Ihm selber verursachte die Uebernahme dieser Stelle keine Gewissensskrupel, da einmal der Prinzipal gewünscht hatte, daß bei seiner eigenen Strenggläubigkeit alle religiösen Dinge auf sich beruhen möchten, andererseits der Candidat nach damaligem unvermeidlichem Gebrauche durch die Schule der Epigonen Hegel's gelaufen

war, mithin vom Absoluten durchräuchert, gegen die Ansteckungspunkte aller irdischen Bekenntnisse abgestumpft war.

Der akademische Freund war nach dem Vorbilde der sogenannten „Halbpensionäre“ auch nur ein „Halbhauslehrer“, d. h. er wohnte bei der Familie, erhielt aber mit Ausnahme des Frühstücks, statt der üblichen Naturalverpflegung, neben seinem Gehalte eine Geldentschädigung. Daß sie, ungeachtet der durchaus mäßigen Ansprüche des christlichen Kirchengelehrten, nur sehr gering sein mußte, ging daraus hervor, daß er in einem benachbarten Etablissement speiste, wo der Wirth, um das Entlaufen der Messer und Gabeln zu verhindern, sie zu leichtem Eisen verurtheilt und dauernd an seinen Tisch gefesselt hatte. Der Candidat rühmte jedoch stets als eine hervorragende Eigenschaft dieses Beköstigungs-Institutes, daß vor dem eigentlich Allerheiligsten der Abfütterung sich ein Vorhang von dunkelgrüner Leinwand befinde, daß mithin von der Straßenseite Niemand in die Lage kommen könne, über die versammelten Gäste und die aufgetragenen Speisen ein voreiliges und oberflächliches Urtheil zu fällen. Auch lobte er, daß der Wirth, ein Mann von seltenem Tiefblick, keine Vorkehrungen zum Aufhängen der Hüte getroffen habe. Er sah darin nur die Handlungsweise eines friedlichen Naturells, das von vornherein die unangenehmen Händel eines unvorsichtigen Tausches verhindern will.

Der Aufenthaltsort des langen Mannes und seiner beiden sehr kleinen Zöglinge, war ein nicht sonderlich breites einfenstriges Zimmer. Es war mit einem Schlafsopha und einem tafelförmigen Fortepiano, einem mit Wachstuch bezogenen Tische vor dem Fenster, einem Waschtisch mit einer Kommode, nebst mehreren Stühlen gefüllt. Die beiden erstgenannten Möbel standen ein-

ander gegenüber und bildeten, wenn das Fortepiano gespielt wurde, einen schwierigen Engpaß. So einfach das Hausgeräth in diesem Studiergemach dem verwöhnten Sohne der heutigen Eleganz scheinen mag, verbarg es doch manche wunderbar überraschende Bequemlichkeiten. Das Sopha war die nächtliche Ruhestätte des Candidaten; aber wenn man die untere Schieblade auszog, wurde das Bette des ältesten Knaben Hirsch, und wenn man die Kommode zu derselben Aeußerung nöthigte, das winzigere Lager des kleineren Abraham sichtbar. Auf dem Wachstuchtische am Fenster wurde Kaffee getrunken, Unterricht ertheilt, in der Kirchengeschichte studirt, Algebra getrieben, manche Landkarte gezeichnet und regelmäßig zu Nacht gespeist, da die Knaben nur Mittags sich der Gesellschaft ihrer Eltern erfreuten. Was die Aussicht auf die Straße betrifft, so war sie nicht gerade romantisch durch eigenthümliche Architektur, aber doch anderweitig pittoresk zu nennen. Viele Rabbi's mit Bärten gingen vorüber und hätten den Bekehrungseifer des Candidaten reizen können, wenn er solcher Aufwallungen noch fähig gewesen wäre, außerdem kamen und gingen allerlei Männer mit Hasenfellen und älteren menschlichen Bekleidungsstücken. Nur Milchwagen und Aepfelkarren, zuweilen ein Möbelfuhrwerk, beladen mit morschen, auf Plunderauctionen erstandenen Effecten, brachten Abwechselung in den einförmigen Prospect. Lebhafter ging es im Innern des Gemaches zu. Hirsch und Abraham besaßen nur gewisse, nicht ganz über den Zweifel der Moralisten erhabene Eigenschaften des Geistes; um die Urbarmachung ihres Gemüthes hatte sich noch keine Seele gekümmert, und unser guter Candidat war schlechterdings nicht einsichtiger Pädagog genug, um diese kleinen Eingeborenen des Geldmarktes zu erweichen und

für die höheren Anforderungen der Menschheit langsam heranzubilden.

Das hoffnungslose Elend der sich in ihnen bildenden Weltauffassung leuchtete ihm zwar ein, allein die entgegenstehenden Einflüsse waren zu mächtig und seine eigene Unbehülflichkeit zu klar ausgesprochen, als daß er mehr denn einen passiven Widerstand hätte versuchen sollen. Hirsch und Abraham wurden von ihrem weisen Vater für die harte Praxis des Weltlaufes gebildet, und er bediente sich zu diesem Endzwecke jener einfachen und großartigen Mittel, welche die Natur in Wildnissen, die Menschen in ihren Kerkern, noch immer anwenden, jene, um die allzu starke Vermehrung der organischen Wesen zu hindern, diese, um die Willenskraft biegsam und unterwürfig zu machen. Er ließ Hirsch und Abraham hungern, denn er sagte sich als ein starker und erfahrener Denker, daß dieser Zustand der erste und angemessenste des Menschen sei, und daß aus ihm nothwendig alle möglichen Fähigkeiten und Fertigkeiten für das künftige Fortkommen seiner Knaben sich von selbst ergeben müßten. Und wie ließ er sie hungern? nicht etwa wöchentlich einmal vier und zwanzig Stunden, wie die Bestien in unserem zoologischen Garten, deren Magen durch diese Ferien gereinigt werden soll; nein, Hirsch und Abraham waren dauernd auf ein solches Minimum von Lebensmitteln gesetzt, daß sie sich fortwährend in einem gereizten Zustande befanden, und alle ihre Geisteskräfte anstrengten, um den Bestand ihrer Nahrung zu vermehren. So richtig war die humanistische Rechnung ihres Herrn Vaters, daß sie auf alle mögliche Weise in den Schulklassen, sei es durch Tausch, Verkauf, Dienstleistungen oder Arbeiten, größere oder kleinere Kupfermünzen zu erwerben suchten, und diese zum Ankauf von wohlfeilen Waaren des

11*

Verkehrs anwandten. Mit diesem Hange und der schrecklichen macchiavellistischen Maßregel, auf welcher er beruhte, hatte der lange Candidat einen hoffnungslosen Kampf zu bestehen, in welchem wir ihn aus unserer Armuth nach Kräften unterstützten. So oft wir mit ihm spazieren gingen, legten wir zusammen, um die armen Jungen abzufüttern. Besuchten wir den Candidaten, so brachten wir ihnen etwas Eßbares mit, und oft theilte der darbende Hauslehrer seine wenigen Bissen mit den wildblickenden kleinen Orientalen. Die starre Anhänglichkeit des Oberhauptes der Familie an die alten Satzungen, und die vor der Thür des Hauses in Ermangelung wichtigerer Geschäfte auf- und abspazierende Priesterschaft führte zuweilen freilich traurige Conflicte mit unserer Wohlthätigkeit herbei. Ich gestehe mit Reue, daß wir sie selbst absichtlich herbeizuführen suchten, indem wir Hirsch und Abraham am liebsten mit den wohlschmeckenden Präparaten des Thieres, welches zwar die Klauen spaltet, aber nicht wiederkäut, zu erfrischen und stärken suchten. Die Knaben für ihr Theil hingen nicht zu peinlich an den Vorschriften des ehrwürdigen Führers durch die Wüste, allein ihr Heißhunger wurde nur allzuoft von einem „Rebbe" (Rabbi) entdeckt, und dann mußte der unglückliche Theologe den Uebermuth seiner Commilitonen büßen. Die Theorie der Entziehung beschattete sein Dasein ohnehin mit den trübsten Wolken. Man wird diese Ungewitter nach ihrer Furchtbarkeit beurtheilen können, wenn wir eines derselben schildern. In den Zwielichtstunden eines Sabbaths hatten Hirsch und Abraham, nicht befriedigt durch das Mittagsmahl, dem Anblick frischer Pfannenkuchen in einem Conditorladen der Wallstraße nicht widerstehen können. Sie waren eingetreten, Hirsch hatte für wenige ersparte Dreier einen Handel abgeschlossen, und der gewandte Abraham

inzwischen heimlich so viele Pfannenkuchen bei Seite geschafft, als seine Kappe fassen konnte. Diese Eskamotage war dem Auge des Conditors nicht entgangen, er forderte Bezahlung und als ihm diese nicht allein verweigert, sondern auch ein schleuniger Fluchtversuch der Fourageure gemacht wurde, verfolgte er sie schleunigen Fußes. Die Pfannenkuchendiebe erreichten die über die Spree nach der Grünstraße führende Brücke, und Abraham, ein in den ersten Elementen erfahrener Kleiner, warf sofort das corpus delicti in den Fluß. Obgleich nun Beide, als sie gleich darauf ergriffen und vor den Richter geführt wurden, nach dem bewährten Grundsatz: „quod fecisti, nega“ zu operiren fortfuhren, sahen sie sich doch, sowohl durch das Fett an ihren Fingern, als auch durch das Pflaumenmus an ihren Lippen — sie hatten, schon flüchtig, die geraubte Speise zu verzehren gesucht — überführt, und der Polizeibeamte geleitete Beide zu ihrem Vater und drang darauf, daß sie von ihm vor seinen Augen abgepeitscht werden sollten. In Betracht der ernsten Stimme des Gesetzes leistete der Hausherr ihm Gehorsam, jedoch nicht ohne eine gleichzeitige wüthende Standrede gegen nachlässige Erziehung durch Hauslehrer und pflichtvergessene Candidaten der Theologie insbesondere, deren ein sehr Unglücklicher den Sträflingen bei der Execution die Beine halten, und obenein die Verachtung des strengen Polizeimannes ertragen mußte. Ich besuchte ihn an jenem Abende und fand ihn mit tiefem Kummer sein Abendessen verzehrend; es bestand in Brod und Schmalz. Da ihm in der strenggläubigen israelitischen Familie nie ein Messer, das für immer unrein geworden wäre, verabfolgt wurde, so schnitt er es mit einem pensionirten Rasirmesser, das nach seiner Abdankung eine Zeit lang zum Schneiden der Federn benutzt, jetzt diesen einfachen und idyllischen Dienst leistete. Den Bart

schien der Theologe, wie der grimme Tyrann Dionys von Syrakus, nach dem Bericht der Alten, mit heißgemachten Nußschalen (ferventibus juglandium contaminibus) abzunehmen. Er verwünschte höchst unkirchlich sein Schicksal und erflehte vom Himmel einen Lotteriegewinn, um eine milde Stiftung zu gründen, von deren Zinsen Hirsch und Abraham bis an ihr Lebensende ausreichende Kost erhalten sollten. An sich selbst dachte der gute Mensch immer zuletzt. Dann äußerte er wieder, wenn sich seine Blicke auf die nach altem Gebrauch an die Thür des Zimmers befestigte Gebetrolle richteten und seine Gedanken auf das alte Testament geriethen, daß Jehovah wohl gelegentlich Manna regnen oder Wachteln (eigentlich Heuschrecken) hageln lassen könnte; er und seine darbenden Zöglinge bedürften ihrer ebenso dringend, als einst ihre flüchtigen Ahnen an den Grenzen des gelobten Landes.

Im Clavierspiel fanden alle Drei wenig Trost. Der Candidat konnte die der Musik etwas abholden Knaben nur in den Stücken unterrichten, die er selbst zu spielen vermochte, und diese beschränkten sich außer einigen Chorälen nur auf ein weltliches und erheiterndes Stück: den alten Dessauer. Die wöchentliche einmalige Reinigung der Knaben nach einem größeren Maaßstabe brachte mehr Abwechselung in die gelehrte Einsamkeit. Sie wurde unter persönlichem Beistande des Hausknechtes und Anwendung der auch zur Abkehrung der Treppe benutzten Scheuerbürste vollzogen, und war durch die angeborene Abneigung der kleinen Industriellen gegen die tägliche Anwendung von Seife dringend geboten. Gleich darauf begaben sie sich, nach dem Sonnenuntergange eines jeden Freitags in das anliegende Zimmer ihres Vaters, wo wir ihn in Gemeinschaft mit den Gesäuberten halblaut hebräische Gebete ablesen hörten.

Anderthalb Jahre hatte dieses kummervolle und hoffnungslose Leben gewährt, als die Consequenz des Schicksals den Theologen von seinem Joche befreite. Der Hausherr ließ, um die Nachbarschaft sicher zu machen, an einem klaren Morgen mit großem Geräusch einen Haufen Buchenholz fahren, und verschwand in der nächsten Nacht, begleitet von hunderttausend Thalern, die sämmtlich aus anderen Kassen gebürtig waren, nach Nordamerika, dem bekannten Vaterlande einer anständigen kaufmännischen Freiheit. Die kaltblütigen Gerichtspersonen und die rasenden Gläubiger drangen in das Haus, Alles wurde aufgelöst, und auch mein guter Candidat in Freiheit gesetzt. Der Vorsteher einer Knabenschule nahm sich seiner an und gab ihm ausreichende Beschäftigung zu seinem Unterhalte. An einem herrlichen Frühlingsabende gingen wir in philosophischen Gesprächen vor das einsame Hamburger Thor, in dessen Nähe die Schule lag. Als wir die ärmliche Straße zurückgelegt hatten, stand da ein altes Justizmöbel, das seitdem aus der Mode gekommen ist. Der Candidat schauderte, ich zog ihn aber näher und zeigte auf den Querbalken: „Lies mein Sohn“, sagte ich, „es giebt noch eine Gerechtigkeit auf Erden.“ Dem ehemaligen Hauslehrer schlotterten die Beine unter dem Leibe, aber er las den Namen seines ehemaligen Prinzipales, des Philosophen des Hungersystems. Die Justiz hatte damals die unangenehme Angewohnheit, die Namen muthwilliger Banquerotteure an den Galgen zu hängen.

Zur Physiognomik des Apfelweins.

Unter den großen Doctoren der „wilden Medicin,“ neben den Wohlthätern der leidenden Menschheit, einem Goldberger, Bullrich, Kunzemann u. A., wird mit einer ganz besonderen Hochachtung der Importeur des Apfelweins, der berühmte freie Heilkünstler Petsch genannt. Wie fast alle Schöpfer und Begründer neuer und erhabener Ideen sehen wir diesen Mann von Zeit zu Zeit vor den weltlichen Gerichten erscheinen, angeklagt einer Usurpation des rechtmäßigen Gebietes der Heilwissenschaft, und als Märtyrer seiner tiefsten Ueberzeugung einige Thaler Strafe, nebst den dazu gehörigen Kosten an die Stadtgerichts- und Salarienkasse erlegen. Mit ihm treten gläubige Jünger als Zeugen auf, Lahme, die er von Knochenschäden geheilt, Unterleibskranke, deren Verdauung er wieder hergestellt, und scrophulöse Kinder, welche er von angeschwollenen Mandeln und dicken Kartoffelbäuchen befreit hat. Der Wundarzt hält eine begeisterte Prophetenansprache, die Zeugen vergießen Thränen der Freude und Dankbarkeit, und der Richter, nachdem er das arme Opfer der bestehenden Gesetze, seiner Pflicht getreu, verdonnert hat, beschließt sofort noch am Abend desselben Tages Apfelwein zu versuchen, und wird vielleicht einer der eifrigsten Apostel des verurtheilten großen Mannes.

Die ärztliche Wirksamkeit des berühmten Petsch hat sich in Folge dieser, eigentlich auf seine Unterdrückung als „Mann der Wissenschaft“ angelegten, in der That aber gleich der wohlberechnetsten Reclame wirkenden Ereignisse so gesteigert, daß bereits eine große stille Gemeinde von Petschianern existirt, welche sich einem regelmäßigen eifrigen Cultus des Apfelweins

gewidmet hat. Ja so zahlreich ist diese eigenthümlich priesterlich-medicinische Secte, daß sie sich nicht mehr im Locale des ersten Importeurs von Apfelwein allein, sondern an verschiedenen Stellen in der Stadt versammelt, und bereits zahlreiche Schismatiker vorhanden sind, welche dem Apfelwein des Meisters den Vorwurf einiger Säure machen und den seiner späteren Nachahmer vorziehen. Ja selbst in dem benachbarten Schöneberg hat sich ein solcher Rival angesiedelt und versorgt die Schaar seiner Anhänger mit mildem gegohrenem Apfelsaft. Wie vermag da ein heitrer Beobachter der Berliner Sitten und Anschauungen länger zu widerstehen, und so machten wir uns an einigen der letzten schönen Novembernachmittage auf den Weg und besuchten mehrere dieser Mittelpunkte des Apfelweincultus.

Zunächst regt es einen beschaulichen Geist zu tiefem Nachdenken an, wenn er bemerkt, daß die Locale, in welchen der Apfelwein ausgeschenkt wird, durch den weise gewählten Titel „Apfelweinhandlung" sich einen engrosmäßigen Anstrich geben und ihren Charakter einer „Apfelweinstube" nur als höchst unwesentlich, und aus einer liebevollen Zuvorkommenheit des Wirthes hervorgehend betrachtet wissen wollen.

Mit dieser feierlichen und sittlichen Anzeige über der gastlichen Pforte des Hauses paart sich eine an den Fenstern der Locale ausgestellte, auf gebildete Zungen berechnete Lockung. Die mit deutlichen gothischen Buchstaben auf weiße Täfelchen zierlich geschriebenen Worte „Glühwein" und „Ananascardinal" verbergen eine bedeutsame Tendenz. Die Apfelweinhandlung, als eine Art medicinisch-religiösen Institutes, wendet sich mit ihnen lakonisch an jene eiteln Weltkinder, welche bald einer gewaltsamen inneren Erhitzung durch feurige Getränke, bald einer sanfteren, aber einschmeichelnden Anregung durch süße duftende Flüssig-

keiten bedürfen, und verkündet ihnen, daß auch dem Apfelwein die Erzeugung so poetischer Säfte nicht unmöglich sei, daß dieselben aber an diesem Orte, durch die geheimnißvolle Bedeutung des Getränkes, eine höhere Weihe in sich schlössen.

Die Apfelweinhandlung liegt gewöhnlich nicht in einer lebhaften Straße, aber stets in einer „gebildeten Gegend." Treten wir in das Local, das mit einem gewissen Stolze der Simplicität allen anziehenden Schmuck vermeidet, zuweilen selbst die in den Abendstunden so nothwendige Gasflamme auf dem Flur, als überflüssig für seine alten Getreuen verachtet, so berührt uns die friedliche Stille des Ortes und der anwesenden Apfelbacchanten äußerst angenehm. „Man kann dabei nicht fröhlich sein!" Dieses treffende Wort, welches ein lyrischer Kenner über die Elbe-, Saale-, Havel-, Oder- und Weichselweine ausgesprochen hat, trifft auch ihren jüngeren Vetter: den Apfelwein. Er verbrüdert sich gleich jenen melancholischen Tunken nicht mit dem menschlichen Intellekt, er durchleuchtet ihn nicht mit rosigem Schimmer, er wendet sich nur an das Erdgeschoß der Sterblichkeit und rumort in den untern Gewölben. Nur als ein Echo dieser Bewegungen werden oben im Geiste hie und da die Wirkungen des Apfelweins vernehmbar.

Man spricht in den Zimmern einer Apfelweinhandlung nicht laut und herrisch, aufgeregt und dithyrambisch, wie in einer Weinstube oder in einem altdeutschen Keller; die Unterhaltung wird nur mit halber Stimme und mit einiger Zurückhaltung geführt. Der Apfelwein ist ja nur zur Hälfte ein den Durst löschendes und nur fraglicher Weise den Gaumen und die Zunge erfreuendes Getränk; er ist vielmehr eine von der Göttin Pomona geschenkte starke Arzenei. Daher die friedliche, fast inbrünstige Haltung der Templeisen am Gral des

unsterblichen Priesterkönigs Petsch. An den mit Wachstuch sauber bezogenen Tischen sitzen sie vor Schoppenflaschen mit weißen, großen Gläsern, lesen die Zeit und die Gartenlaube, oder ergehen sich in Debatten über die neuesten, durch ihr Lieblingsgetränk erzielten Wunderkuren.

Von der berüchtigten brandigen Pontaksnase mit ihren sieben Jungen an, wie sie ein berühmter, jetzt verstorbener deutscher Componist, mit dem wir einst einen unvergeßlichen siebenstündigen Trunk gethan, durch lange Uebung erzielt hatte, bis auf die liebliche Inflammation der Wangen, wie sie sich über das jungfräuliche Antlitz eines schüchtern anfangenden, jungen Weintrinkers verbreitet, ist Roth in dem Farbenspectrum der Apfelweinfreunde vollkommen unbekannt. Auf allen Gesichtern, sogar auf dem des ruhigen, zurückhaltenden Wirthes, waltet eine anziehende, bureaukratische Blässe vor; die Farbe des Nachdenkens und des täglichen Kampfes mit dem Watercloset. Was sollte auch hier eine etwaige Aufregung bezwecken. An diesem Tische wird die merkwürdige Geschichte von dem asthmatischen Manne erzählt, der an dem schändlichsten Pips der Stimme leidend und aus dem letzten Loche seiner Daseinsflöte pfeifend, nach elftägigem Genuß von Apfelwein die erste Arie des Figaro aus Rossini's Barbier sang, fünf Portionen Erbsen und Sauerkohl aß, hin und zurück nach Kohlhasenbrück ging, und am Abend dieses Tages, blos der Leibesbewegung halber, noch Hand an einem Nachtwächter, wie Andere behaupten wollten, sogar an einen Nachtwachtmeister legte. In jener Ecke berichtet ein pensionirter Kanzleirath die Begebenheit von seinem Freunde, der sich durch emsiges Trinken nicht allein den schwarzen Staar, sondern auch die Hühneraugen vertrieben habe, und endlich dicht neben ihm erzählt ein ehemaliger Candidat

der galoppirenden Schwindsucht seine gänzliche Wiederherstellung durch ein Gemisch von Apfelwein und Milch.

Auf freche Gewinnsucht basirte Spiele finden nicht statt; die angemessenste Unterhaltung für Apfelweintrinker ist Schach. Das nicht den geringsten Reiz auf das Nervensystem ausübende Getränk eignet sich vortrefflich zu einer Anfeuchtung der Kehle bei dem beschaulichsten, den Geist am sichersten von allen irdischen Dingen ableitenden Spiele der Menschen. Zuweilen zieht aber auch allein die in den Apfelweinhandlungen herrschende Klosterstille berühmte Schachspieler in diese Locale, und die gewöhnlichen „Holzschieber" unterbrechen dann ihre stümperhaften Partieen und zerbrechen sich, das Paar im Stehen umgebend, die Köpfe über die ihnen vollkommen unverständlichen Combinationen der Meister. Der Wirth schleicht aber auf den Zehen, im Rücken der Stellung umher, und füllt, nach leise und wispernd ertheilten Aufträgen, die geleerten Schoppen wieder aus der riesigen braunen Steingutkruke, in welcher sich der Pseudowein so frisch, wie in dem tiefsten Keller hält. Die Empfindlichkeit der Trinker gegen jedes Geräusch ist sehr merkwürdig. Jeder ungebührliche Laut erschreckt und veranlaßt sie, sich so krampfhaft hastig umzudrehen, wie ein Hund, hinter dem ein Mann mit einem eisenbeschlagenen Stocke vorüber stampft. Diese gehören alle zu den schweren Patienten des Apfelweines; nicht so krankhaft reizbar sind die den Apfelwein nur aus Sparsamkeit trinkenden reichen Geizhälse. Die ausnehmende Billigkeit dieses heilkräftigen Nektars läßt nämlich zu, daß selbst einzelne ältere Herren von 80,000 Thalern Vermögen sich allabendlich den Genuß eines Schoppens verschaffen, und von sich sagen können, sie gingen „zu Wein." Außerdem giebt es eine geringe Anzahl wirklicher Kneipbrüder in Apfelwein. Sie sind immer

Männer von einer gewissen philosophischen Anlage, einem Hange zur prüfenden Meditation, denkende Köpfe, die früher regelmäßig zwischen neun und zwölf Uhr drei Schoppen Margeaux getrunken haben, aber in der besseren Einsicht von der Hinfälligkeit der menschlichen Natur, der Schwäche der modernen Weinhändler, der Unpreiswürdigkeit der Rothweine, und der Beharrlichkeit der Hämorrhoiden zu dem blutverdünnenden Apfelsaft übergegangen sind. Dieser wichtige Wendepunkt in der Geschichtsentwicklung ihres Durstes verleiht ihnen einen eigenthümlichen ernsten Anstrich; man kann sie die büßenden Mönche der Flasche nennen. Die früheren kecken Witze haben sie längst aufgegeben, ihr Gespräch dreht sich gern um schwierige Rechtshändel und schlechte Course. Der Apfelwein ist das geeignetste Getränk bei erbärmlichem Stande der Papiere und Bankcalamitäten.

Es liegt nicht in der Natur des Apfelweins, daß er zu gastronomischen Schwelgereien anreizt; er paßt nur zu schlichter Hausmannskost. Mit frischen Kartoffeln und neuem Häring geht er häufig eine beliebte Verbindung ein. Junggesellen von reifem Alter und vollkommener Resignation auf die Freuden eines eigenen Haushaltes pflegen sich regelmäßig zu dem genannten Abendessen einzufinden. Bei Tage wird der Apfelwein häufig mit Salzprätzeln zusammen genossen. Auch bildet diese Zusammenstellung die letzte tägliche Mahlzeit jener Asceten, denen von dem Hippokrates der „wilden Medicin" das Abendessen verboten ist.

Der verwerfliche Zustand des Rausches kann niemals durch den Apfelwein hervorgebracht werden, dennoch vermag er den sogenannten „Katzenjammer" in einem so fürchterlichen Grade hervorzubringen, daß die schrecklichsten autobiographischen Mittheilungen erfahrener Studenten über die Wirkungen unlauteren Bieres

und schlechten Punsches dagegen in den Hintergrund treten. Im Allgemeinen verlängert er aber mäßig genossen das menschliche Leben und Angesicht. In Flaschen aufbewahrt, besitzt er dagegen die interessante Eigenthümlichkeit, nach einiger Zeit seltsame, aus einfacher Vegetation bestehende Wolkenformationen zu bilden, und er taugt in diesem Zustande nur noch zur Verdünnung der Wichse. Ganz besonders eignet er sich zur Anfertigung von feinen eleganten Champagnern, und wird in dieser Gestalt auch von Personen genossen, die ihn sonst nicht einmal dem Namen nach kennen, und mit äußerster Verachtung gegen ihn erfüllt sind.

Aus den Aufzeichnungen eines alten Arztes.

I. Ein Millionair.

Meine Glücksumstände waren vor einer Reihe von Jahren noch nicht erfreulich genug, um keine Veranlassung zur Störung meines Schlafes zu geben, und ich wälzte mich in einer Herbstnacht ruhelos auf meinem Lager, beschäftigt mit einem unerfreulichen Vergleich zwischen der allerdings sehr bedeutenden Anzahl meiner Patienten und dem weniger zufriedenstellenden Betrage der jährlich von ihnen gezahlten Honorare, als von der Straße aus heftig geschellt wurde. Da ich erfahrungsmäßig wußte, daß meine bescheidenen Patienten nur in besonders gefährlichen Fällen ihren Arzt im Schlaf zu stören, und ihn nicht, wie der verwöhnte Reichthum, als Nachtwächter zu mißbrauchen wagten, stand ich rasch auf, kleidete mich an und ließ durch

meinen Bedienten und Rosselenker dem ungestümen Glöckner das Haus öffnen.

„Sie möchten doch augenblicklich zu Herrn v. B. herüberkommen!“ rief mir eine dünne Stimme entgegen, als die Thür aufgemacht worden war, und zugleich verschwand der Bote wieder im Dunkel der Nacht.

Herr v. B. war mein Nachbar, und schon oft hatte dieser steinreiche, sehr alte Mann, der sein stattliches, geräumiges Haus von mehreren Stockwerken mit einem kleinen Hausstande selbst bewohnte, ohne irgend ein Gelaß zu vermiethen, meine Neugierde erregt. Was konnte einem eifrigen Arzte angenehmer sein, als mit einer solchen Person in Berührung zu kommen, sich ihr durch schleunige Hülfe angenehm zu machen und so seinen Ruf zu vermehren? Schnell flog ich über die Straße und klopfte an die Hausthür, da es mir in dem tiefen Dunkel einer kalten Herbstnacht, bei dem damaligen Sparsystem der Gascompagnie, Nachts alle Gaslaternen auszulöschen, schlechterdings nicht gelang, den Klingelgriff zu finden. Nach einigen Minuten, — wahrscheinlich hatte man nicht auf solche Eile gerechnet, — öffnete mir eine klapperdürre, einem verhungerten Weber gleichende Gestalt die Hausthür und bat mich, mir mit einem elenden Dreierlichte vorangehend, ihr in die erste Etage zu folgen, nachdem sie das Haus wie eine belagerte Citadelle wieder verrammelt hatte.

Wir gingen durch eine Reihe hoher, im höchsten Grade altmodisch meublirter Zimmer, in denen ein unheimlicher Dunst von Moder vergilbter Papiere und zerfallener Möbelstoffe schwebte, und betraten ein einfenstriges Schlafcabinet, dessen Aussehen mich mit wahrem Schauder erfüllte. Ich sage nicht zuviel, wenn ich es mit einem verfallenen, von ruchlosen

Räubern geplünderten Grabmale vergleiche. Die alten dunklen, niemals aufpolirten Möbel sahen wie Sargtrümmer aus, und der in einem armseligen, schmutzigen Bette röchelnde Bewohner konnte sehr wohl für ein von Gewissensbissen aufgescheuchtes Gespenst gelten. Selbst in der Sphäre der äußersten Armuth war mir niemals ein ähnliches abschreckendes Bild zu Gesicht gekommen. Ich setzte mich zu dem Kranken, um den ein verwegen und listig aussehender Kerl in den mittleren Jahren, angelegentlich beschäftigt war, und untersuchte seinen Zustand. Zugleich trat der Mensch, der mir die Thür geöffnet, mit dem Lichte näher und setzte es brennend neben die spärlich leuchtende Nachtlampe. In diesem Augenblicke ächzte Herr v. B. schwer auf und befahl unwillig, das Licht auszulöschen. Da ich unmöglich bei der unzureichenden Nachtlampe sein Aussehen beurtheilen konnte, widersetzte ich mich diesem Beginnen und erklärte dem unglücklichen Patienten, weshalb ich gegen seine Maaßregeln einer weisen Sparsamkeit protestiren müsse. Er ließ es sich gefallen, öffnete seine kleinen tiefliegenden Augen, seufzte und fragte: „Doctor — sagen Sie — geht es mit mir zu Ende? sagen Sie — erbarmen Sie sich — sollte Alles vorbei sein?"

Der arme Alte hatte keinen Grund zu so schweren Besorgnissen. Zwar stand er an den letzten Marksteinen des menschlichen Lebenslaufes, allein augenblicklich quälte ihn nach meiner Meinung nichts anderes, als die äußerste Erschöpfung, die aus Hunger, Entbehrung kräftiger Getränke und Kälte entstanden war. Als ich Herrn v. B. dieses gelassen und ernst auseinander setzte, besänftigten sich seine schmerzlich verzogenen Gesichtszüge ein wenig, seine beiden Bedienten konnten dagegen nicht unterlassen, einander Zeichen einer mir ganz unverständlichen Feindschaft zu machen.

Ich ließ den bejammernswerthen Geizhals mit allen Lappen und Lumpen, die in der Eile zusammengerafft werden konnten, einem schäbigen Pelz und einer abgetragenen Uniform zudecken, ihm in Ermangelung einer Wärmflasche ein heißgemachtes Ofenblech auf den Magen legen, verordnete Thee, und versprach, nachdem ich ihn sichtlich beruhigt hatte, am andern Vormittage wieder zu kommen.

Als ich am Morgen darauf beim Kaffee saß und in Eile die Zeitung durchflog, klopfte es an meiner Thür. Der listig aussehende Bediente des Herrn v. B. trat ein, brachte einen Gruß von seinem Herrn und zugleich das Honorar für den nächtlichen Besuch nebst der Bitte, doch baldigst herüber zu kommen. Als ich das schmutzige, mit zitternden Händen versiegelte und mit heißem Siegelharz betropfte Couvert öffnete, fiel ein Hundertthalerschein zu Boden. Er war der erste, den ich für eine nächtliche Visite erhalten hatte, und am Ende meiner ärztlichen Laufbahn kann ich es wohl mit Schmerzen gestehen, er war auch der letzte, den ich mit Ausnahme ähnlicher, von Herrn v. B. empfangener Dankbarkeitsbeweise, für einmalige Besuche bekommen habe. So begründete sich mein mehrjähriger Verkehr mit Herrn v. B., einem der schäbigsten Geizhälse nach dem Urtheile der Welt, einem der anständigsten Kavaliere, wenn die vereinzelte Ansicht seines Hausarztes Anspruch auf Beachtung besitzt. Leider kann ich mir nicht verhehlen, daß es weniger Großmuth, oder vielleicht gar eine seltsame Vorliebe für den ärztlichen Stand waren, was Herrn v. B. gegen mich so freigebig machte, als andere mehr irdische Beweggründe. Der alte Harpagon war in den Raisonnements der Voltaire'schen Schule aufgewachsen. Nach seinem Abschiede vom Militairstande, dem er nie besonderen Ruhm gebracht,

hatte er sich ganz und gar materialistischen Studien hingegeben, deren Leichtfaßlichkeit seinen Geist durchaus in Beschlag nahm. Er fürchtete den Tod, wie kaum irgend ein Bekenner des alten Testamentes, und darum zahlte er seinem Arzte ein Jahreshonorar von 400 Thalern und eine Extraremuneration von 100 Thalern für jeden unvorhergesehenen nächtlichen Besuch.

Es wäre leicht den Reiz dieser Beschreibung durch die Ausmalung einzelner Scenen zu erhöhen, oder durch eine leise Uebertreibung zu schärfen; ich ziehe es vor, bei der schlichten Wahrheit zu bleiben, und überlasse den Romanschreibern die Ausbeutung meiner Erlebnisse. Herr v. B. hatte jährlich beinahe die Summe von 50,000 Thalern zu verzehren, die Revenüen von Kapitalien, bei deren Verwaltung ihm einer der ersten noch lebenden Rechtsanwalte von Berlin, ein Mann tadellosen Rufes und unbefleckter Ehre, zur Seite stand. Um diese, in so splendiden Zinsen hochauflodernden Besitzthümer flatterten nun nach dem Laufe der Welt unzählbare blutsaugerische Insekten, die auf den blöden Geist des Alten spekulirten, und bei der Abneigung desselben, von seinem Erben einem Neffen etwas wissen zu wollen, danach trachteten, diese oder jene Summe von der künftigen Masse „abzugrenzen.“ Die Beschreibung der eingefädelten Intriguen würde leicht einen Band füllen, und die heutigen Staatsanwalte könnten in Versuchung gerathen, noch nachträglich mit diesem Corps eine solenne Parade abzuhalten, ich gedenke deshalb nur einen einzelnen gelungenen Fall, dessen beide Anstifter bereits das Zeitliche gesegnet haben, anzuführen und füge hinzu, daß jener Ehrenmann von Rechtsanwalt mit unsäglicher Mühe und Aufbietung seines bedeutenden Geistes bei den meisten Gelegenheiten die habgierigen Freibeuter von dem Alten abwehrte.

Man darf jedoch nicht glauben, daß Herr v. B.

über die Intentionen seiner Freunde vollkommen im Unklaren war; er ahnte sie, witterte auf allen Seiten Unrath und suchte sich auf seine Weise dagegen zu schützen. Zunächst hatte er sich zu seinen Bedienten zwei ganz entgegengesetzt geartete und gesinnte Creaturen ausgesucht. Der Aeltere war ein Schleicher und Pietist ersten Ranges, der Jüngere ein gottloser, ausschweifender, gewitzter Bursche, welcher schon einmal längere Zeit im Gefängnisse gesessen hatte. Der Calcül war insofern richtig, als Einer den Anderen lange Zeit hindurch überwachte und keine fremde Person und Angelegenheit hinter dem Rücken Beider und des Herrn in das Haus eingeschwärzt werden konnte, allein zuletzt trug doch der Gottlose den Sieg davon. Der Gerechte war nämlich zu dumm, und sein Rival ging mit einer ansehnlichen Beute von dannen.

Da ich meine flüchtige Charakteristik des Herrn v. B. mit einem höheren Werthpapiere begonnen habe, so vergönne man mir, ehe ich seine näheren Angelegenheiten bespreche, sie für heute mit analogen Papieren zu beschließen, weil es mich beunruhigen würde, acht Tage lang den Leser in dem Wahne gelassen zu haben, der alte Voltairianer trage einen Faden von Anstand in der Seele.

Als ich in den ersten Tagen meiner neuen Hausarztstelle einen Vormittagsbesuch machte, fand ich den Alten nicht in seinem Zimmer. Ich wollte warten, allein der gottlose Bediente zeigte nach der Bibliothek, winkte mit seinen nichtswürdigen Augen und sagte: „Treten Sie nur ein, Herr Doktor, Sie stören den Herrn Baron nicht, er hat große Wäsche, er hängt auf und trocknet!“ Der Bursch öffnete leise die Flügelthür und schob mich sacht in den öden, nicht geheizten Bücherraum. Da stand der Alte in einem zerissenen, mit einem schmutzigen Handtuch um den Leib gegür-

teten Schlafpelz, niedergetretenen Pantoffeln, und hing theils über einen quer durch das Gemach gezogenen Bindfaden eine Anzahl räthselhafter Papierchen, theils säuberte er sie durch mannhaftes Reiben. Die antike Mythologie bediente sich in besonders heiligen Angelegenheiten stets der Symbolik, und auch der modernen Memoirenschreiberei bleibt zuweilen nichts Anderes übrig, als vorsichtiger Weise dem preiswürdigen Beispiel der Alten zu folgen. Ich muß daher meine Leser bitten, ihren Scharfsinn in der Auslegung schwieriger symbolischer Probleme anzustrengen, wenn ich mich darauf beschränken muß, jene Papierchen nicht unter ihrem gewöhnlichen despectirlichen Titel, sondern nur als den „polarischen Gegensatz aller Werthpapiere" zu bezeichnen.

Mein neuer Patient machte mir, wie sich alsbald zeigte, sehr viel zu schaffen, und ich kann mir das Zeugniß ausstellen, das jährliche hohe Honorar von vierhundert Thalern redlich verdient zu haben. Ich darf jedoch nicht die Wahrheit übertünchen und behaupten, ich hätte durch ärztliche Dienste allein der Höhe jener Summe entsprochen, denn in der That vermochte die Heilkunst an Herrn v. B. keine Wunder mehr zu verrichten. Nach wenigen Wochen unserer Bekanntschaft nahm ich die Stelle eines Vertrauten des ganzen Hauspersonales ein, und that einen tiefen Blick in die seltsamen Intriguen, welche fortwährend gegen die Capitalien meines wunderlichen Millionairs angestiftet wurden.

Vor Allen schienen zwei in feinen Sitten wohlgeschulte, auf einem gefährlichen Boden großgezogene Subjecte sich verschworen zu haben, eine Bresche in die Million zu legen. Es war damals die Zeit der Gründung deutscher Eisenbahnen, und der Baron, wie ich den ersten jener beiden großen Industriekünstler nennen will, suchte auf alle mögliche Weise seine dis-

ponibeln Baarschaften zu vermehren, wobei ihm der Hofrath, eine nicht minder habgierige, aber feigere Natur, mit großer Beharrlichkeit beistand. Wenn Ersterer seine Großthaten mit dem Anstande eines Heldenspielers der Tragödie verrichtete, nahm Letzterer mehr die Stelle des Intriguanten und heimtückischen Bösewichtes ein. Gar bald sollte ich ihre Operationen genauer kennen lernen. Meine gewöhnliche Sprechstunde hatte an einem Herbstnachmittage kaum begonnen, als ich in dem ersten der eintretenden Consulenten, Mathias, den frommen Bedienten des Herrn v. B. erkannte. Sein bleiches Gesicht war in eine an unreife Eierpflaumen erinnernde Tinte getaucht, seine mageren knochigen Finger zitterten, und er sank mehr auf den Lehnstuhl neben meinem Schreibebüreau, als daß er sich setzte.

„Sind Sie krank Mathias?“ fragte ich den Gesellen theilnehmend.

„Nein, nicht krank, Herr Doctor, eigentlich nicht krank, aber sehr verängstigt!“ antwortete er und schlug die Augen scheu nieder.

„Nun, Ihr Herr ist doch nicht krank?“

„Nein, nein Herr Doctor, auch nicht krank, aber schwach, sehr schwach, der arme gnädige Herr verändern sich sehr — er wird bekehrt.“

„Bekehrt?“ fragte ich erstaunt über diese unerwartete Umwandlung des alten Anhängers der Voltaire'schen Schule.

„Ja bekehrt, der Herr Baron besuchen den gnädigen Herrn seit vier Tagen an jedem Vormittage und sprechen ihm mit geistlichem Troste zu.“

„Nun, Mathias“, sagte ich, „das sollte Dir doch nicht so unerhört oder unbillig vorkommen. So viel ich weiß, gehörst Du selber doch zu einer Gemeinde von besonders frommen Leuten, und mir scheint, daß

die Bekehrung Deines Herrn, wenn es wirklich, was ich noch stark bezweifele, dahin kommen sollte, für Dich eher ein Grund zur aufrichtigen Freude, als zur Betrübniß sein muß."

„Ja, bester Herr Doctor, ja ganz gewiß", sagte der Mensch verlegen, „aber mir scheint das nicht die rechte Art —"

„Und nicht der rechte Mann, willst Du sagen, Mathias?" setzte ich hinzu. Mathias nickte mit dem Kopfe und schien sichtlich beruhigt, daß ihm meine offenen Worte das peinliche Geständniß erspart hatten; aber sein Herz war noch nicht ganz erleichtert, er schien sich nicht recht zu trauen, eine weitere Bitte vorzubringen.

„Hast Du mir noch sonst etwas zu sagen?" fragte ich, meinerseits natürlich neugierig geworden.

„Nur eine Bitte, aber Sie dürfen sie mir nicht abschlagen."

„Nun, heraus damit, die Zeit drängt und meine Patienten warten draußen."

„Ich wollte Sie ersuchen, nur einmal zu uns zu kommen, wenn der Herr Baron den gnädigen Herrn bekehren. Wenn der Herr Doctor morgen früh um 11 Uhr herüber kommen wollten, würde ich Sie an der Hausthür erwarten, denn klingeln dürfen Sie nicht, da mein College, der Friedrich, mit dem Herrn Baron einverstanden ist. Sie könnten dann durch die Hinterthür durch das Entrée und Bedientenzimmer in den großen dunkeln Alkoven treten und durch die große Glasthür Alles sehen und hören."

„Also horchen? Mathias?"

„Wie wollen Sie sonst die Sache kennen lernen. Ich bin absichtlich nicht zu dem Herrn Justizrath gegangen, der Herr sind so geradezu, so . . . und ich . . ."

„Du denkst, ich würde die Angelegenheit mit zar-

teren Händen anfassen? Du hast recht, die Medicin liebt sanftere Wege, als die Jurisprudenz; ich werde kommen und das Weitere wird sich finden."

Ich bin im Zweifel, ob ich meine Handlungsweise vor feineren Ethikern vertheidigen kann, allein ich weiß, daß sich später erfreuliche Consequenzen daraus ergaben und fühle mich von allen Gewissensbissen frei. Um 11 Uhr stand ich pünktlich in dem dunkeln Alkoven und war Zeuge einer der wunderlichsten Scenen, die ich je erlebt habe.

An seinem altfränkischen, mitten im Zimmer stehenden Schreibtisch, den eine Menge staubiger Bücher, Holzarbeiten und Tabaksdosen bedeckten, saß mein ökonomischer Herr v. B. in einem Großvaterstuhl und vor ihm, natürlich mit dem Rücken gegen das Fenster gerichtet, um die feinere Beobachtung des Auges unmöglich zu machen, der Baron. Zwischen Beiden stand auf dem Tische ein großes Crucifix aus Elfenbein und altem Eichenholz, augenscheinlich die neueste Erwerbung aus einem Antiquitätenladen. Der Baron, ein dicker Herr von vielem hofmännischen Anstande, putzte daran mit einem gelbseidenen Foulard und redete dazwischen mit dem Herrn v. B.

„Lieber Bruder," sagte er mit einer ungemein herzlichen Stimme, „Du weißt, wie wir in jüngeren Jahren über heilige Dinge gedacht und leider auch gespottet haben, aber die Zeit macht den Menschen älter und frömmer. Bruder, ich bin innerlich sehr verändert, von meinen Augen sind die Schuppen gefallen, das Licht der Erkenntniß ist mir aufgegangen. Glaube nicht, daß ich meinen neuen Menschen öffentlich zeige, man muß das nicht thun, aber heimlich in meinem Kämmerlein, Bruder, da tagt es. Nicht heucheln, Bruder, nie heucheln! Was ich Dir hier mitgebracht habe, sollst Du nicht hier aufbauen, damit die Leute

es sehen, wir wollen es in Dein Schlafzimmer tragen, dann hast Du es Morgens und Abends vor Augen! Bruder, es thut Noth, daß wir auf andere Gedanken kommen!"

Mein alter Herr v. B. hörte diesen erbaulichen Salm des neuen Apostels mit einem wahren Schaafsgesicht an. Seine Spott- und Zweifelsucht mochte sich regen, allein der vollkommen treuherzige Ton des Barons machte ihn vollständig irre und die genannten Redensarten rührten mittelbar so schmerzlich an seine gewaltige Todesangst, daß er keines Wortes mächtig war, sondern nur dem Baron zaghaft die Hand drückte.

„Darf ich Dir unsern alten Freund, den Hofrath, mitbringen?" fuhr der Baron fort.

„Wen? den — den Hofrath? unsern alten Freund?" fragte verwundert der Alte, dessen Gedächtniß bereits schwach geworden war und ihn gleich mißtrauisch gegen fremde Behauptungen von Thatsachen, wie gegen seine eigenen Erinnerungen, machte.

„Wie, alter Kamerad, Du erinnerst Dich des Hofrathes nicht?" fuhr der Baron mit innigem Tone fort, „da mußt Du mir erlauben, ihn Dir in den nächsten Tagen vorzustellen."

Die erbauliche Unterredung wurde jetzt abgebrochen, da ein Besuch anlangte, und ich eilte sofort zu dem Rechtsanwalte des Herrn v. B., um ihm die eben gehörte seltsame Unterhaltung mitzutheilen. Der erfahrene Mann äußerte kein Erstaunen; er bat mich nur, meine Beobachtungen fortzusetzen und ihm alle Details mitzutheilen.

„Man spekulirt auf eine neue Methode, die beiden Herren wollen dem Alten zu Leibe gehen, aber ich denke, unsere Vorsicht wird ihrer List gewachsen sein."

Leider arbeitete das Schicksal den beiden Schelmen auf eine unerwartete Weise in die Hände. Herr v. B.

hatte wenige Tage darauf das Unglück von einem Schlaganfall getroffen zu werden, da er sich hartnäckig geweigert, meine Vorsichtsmaßregeln zu befolgen. Wenn auch nicht bettlägerig, wurde er doch so hülflos und namentlich von einer theilweisen Lähmung der Sprachwerkzeuge geplagt, daß eine präcise Verständigung mit ihm kaum möglich war. Von diesem Zustande war Alles zu fürchten und wirklich rief mich Mathias einige Tage darauf in großer Eile herüber. In dem Alkoven angelangt, fand ich außer dem Baron auch den Hofrath anwesend, einen kleinen arglistig aussehenden Gesellen, der sich außerordentlich demüthig und beschaulich gebehrdete. Das Crucifix war verschwunden, allein das Gespräch drehte sich wieder um dieselben erhabenen Punkte des Jenseits, der Vergeltung und der nothwendigen Buße in dieser Zeitlichkeit.

„Kamerad", sagte der Baron und trocknete seine Augen, „Du hast Dich jetzt überzeugt, wie besorgt auch der Hofrath um Dein Seelenheil ist, Du bist von uns zu Deinem künftigen Besten überzeugt worden, ich sehe es Dir an. Glaube aber nicht, daß wir unsere vergangenen Irrthümer, mit Worten gut machen, was wir begangen haben, müssen wir auch mit Thaten sühnen. Wenn jemals, so ist jetzt der Augenblick da, wo Du diesem armen Manne, der eine zahlreiche Familie von Söhnen und Töchtern auszustatten hat, endlich die 5000 Thaler wiedergeben könntest, die Du von ihm geborgt hast." Damit zog der Hofrath einen Schein aus der Rocktasche und reichte ihn dem Baron. Der alte Herr v. B. sah die Beiden ganz verwirrt an und vermochte nur zu stammeln: „Fü — Fü — Fünf — tausend — Tha — Thaler?"

„Ja, theurer Bruder", fuhr der Baron fort, „Du erinnerst Dich gewiß daran, es war in Schlesien, bald nach der großen Ueberschwemmung — der Hofrath ist

auch ein verständiger Mann und weit entfernt, Dich zu einer sofortigen Zahlung zu veranlassen. Es ist ihm nur um Sicherstellung zu thun; er selbst verlangt nicht das Geld; nur seinen künftigen Erben mag es erhalten bleiben, es handelt sich nur um die Anerkennung von Deiner Seite!"

Was soll ich noch mehr sagen, ehe ein ohnehin sehr bedenkliches Einschreiten möglich war, hatte der Baron dem Millionair die Feder in die Hand gedrückt und ihm die Unterschrift des schon vorher entworfenen vollkommen rechtsgültigen Documentes abgerungen.

Als ich rasch und unwillig in das Zimmer trat, war Alles vorüber und die beiden Glücksritter überhäuften mich, erfreut ihren Plan gelungen zu sehen, mit so vielen schmeichelhaften Redensarten über meine ärztliche Behandlung ihres Opfers, über das vortreffliche Aussehen desselben, und über ihre Hoffnungen, diese „kleine Attaque" recht bald beseitigt zu sehen, daß ich kaum zu Worte kommen konnte, und trotz meiner Entrüstung nahe daran war zu lachen.

Der Justizrath, den ich natürlich sofort von dem kecken Gaunerstreich in Kenntniß setzte, verhielt sich ruhiger, als ich erwartet hatte: „Wir wissen jetzt, woran wir sind, lieber Doctor", waren seine Worte, „was diese 5000 Thaler betrifft, so sind sie rettungslos verloren, aber ich fürchte, daß es bei solchen Kleinigkeiten nicht sein Bewenden haben wird. Diese Beute aus dem künftigen v. B.'schen Nachlaß ist ein Almosen für den gierigen Proletarier der Zeit — jetzt wird man Ihnen zu Leibe gehen. Daß Sie theilweise Zeuge des Auftritts gewesen sind und geschwiegen haben, muß den Burschen Muth und Zuversicht einflößen, bei dem traurigen Geisteszustande des Alten Ihnen irgend eine abscheuliche Proposition zu machen. Jene 5000 Thaler waren gewiß nur das Vorspiel,

wir werden in wenigen Tagen von größeren Streichen hören. Nehmen Sie sich in Acht, mit dem Alten selber ist augenblicklich nichts mehr zu machen, jetzt kommt an Sie die Reihe."

Der Justizrath hatte vollkommen Recht, die Reihe kam an mich.

Einige Tage nach dieser Unterhaltung fand sich in den Nachmittagstunden der Baron bei mir ein. Seine Stirn strahlte von Liebenswürdigkeit und Frohsinn; man mußte ihn eher für einen alten Epikuräer, als den frommen Bekehrer eines verstockten Voltairianers halten. Er setzte sich zu mir an den Schreibtisch, guckte komisch neugierig, wie ein Rabe, ein wenig in die medizinische Zeitschrift, die aufgeschlagen vor mir lag, klopfte mir zutraulich auf die Schulter und sagte: „Immer fleißig, zu fleißig, mein theuerster Doctor! Sie gehen der Geselligkeit Berlins verloren. Bedenken Sie, daß außer ihren Kranken auch die Gesunden ein Anrecht an Sie besitzen."

Diese Einleitung ließ mich wenig Gutes erwarten. Ich fürchte die Aristokratie nie mehr, als wenn sie sich in Höflichkeiten gegen das Bürgerthum ergeht. Mit einer verbindlichen Neigung des Kopfes dankend, ließ ich ihn weiter sprechen.

„Sie thun sich selber Schaden, mein verehrter Gönner", fuhr der Baron fort, „die Bedürfnisse der heutigen Welt vermehren, die Preise der unentbehrlichsten Gegenstände steigern sich; wer sich nicht dem Fortschritt der Zeit anschließt, nicht Hand in Hand mit der Aufklärung in allen Gebieten vorwärts geht, wird den Nachtheil bald empfindlich an seinen Einnahmen spüren. Die Gegenwart ist über den alten Begriff Erwerb längst hinausgeschritten. Ich könnte über diese dumme Pedanterie, den erworbenen zum ersparten

Thaler zu legen, lachen, wenn die Vorurtheile meiner Freunde mich nicht weit mehr betrübten!“

Ich konnte augenblicklich nicht recht klug daraus werden, wo der Baron eigentlich hinaus wollte, allein er hatte mich „Gönner“ genannt und die Explosion der Mine mußte baldigst erfolgen. Meine lächelnden Gesichtszüge mochten ihn über meine Denkungsart täuschen, er faßte rasch meine Hand und sagte: „Wollen Sie hundert Friedrichsd'or mit ein Paar Federzügen verdienen?“

Auf der Stelle mußte ich an das Darlehen von 5000 Thalern an den unglücklichen Familienvater von Hofrath denken und fragte: „Ein Paar Federzüge — hundert Friedrichsd'or — die Preise scheinen allerdings beträchtlich zu steigen, wenn man die Schrift der Doctoren so hoch honoriren will!“ Der Baron schüttelte listig lächelnd das Haupt.

„Die Atteste der Herren Aerzte“, mein verehrter Gönner, „können unter Umständen den wichtigsten Rechtsangelegenheiten als Fundament dienen. Der Doctor kann mir — unter Umständen — durch sein Gutachten wichtiger sein, als der Jurist oder der Geistliche“, schmunzelte der Baron und nahm mit vielem Anstand eine Prise.

„Von was für einem Gutachten — oder von was für einem Attest sprechen Sie? Herr Baron!“

„Mir liegt viel an einer ärztlichen Beurtheilung — Sie können das Ding nennen, wie Sie wollen — einer gewissenhaften Abschätzung — Taxation der vortrefflichen Geisteskräfte meines würdigen verehrten Freundes, des Herrn v. B. Keiner weiß besser, als Sie, verehrter Gönner, wie ausgezeichnet die Urtheilskraft und die Kenntniß von Menschen und Dingen ist, welche unser Herr v. B. besitzt, diese Ihre Meinung möchte

ich gegen die genannte Entschädigung für Ihre Mühe schriftlich haben."

Im Moment konnte ich nicht zu Worte kommen; die Entrüstung über diese Unverschämtheit preßte mir die Brust zusammen und schnürte mir die Kehle ein. Der alte Herr v. B. befand sich notorisch bereits im Zustande einer vollkommenen Unzurechnungsfähigkeit, seine Sinne waren sämmtlich geschwächt und alle Organe verweigerten ihren Dienst. Mein Attest seiner Zurechnungsfähigkeit sollte dem Baron und Hofrath, diesen beiden Dioskuren des feineren Raubes, nur als ein gerichtlicher Rückhalt ihrer Streiche dienen. Ich schüttelte schweigend den Kopf und blickte zu Boden.

Der Baron tauchte die Feder ein, schob die medizinische Zeitschrift ohne Weiteres bei Seite, zog ein Blatt Papier hervor und murmelte leise: „Zweihundert Friedrichsd'or!" Nun konnte ich nicht länger an mich halten, ich sprang auf und rief: „Herr Baron, für was halten Sie mich? wer bietet diese große Summe für eine anscheinend so kleine Mühe aus, wenn damit nicht ein Gewaltstreich beabsichtigt wird?"

Der verwegene Intriguant ließ sich durch meinen Unwillen nicht irre machen. Er blieb gelassen im Lehnstuhl sitzen, zupfte mit Grazie an seinem Jabot, besah seine weißen Hände und dreieckig scharf zugespitzten Nägel und meinte leise und ruhig: „Dreihundert Friedrichsd'or, mein lieber Doctor, wir sprechen ohne Zeugen, wenn Sie mir nicht helfen wollen, finde ich zu jeder Zeit einen anderen Arzt."

„Was heißt das denn aber? was soll Ihnen das Attest?" rief ich ganz erschrocken über diese steigende Erhöhung des Sündenlohnes.

„Muß ich mich denn deutlich aussprechen, so will ich es in des Herrn Namen thun," sagte der Baron und ein unglaublich finsterer Zug beschattete einige

Momente lang sein Gesicht, „Herr v. B. besitzt eine Million! wissen Sie, was eine Million ist, welche Macht sie gewährt, wenn sie sich in vernünftigen Händen befindet, was für eine elende Null sie ist, wenn sie und ihre Zinsen in eiserne Kisten verschlossen werden? Sie wissen es nicht, Sie haben nie darüber nachgedacht! Sie würden sonst nicht so ruhig vor mir sitzen! Gott im Himmel! es handelt sich leider nicht um diese Million, es handelt sich nur um den zehnten Theil, nur um hunderttausend Thaler. Der Erbe des Herrn v. B., sein Neffe, ist Offizier, verheirathet, in einer kleinen Garnison, von dem Alten über alle Maaßen kurz gehalten — was entgeht ihm, was entbehrt er, wenn sein Erbtheil um den zehnten Theil vermindert wird? Es kommt mir nicht auf fünfhundert Friedrichsd'or an für Ihr Attest, denn es sichert mir die hunderttausend Thaler. Eine Bescheinigung, bei Lebzeiten des Alten ausgestellt, daß er sich bei vollkommenem Gebrauch seiner Geisteskräfte befunden habe, schlägt alle etwaigen späteren Anfechtungen zu Boden.

„Verlassen Sie augenblicklich mein Haus, Herr Baron!“ rief ich in der heftigsten Aufregung, „ich darf Sie nicht länger anhören, wenn ich nicht in der nächsten Viertelstunde den Rechtsbeistand des unglücklichen Herrn v. B. von Ihren Plänen in Kenntniß setzen soll!“

„Rechtsbeistand? erinnern Sie sich gefälligst, daß wir ohne Zeugen gesprochen haben! aber Sie werden sich eines Besseren besinnen. Kommen Sie zu mir, wenn Sie wollen. Fällt Ihnen ein guter Gedanke des Nachts ein, so kommen Sie auch bei Nacht zu mir. Schellen Sie, meine Bedienten werden Ihnen zu jeder Zeit die Thür öffnen. Lassen Sie sich vor mein Bett führen; in dieser Angelegenheit ist mir keine Ruhe zu

süß, kein Schlaf zu tief, Adieu, auf Wiedersehen, guter Doctor!"

Nach diesen, ohne sichtliche Erregung ausgesprochenen Worten, entfernte sich der Baron und ließ mich in einer kaum zu schildernden Bestürzung zurück. Ich bedurfte mehrerer Stunden, um zunächst den rein menschlichen Schmerz des unbescholtenen Mannes zu überwinden, den bei solchem Anerbieten die entsetzlichsten Zweifel überfallen, seine bürgerliche Ehre werde von der gesammten Gesellschaft so gering geachtet, wie von diesem gefährlichen und kühnen Glücksritter. Dann that ich, was zu thun war. Die Umgebung des Barons wurde durch sichere, ältere Wärter so vermehrt, daß unausgesetzt zwei Personen bei ihm waren, die sich bei strenger Strafe nicht entfernen durften; er wurde vor den Angriffen des Barons und Hofrathes, wie vor wilden Thieren geschützt. Die bangen Sorgen erwiesen sich bald als unnöthig. Die Schlaganfälle wiederholten sich, die Aderlässe schafften keine Erleichterung; an einem Morgen stand die Maschine still. Der Geist des Materialisten hatte sich von seinen Schätzen und ihren gierigen Räubern entfernt. Noch an demselben Vormittage erschien der Erbe in Begleitung des von seinen bangen Sorgen froh befreiten Rechtsanwaltes, alle Schlüssel wurden ausgehändigt, die alten Diener abgelohnt; an allen Ecken und Enden tauchten neue Gesichter auf. Pflichtgemäß schrieb ich den Todtenschein und reichte ihn dem Neffen. Er nahm und durchflog ihn; über das Gesicht des stattlichen, sechs Fuß hohen Mannes in der Blüthe der Jahre, flog eine dunkle Röthe. Das Ereigniß und die gewaltige Umwandlung seiner dürftigen Verhältnisse hatten ihn offenbar in der Tiefe erschüttert. Ich bemerkte diese unheimliche Affection mit Bedauern und erlaubte mir freundlich zu

sagen: „Wenn ich mir als Arzt einen Rath zu ertheilen gestatten darf, so würde ich Ihnen sofort einen Aderlaß anempfehlen.“

Der Erbe sah mich mit einem starren Löwenblick an, zog das Kinn in den steifen rothen Kragen der Uniform und sprach höhnisch und finster: „Sie haben meinen Onkel mit Ihren Aderlässen unter die Erde gebracht; es ist genug gezapft worden; damit kann es sein Bewenden haben.“ Nach diesen beleidigenden Worten drehte er sich kurz um, befahl sein Pferd vorzuführen, und entfernte sich nach militairischem Gruß.

Diese schmucklose Aufzeichnung nach dem Leben hat aber noch einen Epilog. Acht Tage darauf befand ich mich auf dem Spandauer Pferdemarkt, um für die Bespannung meiner ersten Equipage zu sorgen. Ich konnte nur 400 Thaler an die beiden Pferde wenden, und suchte lange und mit Sorgen unter den vorhandenen Thieren. Endlich fand ich ein mir zusagendes, preiswürdiges Paar. Schon war ich nahe daran, mit dem Verkäufer handelseinig zu werden, als eine kräftige Baßstimme sich hinter mir vernehmen ließ: „Ich gebe fünfzig Thaler mehr, mir gefallen die Pferde.“ Der reiche Erbe des Herrn v. B. überbot mich. „Herr Hauptmann“, wandte ich ein, „Sie werden mir die Pferde lassen, es kann Ihnen bei Ihren Mitteln nicht darauf ankommen, einen bürgerlichen Arzt zu überbieten, aber ich brauche die Pferde dringend!“

„Ich auch!“ sagte er kurz, griff nach der Brieftasche und gab dem Verkäufer einen herrischen Wink. Der Handel war verdorben; ich trat zurück und zog mich in das Gasthaus zurück, entschlossen, die Nacht in Spandau zuzubringen und unter jeder Bedingung einen erträglich billigen Kauf zu Stande zu bringen.

Noch saß ich gegen Abend im Gasthause des Locales unter anderen Interessenten, als zwei Officiere ein-

traten und ein geräumiges Zimmer verlangten. Der Wirth erklärte mit vielem Bedauern, daß er nicht im Stande sei, die Herren zusammen unterzubringen; sie müßten sich begnügen, jeder allein in einer Kammer zu schlafen. Ich erkannte den Erben in einem der Herren. Sie setzten sich in eine Ecke und verzehrten schweigend das Abendessen, dann entfernten sie sich. Es war mir unmöglich, den Blick von diesem Antlitz zu wenden, dessen Röthe mich mit den schlimmsten Besorgnissen erfüllte.

Unter mancherlei Sorgen vermochte ich erst spät in der Nacht einzuschlafen. Gegen Morgen wurde ich durch einen heftigen Lärm und starkes Klopfen an meine Thür geweckt. Man rief nach einem Arzte. Nothdürftig bekleidet, eilte ich hinaus und fand das Personal des Hauses und die Gäste in wilder Verwirrung. Alle Thüren am oberen Flur standen offen und ein wirrer Haufen drängte sich um die letzte an der Treppe. Ich eilte in das kleine Gemach; da lag der neue Herr der Million im Bette, sein schweres kaltes Haupt hing über die Bettkante hinab, am Boden ruhte seine matt herabgesunkene Rechte in einer großen trüben Blutlache. Ein Blutgefäß war gesprungen; er war todt.

Sein Erbe war ein Knabe von fünf Jahren. Das Kammer-Gericht übernahm die Verwaltung der unheimlichen Million.

2. Auch ein Minister.

So viel auch täglich von Diplomatie und Diplomaten geredet wird; die „diplomatischen Figuren“ sind im Aussterben begriffen. Ich verstehe unter dieser Bezeichnung die Helden des Selbstcultus, wie er zu einer Zeit in Deutschland unter den älteren Büreaukraten Sitte war, als es noch keine, alle Regierungsmaaßregeln durchfuchtelnde Presse gab, und es noch keinem Ministerium eingefallen war, in einem von ihm selber gegründeten Blatte seine Handlungsweise zu vertheidigen, oder gar für seine Principien theoretisch einzustehen. In jenen stillbeseligten Jahren der Stagnation wurden die wirklichen geheimen Räthe in allem Ernst ihres stattlichen Titels froh, und ein Minister, der nie in einer Kammer erscheinen, sich von den frivolen Augen der Tribünenvergnügliglinge betrachten lassen, und sogar selber den Mund aufthun oder gar die Angriffe irgend eines kecken Provinzialbewohners pariren mußte, war ein unnahbares Etwas, höchstens um ein Geringes populärer und zugänglicher, wie der Lama oder der Kaiser von China. Die heutige Welt, die ihre Minister in schlichten Röcken mit nicht allzu neuen Hüten bedeckt, zu Fuß auf der Straße erblickt, der es nicht unbekannt ist, daß auch auf so vornehme Tische, Mohrrüben und Bratwurst kommen, daß die hohen Consumenten und Excellenzen wiederum es nicht verschmähen, gelegentlich an der leckeren Tafel irgend eines Commerzienrathes neuerer Zeitrechnung zu erscheinen; diese heutige Welt besitzt keine Anschauung mehr von dem stolzen Selbstgefühl, welches sich in der feierlichen Haltung und dem Behaben der nun fast verschollenen diplomatischen Figuren kund gab.

Mein seliger Patient, der Geheime Rath v. F. gehörte zu dieser klassischen Schule der alten Garde

deutscher Staatsmannschaft. Ich konnte mich bei meinen regelmäßig wöchentlichen Besuchen nie der Ahnung erwehren, daß mir nur vorläufig ein so leichter und rascher Einlaß in die Gemächer des Gewaltigen gewährt werde, daß vielmehr künftig weitläufige diplomatische Unterhandlungen zwischen dem Vorzimmer und den inneren Räumen, Sendungen von Botschaften und Memoire's nöthig werden könnten, ehe ich dazu käme, dem Herrn Geh. Rath an den Puls zu fassen. Herren dieser Art ließen sich damals mit mehr äußeren Förmlichkeiten behandeln, als ihre Fürsten, wozu sie bei geringerem weltlichen Ansehen, durch die wirkliche Macht, die sie in Händen hatten, verleitet werden mochten. Der Geh. Rath v. F. war von der Stunde an, in welcher er menschlichen Augen sichtbar wurde, so sauber und gewählt gekleidet, als erwarte er, von seinem fürstlichen Gebieter „befohlen“ zu werden. Ein schwarzer oder blauer Frack mit Ordensbändern stach imposant von einer weißen steifen Cravatte ab, in welcher das Kinn anmuthig a la Talleyrand kokettirte; aus langen schwarzen Pantalons guckte ein kleiner Fuß in glänzenden Schuhen und seidenen Strümpfen hervor, und das edle, von Jahren und politischen Kümmernissen — damals that man so, als nehme man sich die Leiden der Völker zu Herzen — das angegraute Haupt prangte aufgerichtet und vornehm mit einer schönen spitzigen Nase und einem fein gravirten Gesichtsschnitt. Der Geh. Rath hatte eine unglaublich kunstvolle Art inne, mit Menschen zu sprechen. Anscheinend beschäftigte er sich nur mit der Person, welche eben die Ehre genoß, vor ihm zu stehen, er prüfte und durchbohrte sie unausgesetzt mit scharfem Auge, und doch war es ihm eigentlich nur um sich selber zu thun, um die Idee des officiell Imposanten, für deren sterblichen Vertreter er sich gleich so vielen seiner älteren Collegen

hienieden hielt. Ein solches Doppelwesen der Erscheinung würde bei geringerer Virtuosität der Ausführung unglaublich lächerlich gewesen sein; bei meinem Patienten brachte es eine durchaus ernste Wirkung hervor. Er imponirte allen ihm Entgegentretenden, wie er offenbar sich selber zum Entzücken imponirte.

Geh. Rath v. F. war in früheren Jahren ein geistreicher Schriftsteller im historisch reflectirenden Genre gewesen; es existirt noch von ihm eine berühmte theoretische Schrift, als Autorität ihres Faches viel genannt in der gelehrten Welt. Allein, es ging ihm wie anderen geistreichen Autoren von Rang und daraus gerechtfertigten Ansprüchen: man fand auch ihn in gewissen Stellungen unbequem, die Politik nahm eine jener Wendungen, welche zu fein für das Auge des großen Publikums, nur für die Untersuchungen diplomatisch zugestutzter Spintiseure und Journalisten interessant sind, der Geh. Rath paßte nicht in die neue Farbennüance und man überging ihn unter einer anmuthigen Form bei der Besetzung eines auswärtigen Gesandtschaftspostens.

Von Stund' an begann der verschlossene, feierliche Mann sich langsam zu verändern. Nicht daß er redselig wurde, von Klagen überfloß, sich über Zurücksetzung beklagte; das lag Alles außerhalb der Möglichkeit dieser alten Facultät von Politikern seiner Art. Nein, er blieb stumm und hermetisch zugeknöpft; er wurde nur nachlässiger und unordentlicher in seinem Aeußeren. Man merkte ihm an, daß in der Tiefe seines Innern die Selbstvergötterung einen schmerzlichen Stoß erhalten habe, daß der Baal seines Herzens auf das Heftigste erschüttert worden sei. Er gab nicht mehr so viel wie sonst, auf das Phänomen seiner selbst; es mochte in ihm aussehen, wie in einem Vogelneste, das rohe Menschenhände berührt haben, und das die empfind-

lichen Inhaber nun nicht mehr fertig bauen, sondern als Bruchstück verlassen. Die Vorschriften der Etikette beim Eintritt bestanden nicht mehr in früherer Schärfe, die weiße Cravatte verschwand, an die Stelle des Fracks trat ein dunkler faltiger Schlafrock, die unendlich zierliche Aufstellung des Mobiliars und der zahlreichen Kunstgegenstände in der Wohnung gerieth in Verwirrung; ja der einzige Bediente ließ sich in seiner Garderobe gehen und empfing die wenigen Besucher nicht mehr wie die Würmer des Staubes, sondern wie Creaturen, die mit ihm und seinem Herrn aus einem Thon geformt waren.

Mich schmerzte dieser Vorfall außerordentlich, denn sichtlich litt die Gesundheit des alten Mannes unter diesem unaufhörlichen Seelenleiden und seine sich neigende Haltung verrieth mir, daß er nicht mehr die ehemalige Spannkraft in sich finde. Sonst war nichts aus ihm herauszubekommen. Von einer ursprünglich eisenfesten Constitution, litt er an keinem positiv auftretenden Uebel, und aller ärztliche Beistand vermochte nur, sich auf Beobachtung, Warnungen und Abwehr störender Einflüsse zu beschränken. Seit längerer Zeit hatte ich vielfach über den verschlossenen Mann nachgedacht, als ich plötzlich, an einem ganz ungewöhnlichen Tage, die Einladung erhielt, morgen um 11 Uhr Vormittags bei ihm zu erscheinen. Nach gewohnter Weise warf ich mich in Gala und fand mich zur festgesetzten Zeit ein. Der Bediente empfing mich in der glänzendsten Livree und mit den großartigsten Gebehrden. Alle Räume waren höchst sauber und gewissenhaft wiederhergestellt, die Oelgemälde abgestäubt, die venetianischen Glasgefäße, die Majoliken und alten Waffen, malerisch geordnet, im Salon war ein neuer Teppich gelegt und der große Kronleuchter mit dicken Wachslichtern besteckt. Anfangs glaubte ich an Heirathsideen,

aber ich mußte über mich selbst lachen, als in seinem Arbeitskabinet der alte Herr mir entgegentrat. Ueber das blasse, siebenfach versiegelte Gesicht, flog wieder das ehemalige huldvoll herablassende Lächeln mit der wehmüthigen leichten Ironie über die Erbärmlichkeit der unbüreaukratischen Creatur, der Nacken war hoch aufgerichtet, die großartige Garderobe, die Frisur in neu hergestelltem Glanze, und auf der linken Seite des Frackes prangte ein Congreß von gold- und silberglänzenden Sternen und Kreuzen aller möglichen hohen Herren. Ich verfertigte schweigend die in solchen Fällen vorgeschriebenen Complimente und harrte der Entzifferung, die nicht lange auf sich warten ließ. Mit einer gnädigen Handbewegung wurde mir ein Tabouret zum Sitzen angewiesen und alsbald begann der Geh. Rath: „Sie haben sich immer als ein Freund meines Hauses bewiesen, lieber Medizinalrath, ich habe es deshalb für billig gehalten, Ihnen eine erfreuliche Veränderung, die in den nächsten Tagen vor sich gehen wird, vorläufig freilich noch unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitzutheilen. Ich werde Minister!"

Man kann sich die Freude eines Arztes denken, dem plötzlich die Aussicht eröffnet wird, eine so hochgestellte Persönlichkeit unter seinen Patienten zu sehen. Ich entblöde mich nicht, zu sagen, daß ich meine Einnahmen verdreifacht, meine bürgerliche Stellung erhöht und meine Brust mit dem landesüblichen Orden geschmückt sah.

„Und mit welchem Ministerium, wenn ich fragen darf, werden Excellenz betraut werden?" fragte ich neugierig.

„Der Minister v. Altenstein verläßt in diesen Tagen den Staatsdienst — ich werde Cultusminister."

„Dann erlauben mir Excellenz wohl, außer der pflichtschuldigen Gratulation, auch meine eigene Freude auszusprechen, in dem künftigen Chef des Medizinal-

wesens meinen Gönner und den Förderer langgehegter wissenschaftlicher Pläne und Verbesserungen zu erblicken."

Die Excellenz lächelte bezaubernd und sagte: „Halten Sie nur einige Tage lang reinen Mund, lieber Medizinalrath und nun kommen Sie in das Speisezimmer und lassen Sie uns ein Frühstück einnehmen." Ganz verwirrt über diese ministerielle Cordialität folgte ich ihm und setzte mich ihm gegenüber an den reich servirten Tisch. Das Dejeuner war kostbar und es fehlte nicht an feurigem Xeres, dem Lieblingsweine des ehemaligen Geh. Rathes.

Um zwölf Uhr war die vertrauliche Audienz zu Ende und ich begab mich in den kühnsten Hoffnungsträumen nach Hause. Natürlich konnte ich kaum den Abend erwarten, um in der Staatszeitung, entweder die erfolgte Abdankung des bisherigen Ministers, oder wenigstens irgend eine dahin zielende offizielle Andeutung zu finden. Aber dieser Abend und noch so mancher Andere verging, und Herr v. Altenstein blieb Minister, wie Herr v. F. Geh. Rath. Endlich begab ich mich unter dem Deckmantel eines ärztlichen Besuches in seine Wohnung. Der Empfang und das Aussehen des Bedienten waren wenig geeignet, meine rosigen ministeriellen Hoffnungen aufrecht zu erhalten. Weit entfernt von der Pracht eines Kammerdieners Sr. Excellenz trug er eine Schürze aus grober Leinewand und Holzpantoffeln. Es kam mir vor, als ob in den Avancementsangelegenheiten Neumond und das Wetter umgeschlagen sei. In den Zimmern herrschte wieder die alte Unordnung, der Geh. Rath trug nicht die Orden, sondern den Schlafrock des mißvergnügten Beamten, auf seiner Stirn lagen die gewöhnlichen düsteren Wolken. Kein Wort über die Ministerfrage wurde gewechselt und kaum ließ der seltsame Mann sich herbei, mir auf meine ärztlichen Fragen Antwort zu ertheilen.

Meine Gewohnheit ist es nie, nach Art mancher Aerzte, bei Junggesellen die Dienerschaft in besonderen Fällen auszufragen; ich pflege mich auf meine ruhige Beobachtung zu beschränken und zu verlassen. Ein Blick in das Auge und auf die Gebehrden des Burschen genügte mir, um die Sachlage vollständig zu begreifen.

Der Geh. Rath war verrückt geworden und er blieb es in seiner unschädlichen düsteren Weise. Vergraben unter Charteken von Büchern, Manuscripten, antiquarischen Curiositäten und Bildern grübelte er noch Jahre lang über seinen Sturz aus seiner Laufbahn. Verabschiedet steigerte diese Lage den Zustand seines Geistes nicht weiter, aber regelmäßig an dem Jahrestage seiner ersten Ernennung zum Cultusminister empfing ich eine Einladung zum Dejeuner, fehlte nie die Nachricht seiner glänzenden Beförderung, nie meine Gratulation und Betheuerung künftiger Hoffnungen, nie die Chokolade und die Flasche Xeres.

Wenn ich mein Tagebuch durchsehe, finde ich, daß ich elfmal mit ihm den Herrn Minister von Altenstein abgedankt habe.

Ein gemüthlicher Abend.

Bei meinen gewöhnlichen Nachmittags-Spaziergängen suche ich gern gewisse sehr belebte Straßen zu vermeiden. Nicht aus den Gründen jenes jungen Mannes, der sich weislich hütete, an den Läden seiner zahlreichen Gläubiger vorüberzugehen, und sich zuletzt mitten in der Stadt vollständig blokirt sah, da er von seiner Wohnung aus nicht vor die Thore gelangen konnte, ohne zu riskiren, an mehreren gefährlichen Orten vorbeizukommen, wo ihm der Rock, der Hut, selbst die Stiefeln, mit Beschlag belegt, und vom Leibe gezogen

werden konnten; meine Gründe schmecken nicht nach einer solchen permanenten Finanzkrisis. Ich hüte mich nur vor der Begegnung mit manchen Leuten, die es auf meine Person selber abgesehen haben, und seit einer Reihe von Jahren nach der für beide Parteien höchst zweifelhaften Ehre trachten, mich in ihrem Hause zu bewirthen. In der ersten Reihe dieser Schreckensmänner steht ein kleiner flinker Herr, dem ich nie begegnen kann, ohne daß er mich bei den Knöpfen, also an dem reizbarsten Theile jedes nervösen Menschen, festhält, mir so scharf wie ein Augenarzt in's Gesicht sieht, und fragt: „Wann werden wir endlich die Ehre haben, Sie bei uns zu empfangen? meine Adele fragt täglich nach Ihnen, Sie vernachlässigen uns, wir haben uns über Sie zu beklagen, grausamer Mann!"

Man kann solchen Männern jahrelang entwischen, aber endlich kommt der verhängnißvolle Tag, wo alle Ausreden nicht mehr stichhaltig befunden werden, wo ein feierlicher Einladungsbrief erscheint, den sie natürlich der Sicherheit wegen persönlich überbringen, und man nicht ohne Zusage davongelassen wird. Diese Erfahrung mußte auch ich machen. Es blieb mir nichts übrig, als mich zu einer Soirée in dem Hause des kleinen flinken Herrn zu verpflichten. Meine Abneigung wird erklärlich und verzeihlich gefunden werden, wenn ich sage, daß erwähnter Herr der glückliche Gemahl einer talentvollen Grazie war, bei der Alles darauf ankam, sich mit Leuten der Presse gut zu stellen und in den Zeitungen genannt zu werden. So schob ich mich denn an dem bestimmten Abende in das schwarze Futteral des unvermeidlichen Fracks, bestieg den einspännigen Karren eines städtischen Hauderers, d. h. eine Droschke, und wurde nach Verlauf einer starken halben Stunde vor dem Hause meines Gastfreundes abgesetzt.

Der Weg über zwei gaserhellte Treppen hinauf war leicht zu finden, aber die Erleuchtung des kleinen Corridors vor der Wohnung imponirte mir weniger. Der beschränkte Raum wurde durch eine winzige, von einer nachlässigen Küchenvestalin schlecht unterhaltene Lampe angestrahlt, und sofort erschien der Haussclave des Wirthes, ein jugendliches Wesen, Namens Johann, um mich von den winterlichen Garderobestücken zu befreien. Diese Operation hatte nichts Erfreuliches, da Johann in der Proportionslehre des menschlichen Körperbaues schlecht unterrichtet war, und beim Enthülsen aus dem Mantel die bedenklichsten Mißgriffe beging. Nur mit Mühe konnte ich ihn verhindern, mir zugleich den Frack und die Weste herunterzuziehen, und bei diesem sanften Streite verirrten sich, vor lauter gutem Willen, seine im Knappendienst noch unerfahrenen Hände bis zu der Stelle, wo bei modernen Gästen das Trinkgeld für die Bedienung sitzt. Endlich war ich salonfähig. Der Mantel hing an einem dünnen scharfen Haken, der schon mit einem Vorberge von Paletots belastet war, und ich gelangte unter dem Vortritt Johanns in das Empfangzimmer. Hier war eine Anzahl Herren versammelt, mit denen ich nicht gerne zusammen sein mag, weil sie zu jener leidigen Menschensorte gehören, vor welcher schon der alte Polonius seinen Sohn Laertes warnt, Leute, die jeden nach einer Bekanntschaft von fünfzehn Minuten ohne Hinzufügung des Wörtchens „Herr" anreden, sich mit den Schauspielern von dritten Theatern dutzen und Chemisetten von Shirting tragen. Soll ich ausführlicher reden, so kann ich sie nur als Vertreter der Groschenartikel in der Presse bezeichnen. Sie waren beschäftigt, einen „Thee" genannten Aufguß von heißem Wasser auf ein zweifelhaftes grünes Kraut, stark mit Rum zu vermischen, und verzehrten die kleinen Kuchen,

die ihnen der Leibeigene Johann auf einem riesigen Präsentirteller anbot.

Im Nebenzimmer war die eigentliche höhere Gesellschaft versammelt. Sie bestand aus einigen, theilweise des Tabakschnupfens dringend verdächtigen älteren Damen und einigen häßlichen jungen Mädchen, die wie weibliche Verschworene eines ästhetischen Geheimbundes aussahen. Diese hatten sich um einen alten berühmten Kritiker gruppirt, und suchten ihn für ihre unerlaubten Bestrebungen zu gewinnen. Adele, die Wirthin des Hauses, die talentvolle Frau, hatte sich in einer starken Stellung auf dem rechten Flügel des Sopha's festgesetzt, empfing die ankommenden Gäste und beherrschte das Gespräch.

Nachdem ich feierlich vorgestellt, mit Thee benetzt und in einer Fensterecke von einem schauderhaft nach Gemeinplätzen schmeckenden alten Herrn in ein festes Netz von Gespräch verwickelt worden war, gelang es mir, den Blaustrumpf des Hauses, zu dessen Verherrlichung der Festabend veranstaltet worden war, näher in Augenschein zu nehmen. Adelens Haare waren kurz unter der Scheere gehalten, wie bei großen dramatischen Künstlerinnen und den Personen, welche eine gelungene Cur im Irrenhause überstanden haben, und vorläufig geheilt entlassen worden sind. Sie trug ein weites seidenes Gewand, das offenbar einen ristoriartigen Zuschnitt hatte und à la Medea drapirt sein sollte. In Pausen von zwei bis drei Minuten hielt sie eine goldene oder vergoldete Lorgnette über ihre starke, krumme, von Studien abgehärmte Nase, und prüfte die Gesichter der Herren, namentlich das meinige, welches ihr noch räthselhaft zu sein und zu meiner großen Beruhigung nicht zu gefallen schien. Ihr kleiner und flinker Gemahl eilte unterdessen von einem zum andern, und betheuerte, daß ihm der heu-

tige Zustand seiner Gattin nicht gefallen könne und daß er unheimliche Ahnungen habe, ihr Nervenstand leide von der schwankenden Witterung. Er würde bedauern, wenn ihre Talente ihr den Dienst versagen sollten. Damit ergriff er mich beim Arm, lächelte den alten Herrn von den Gemeinplätzen an, und sagte, mich zu einem runden Tische ziehend: „Sie haben das Album meiner Frau noch nicht gesehen. O, sie ist Zeichnerin, malt Aquarellen und hat sich jetzt auf Porträts geworfen. Sie werden entzückt sein und gestehen, daß wir in der deutschen Malerei wenig Aehnliches besitzen!“ So wurde ich, wie Orestes in der Oper, vor den Altar geführt, ohne daß mir eine rettende Diana im Wolkenwagen erschien. Gemeinplatz drückte mich in einen Stuhl, in dem ich, gleich den Kesselerscheinungen im „Macbeth,“ bis hoch an die Brust steckte, und erklärte mir die Ansichten, welche die talentvolle Adele auf ihren sommerlichen Badereisen als Carricatur der Natur massenhaft angefertigt hatte. Darauf folgten Porträts vornehmer und berühmter Männer, die nach Angabe sämmtlich der Künstlerin persönlich gesessen hatten, da nach den Berichten des Gemahls alle Celebritäten, Alexander von Humboldt an der Spitze, täglich bei ihnen aus- und eingingen. Unschwer erkannte ich jedoch darin schnöde Copien von Photographien, welche für wenige Groschen an allen Ecken von Hauptstraßen ausgestellt werden.

Inzwischen hatte sich auch etwas Unterpresse um uns versammelt, und die widerwärtigsten Lobeserhebungen verursachten mir einen wahrhaften Schwindel. Da ließen sich heisere Töne vernehmen. Sie kamen aus einem Pianoforte, das in seiner Jugend glücklichere Tage gesehen haben mochte. Das reiche Exterieur verrieth, daß es aus dem Salon eines Diplomaten stammte, und nach langen Diensten nur auf dem Wege

der Auction von seiner Höhe in diese kunstgebildete Familie gesunken sein konnte. Sein Odem war schwach, und alle Saiten vibrirten angstvoll mit, als ein junger Pianist mit kraftvollen Fäusten die Einleitung zu Schuberts „Erlkönig“ zu schlagen anhub. Adele stand hinter ihm, verdrehte die Augen und trug die erbauliche Geschichte jenes Kindes vor, das Goethe gewiß lieber an den Zähnen hätte sterben lassen, wäre ihm prophezeiht worden, welchen entsetzlichen Mißbrauch Dilettanten mit seinen Versen treiben würden. Die unerhörte Katastrophe sollte leider nicht so glimpflich vorübergehen, um mit dem erwarteten allgemeinen Beifall zu schließen. Schon als Erlkönigs Töchter am dunkeln Ort auftraten, hatte ich bemerkt, daß ein kleiner Knabe, der den unverkennbaren Stempel der Ungezogenheit im Gesichte trug, und wie sich bald ergab, Alfred, der Erstling des flinken Herrn und der talentvollen Adele war, an den gestutzten Frackschwänzen Johanns, trotz des Widerstrebens dieses beklagenswerthen Leibeigenen, sich in's Zimmer schleifen ließ, und darüber hermachte, die halbgeleerten Theetassen auszutrinken, und die noch vorhandenen Kuchen zu verzehren. Ich kann mich nicht davon freisprechen, mich mit ihm auf einen telegraphischen Blickfuß gesetzt, und durch ermunternde Winke viel zu seiner Uebertretung verständiger pädagogischer Gesetze beigetragen zu haben. Der liebe Knabe hatte sich, an meinen lächelnden Augen hangend, so süß in seine räuberische Arbeit vertieft, daß er gar nicht auf die Umgebung achtete. Da erfolgte der Schluß des Gedichtes. Adele, die talentvolle Mutter, stieß mit bangem Aechzen die ergreifenden Worte aus: „In seinen Armen das Kind war todt!“ Der Junge aber, der bei seinem schlechten Gewissen diese Wendung für eine an ihn persönlich gerichtete Mahnung zu halten schien, fuhr so heftig

zusammen, daß er die Tasse des Hausherrn, welche als Reserve unter dem anderen Theegeschirr Dienste leistete, mit großem Geräusch zu Boden warf. Ich wage nicht, die entstehende Verwirrung zu schildern, nicht die krampfhafte Aufregung der um einen rasenden Applaus getäuschten Mutter, nicht die tiefe Indignation des Herrn von den Gemeinplätzen, nicht die Entrüstung der ästhetischen Geheimbündlerinnen, nicht den sittlichen Unwillen der Unterpresse über die Zerstörung des dichterischen und musikalischen Effects; ich berichte einfach, daß Alfred von seinem flinken Vater ergriffen, durch einen Schlag von elektrischer Heftigkeit auf einen an Rundung und Fülle seinem Antlitz ähnlichen Körpertheil betäubt, und sammt den von Johann aufgelesenen Ruinen der Hausherrntasse hinausgeschleudert wurde, um draußen von unbekannten Küchenmächten gewaltsam und vorzeitig zu Bette gebracht zu werden. Zwar folgte nun noch eine Reihe von Liedern und Balladen diverser Componisten, allein der Friede des Abends war gestört. Die Melodien Mendelssohn's und Schumann's, sogar eine zukunftsmusikalische Phantasie des jungen Clavierschlägers trugen nicht zur Verbesserung der gebrochenen Stimmung bei, und die Illusionen der Gesellschaft litten unter den für mich wahrhaft ergötzlichen Lamentationen des Knaben Alfred, der nicht so weit von dem Schauplatze unserer Lustbarkeit auf der Folter seines Bettes lag, um nicht deutlich als ein Mißvergnügter über die getroffenen Regierungsmaßregeln verstanden zu werden.

Obgleich sich bei der vorgerückten Abendstunde in der Gesellschaft ein poetischer Drang nach Abendbrod kund gab, wurde doch nichts Erfrischendes umhergereicht, sondern der berühmte Kritiker setzte sich mitten in das Zimmer an einen aufgeklappten Spieltisch, und las uns die schönsten Stellen aus einem Trauerspiele

der Wirthin vor, das unter seiner rathgeberischen Hilfe zu Stande gebracht worden war. Da dem alten Herrn durch die Jahre und manchen harten Bissen die Zähne abhanden gekommen waren, erhielt die Poesie eine gewisse wehmüthig schmatzende Klangfarbe, welche sich vortrefflich an die düsteren Ereignisse des Drama's schmiegte. So viel ich davon begriff, war der Held desselben ein morgenländischer König, der viel Sinn für die einfachen Schönheiten der Natur besaß und dem Frühlinge in Trochäen huldigte, zugleich aber die Schwäche nicht überwinden konnte, seine nächsten Angehörigen ohne ausreichenden Grund um einen oder mehrere Köpfe zu verkürzen.

Nachdem sowohl der Vorleser, als auch die begabte Dichterin mit Lobsprüchen überhäuft worden waren, und die anwesenden Mitglieder der Unterpresse emphatisch betheuert hatten, daß sie Alles daran setzen würden, das unvergleichliche Stück auf die Hofbühne zu bringen, auch eine junge, vor Bewegung von einem Lach- und Weinkrampf befallene Schöne wieder hergestellt worden, ließ sich im Nebengemach ein erfreuliches Geklirr von Tellern, Messern und Gabeln vernehmen. Der Hausherr nahm dem Kritiker das kostbare Manuscript aus den Händen, umarmte ihn in heißem Dankgefühl, und ersuchte die Gesellschaft, mit einem kalten Imbiß und einem Gläschen Punsch vorlieb zu nehmen. Johann, der unglückliche Haussclave, erschien nun mit einem jener italienischen Salate, welche besser Polarsalate heißen könnten, und die Versammlung arbeitete sich mit einer fabelhaften Ausdauer in diesen sauren und salzigen Bergrücken hinein. Dann folgte eine Reihe von Transparenten, welche kunstvoll aus Wurst, Schinken und Zunge geschnitten waren, und sich vortrefflich dazu eigneten, durch ein Hydro-Oxygengas-Mikroskop zur Belehrung des Publicums vergrößert

zu werden. Unterdessen besorgte das Ehepaar die schwierige Mischung des Punsches im Nebenzimmer. Der flinke Hausherr hatte ihn der Männer wegen stärker, Adele ihrer Damen halber schwächer und süßer gewünscht; das Resultat war folglich, daß er weder stark, noch süß schmeckte, und sich über dem Conflicte der Ansichten schmerzlich abgekühlt hatte. Nichtsdestoweniger trank der berühmte Kritiker, nachdem er die Gesundheit seines Schützlings ausgebracht, zwölf Gläser, ein Herr von der Unterpresse sogar eines mehr, welches letztere ihn so lyrisch anregte, daß er Chorgesang verlangte, und als man ihm diesen ausredete, eine alte stocktaube Tante zu einer Polka aufforderte. Längst hatte ich eingesehen, daß meine Stunden der Betheiligung an diesem Festabende gezählt seien; ich erheuchelte deshalb eine warme Freundschaft für das vom Punschgenuß überwältigte publicistische Talent, empfahl mich heimlich dem gastlichen Paare, belohnte die treuen Dienste Johanns baar, und entfernte mich mit dem Sündenbock der Citrone und des Arracks ganz im Stillen. Welch eine Fülle von Heimtücke steckt in uns modernen Menschen, wenn wir nicht nach der Regel zu Nacht gespeist haben! Ich übergab meinen Schützling gewissenlos einer Droschke und verfügte mich in tiefsinnigen Betrachtungen über die angenehmen Formen der Geselligkeit zu einem Restaurant, der mich schon oft in ähnlichen Fällen schadlos gehalten hatte.

Pianisten.

1. Der Letzte der Mohikaner.

Wenn ich in den, allen Schulknaben so theuren Nachmittagsstunden des Mittwochs und Sonnabends, alten jugendlichen Gewohnheiten nachgebe, und durch die Straßen schlendere, tauchen unwillkührlich in mir die Erinnerungen an den berühmten Roman Coopers auf, den ich in frühen glücklichen Jahren verschlungen habe, obgleich der Verfasser in der Vorrede ausdrücklich alle Personen, die noch nicht hinter den Ohren trocken sind, vor der Lectüre desselben warnt. Ich sehe den großen melancholischen Häuptling, der mir so viele Thränen gekostet, wieder vor mir, ich höre im Geiste seine poetischen Klagen über den Untergang seines Stammes, ich erhebe mit ihm die Hände zum großen Geiste der Rothhäute, denn noch giebt es mitten in der vielbelobten civilisirten Welt eine Klasse von Künstlern, die ein gleiches Schicksal mit jenem letzten Oberhaupte theilt, aber leider noch keinen Cooper gefunden hat.

Kurz vor zwei Uhr Nachmittags sieht man an jenen Tagen durch die Nebenstraßen Berlins alte Gentlemen schleichen, deren Schultern im Winter mit kurzen abgenutzten Mänteln bedeckt sind, unter deren Krägen sie eine Violine und Notenrolle zu verbergen suchen. Diese alten Gentlemen sind die „Mohikaner des Claviers," der letzte Ueberrest des ehemaligen Musikunterrichts, der jetzt in jüngere, elegantere und fertigere Hände übergegangen ist. Mit Meister Mozarts Clavierschule in Vergessenheit gerathen, vertraut man ihnen gemeinhin nur noch das grüne, höchst ungehorsame, und meistens der Musik abholde Knaben-

alter an. Der Letzte der Mohikaner ertheilt seine Lectionen trotz der hohen Preise aller Lebensmittel, des Brennholzes und der Miethen, nach wie vor stundenweise für sechs gute Groschen, denn er ist es von grauen Zeiten her gewöhnt, gleich dem Geistlichen auf dem Lande, gewisse Naturallieferungen an Speise und Trank während der Unterrichtsstunden zu empfangen. Noch immer giebt es alte würdige Häuser und Burgen von Schlächtern, Brauern, Bäckern und Destillateuren, in denen der Mohikaner noch nicht von dem Pianismus der Gegenwart, oder gar der Zukunft, verdrängt worden ist, sondern ungehindert seine Musik der Vergangenheit macht und für ein großes Licht der Kunst gilt. Wenn er Vormittags in diese heiligen Freistätten der klassischen Kunst tritt, bringt ihm die talentvolle Schülerin, deren Hände nur ein wenig vom Wursthacken im Winter geröthet und aufgesprungen sind, ein stattliches, mit Fleischwaaren belegtes Butterbrod und eine Quantität jenes dem Bacchus junior geweihten Nektars, ohne den die eigentliche „Untermusik" nie bestehen kann. Erst wann die Begierde nach Speise und Trank gestillt ist, wird das Spinett aufgeklappt, und das unglückliche Instrument durch das gewaltsamste Kneipen zu Tönen gereizt.

Der Mohikaner spielt wohlgemerkt nicht selbst das Clavier. Er gehört jener Uebergangsperiode an, wo Clavierspielen noch nicht, wie heute, ähnlich dem Lesen, Schreiben und Rechnen, eine stehende Nothwendigkeit der Erziehung, sondern nur ein Vorrecht gewisser begabter und auserlesener Personen war. Damals zeigten sich die ersten Spuren der heute die ganze Welt verheerenden Pianoepidemie, und es fehlte an Lehrern für die an allen Orten auftauchenden Schüler. So kam es, daß Personen, die auf Streich- und Blaseinstrumenten stark beschlagen waren, mit Geist und

Kühnheit sich des Clavierunterrichtes bemächtigten. Namentlich faßten die Herren von der Geige ein edles Selbstvertrauen zu ihrer Lehrergabe, und noch am Ende der dreißiger Jahre waren sie im Stande, im Berliner Privatunterrichte den jüngeren kunstgebildeten Pianisten eine hartnäckige und erfolgreiche Opposition zu machen. Gegenwärtig sind sie zu Mohikanern herabgesunken und spielen in der Kunst des Clavierspieles nur noch die Rolle von seltenen Petrefacten.

Nicht ein loses Spiel des Scherzes veranlaßt uns, diese unterste Klasse der Clavierlehrer mit jenen poetischen Indianern auf eine Stufe zu stellen. Die Eigenthümlichkeit ihrer Sitten berechtigt uns in der That dazu. Sie führen ein unruhiges Leben und bewegen sich bis spät in die Nacht im Freien, theils auf Stundenmärschen, theils auf Wanderungen nach entfernten Bierhäusern, sie leben aus der Hand in den Mund von der Beute, die sie in den Familien machen, sie halten mit eiserner Beharrlichkeit an den alten Gesängen und Melodien ihrer Väter fest, ja die Mohikaner des Claviers sind kein sanfter, friedlicher Stamm; diese erwähnten Häuptlinge schlagen und zerren ihre Zöglinge oder Kunstgefangenen so arg an den Haaren, daß man ihr Verfahren fast „Skalpiren" nennen kann. Sie sind deshalb in Pensionen und Privathäusern als Lehrer kleiner unlustiger, aber talentvoller Knaben, die zu „Lisztén" bestimmt sind, ungemein beliebt, obwohl man ihnen nur den Elementarunterricht anzuvertrauen pflegt. Die heutige frivole Welt, der die Kunst mit Bitten und galanten Complimenten eingeschmeichelt wird, wird uns zwar keinen Glauben schenken, allein wir wissen, was wir sagen, wenn wir behaupten, daß es noch heute Orte giebt, wo erst die mitgebrachte Violine dem Clavierlehrer das gehörige Ansehen ver-

leiht, und man dem geschwungenen Bogen, besonders wenn er sich zuweilen etwas gewaltsam auf Köpfe und Knöchel senkt, eine ganz besondere magische Kraft zutraut.

Der Mohikaner erniedrigt sich niemals, seine Schüler mit „Sie“ anzureden, er dutzt sie ohne Unterschied des Standes der Eltern, des Geschlechts und des Alters der Zöglinge, ja in Momenten bedeutender sittlicher und künstlerischer Aufregung steigert er sich selbst bis zu der Redeweise des alten Fritzen, und sagt zu den Kindern z. B. „Warum greift Er in Gdur nicht Fis?“ „Warum setzt Sie nicht auf F den Daumen?“ Leider gestattet ein Unterricht, der einzelnen Individuen ertheilt wird, dem Lehrer nicht, den Schuldigen und Faulen an die Thür zu stellen, sonst würde der Mohikaner sehr oft zu diesem äußersten, ihm die nothwendige Nachmittagsruhe gönnenden Mittel seine Zuflucht nehmen. Wir dürfen nämlich, so sehr wir die seltenen Meister dieser Schule schätzen, nicht verschweigen, daß sie noch dem einst berüchtigten, jetzt ganz aus der Mode gekommenen Laster ergeben sind, während der Lectionen zu schlafen. Wenn im Sommer an einem heißen Nachmittage durch das geöffnete Fenster aus dem schattigen Hofe des Hauses ein süßes Lüftchen flüstert, und die bezaubernde Melodie: „An Alexis send' ich dich,“ oder „Von der Alpe tönt das Horn,“ dem Clavier von den Händen des Scholaren entlockt wird, nimmt der Mohikaner zunächst eine Prise nach der andern, um den zudringlichen Bruder des Todes abzuwehren, endlich neigt er, besiegt von der Mittagsmahlzeit, der Wärme und der Macht der Töne, das tapfre Haupt auf die Brust, und begleitet auf dem Alphorn seiner Tabacksnase die unsterbliche Melodie des edlen Proch. Es ist wirklich ein lieber Zug des Herzens unserer heutigen Jugend, daß kein Schüler, so muthwillig er

sein mag, seinen Mohikaner aufzuwecken wagt, sondern ihn geduldig bis zur Kaffeestunde schlummern läßt, und sich die edle Zeit höchstens durch den leisen Fang der Stubenfliege vom Halse schafft.

Der Mohikaner ist im Allgemeinen kein Freund vom Ueberschreiben des Fingersatzes, da er in peinlicheren Fällen seiner Sache nicht ganz gewiß ist, dafür ist er in allen Tactangelegenheiten äußerster Rigorist und „tritt die Kunst fortwährend mit Füßen.“ Von der heutigen leidigen Toleranz gegen Schüler, die nicht geübt haben, weiß sein wildes ungebändigtes Gemüth nichts; einem Lehrling gegenüber, der sein Pensum nicht ordentlich einstudirt hat, artet er sofort in Thätlichkeiten aus. Seine liebenswürdigsten Seiten entfaltet der Mohikaner bei Geburtstagen von Schulvorstehern und Eltern. Für solche feierliche Gelegenheiten studirt er mit bewundernswürdiger Beharrlichkeit den Schülern Duo's für Clavier und Violine ein, welche letztere natürlich kein Anderer, als er selber spielt. Bei den nothwendigen zahlreichen Vorstudien zu diesen Aufführungen befleißigt er sich auch aus nahe liegenden Gründen einer ungemeinen Sanftmuth gegen seinen jungen Clavierpartner, so daß die Stunden vor dergleichen Geburtstagen fast den lieblichsten Versöhnungsfesten ähnlich sehen.

Unser Mann bildet aber gewissermaßen schon den Uebergang aus der Disciplin des Lehrerstandes in andere Fächer. Wie die Wilden in Nordamerika handelt er gleichfalls mit seiner Jagdbeute. Er kauft und verkauft alte Claviere, besucht alle Auctionen nachgelassener Musikalien und verschafft sich fast umsonst eine Menge Noten, die er an seine Schüler mit einem guten Gewinn absetzt; er stimmt und bessert sogar Claviere aus. Auch gehört er natürlich zu einer geheimen Brüderschaft, welche sich aus Ständen recrutirt, von

denen man es kaum glauben sollte. Es giebt in Berlin eine Menge Orchester, welche in öffentlichen Localen, wo nach zehn Uhr Abends das emanzipirte „Geschlecht“ sich zum Tanze einfindet, aufspielen; in solchen Capellen streicht der Mohikaner die erste Violine. Man wird ihn hingegen nie in den vorhergehenden Concerten dirigiren oder mitwirken sehen; er betheiligt sich stets nur incognito, denn so sicher er als Tanzorchestermitglied ist, seine achtbaren Kunden nicht unter dem liederlichen Publicum zu finden, so besorgt ist er, mit ihnen in den Concerten, welche auch von soliden, bürgerlichen Personen besucht werden, gelegentlich zusammenzutreffen.

Seit die Reisewuth durch die Vollendung aller deutschen Eisenbahnen so weit um sich gegriffen hat, daß selbst die kleinen Schulkinder im Sommer nach Kösen, Schandau und Ruhla reisen, hat der Mohikaner während der beiden heißesten Monate Ferien, in welchen er von seinen Ersparnissen zehren müßte. Um als weiser Mann diesen Fall zu vermeiden, entschlägt er sich lieber seiner gewohnten Würde und geht an die Musikantenbörse an der neuen Königswache, neben dem Zeughause. Sobald Niemand mehr im Sommer ein Clavier miethet, es stimmen oder eine Lection darauf geben läßt, wird unser alter Freund durchaus ein Wilder, läßt sich für ein auf ländlichen Festen spielendes Orchester anwerben, und zieht mit seiner geliebten Amati frohen Herzens in die märkische Prairie hinaus. Wenn sich dann im October wieder seine getreuen Elementarschüler melden, pflegt sein ernstes, vom Sonnenschein gebräuntes und vom ländlichen Alkohol sanft geröthetes Antlitz die älteren Angehörigen in kein geringes Erstaunen zu versetzen; unser Mohikaner weiß dann viel von seinen „Landpartien,“ „Fischzügen“ und „Gartenpromenaden“ zu berichten, und die angenehmen Lügen mit pikanten

Anecdoten und Zügen aus dem Leben zu würzen. Werfen wir zum Schluß einen prüfenden Blick auf seine Gesundheit, so imponirt sie uns durch eine eiserne Dauerhaftigkeit. Seine zahlreichen heilgymnastischen Bewegungen mit Armen und Beinen, seine unausgesetzte Thätigkeit und Bewegung in freier Luft, endlich die magische Kraft der Töne auf das menschliche Gemüth, legen seinem Dasein zahlreiche Jahre zu und verlängern es bis zu jenem Ziele, wo der Patriarch Abraham noch Vater eines gesunden Sohnes ward.

---

2. Die Claviermamsell.

Ein armer Vater mit achthundert Thaler Gehalt, das ihm obenein durch den Abzug der Wittwenkasse geschmälert wird, beschließt regelmäßig, wenn der Himmel ihm neben zwei ungezogenen Jungen, noch zwei Exemplare des schönen Geschlechtes geschenkt hat, das minder begabte für das Gouvernantenfach, das hübschere und talentvollere für die „Kunst" zu erziehen. „Kunst" aber gilt in gewissen schlichten Berliner Kreisen für gleichbedeutend mit „Clavierschlag", „Clavierunterricht", und wie man sonst alle die Manipulationen nennt, welche mit dem vervollkommneten Hackebrett des neunzehnten Jahrhunderts vorgenommen werden. Jenem finanziell so schlimm gestellten Vater würde man jedoch Unrecht thun, fügte man nicht hinzu, daß ihm zwar etwas verworrene, aber rosig gefärbte Bilder vorschweben von einer Frau Clara Schumann, einer Madame Pleyel, eines Fräulein Wilhelmine Clauß, deren Claviertbaten er sich im Laufe der Jahre aus der Zeitung heraus-

rellstabirt und mit angeschwollenen Geldbeuteln und Lorbeerkränzen in Verbindung gebracht hat.

In der Welt geht es leider zu wie in einem Bienenstock. Unter dem auskriechenden Gewürm gestaltet sich das wenigste zu herrschenden Königinnen und genießenden nichtsthuerischen Drohnen; die ungeheure Majorität wird zu armen Arbeitsbienen geboren und so kommen die meisten talentvollen Töchter auch nur als Claviermamsellen auf. Nachdem das junge Mädchen eine Reihe von Jahren hindurch die klassische und frivole Clavierliteratur durchgearbeitet hat, wird sie durch irgend einen Zufall in das Geheimniß eingeweiht, daß ihre ganze Spielart mangelhaft und es durchaus nothwendig sei, den Unterricht eines Matadors zu frequentiren, wenn sie in der Kunst und Lebenspraxis fortkommen soll. Ernste Familienberathungen finden statt, das blasse Gesicht des Vaters verlängert sich immer mehr, endlich wird eine jener Reliquien, ein lange aufbewahrter Pfandbrief, auf der Schlachtbank eines Wechselgeschäftes geopfert und das hoffnungsvolle Wesen in die Lehre eines Oberpianisten gethan. Dieser begreift sofort, wohinaus das Ganze soll, er studirt dem Mädchen ein Dutzend glänzender Salon- und Concertstücke ein, und raucht dabei — natürlich findet ein solcher Unterricht nur in seiner Wohnung statt — gemüthlich seine gewohnte Upmann. Durch diesen Lehrprozeß wird sie seine „Schülerin" und gelangt dazu, in einem Concert, oder auch nur in einer Barmherzigkeitsmatinée, öffentlich aufzutreten. Sie spielt so gut als es gehen will, eine schwere Fantasie von Liszt, die halb mitleidigen, halb gelangweilten Zeitungsreferenten ertheilen ihr einige allgemeine Lobsprüche, der Vater schneidet alle diese kostbaren Zeugnisse des Talentes seiner Tochter aus den Journalen, klebt sie auf feines Postpapier und beginnt damit ein Actenfascikel anzu-

legen, da er nicht anders glauben kann, als das Dasein seines Kindes werde fortan von papierenen Ruhmesblüthen beschattet und mit Friedrichsd'oren gepflastert sein. Auf diesen Anlauf der Virtuosität folgt aber ein sehr mageres Jahr der Prosa und Noth. Ein angestrebtes Concert kommt den ungeheuersten Anstrengungen zum Trotz nicht zu Stande, die Virtuosität der Spielerin ist nicht so hervorragend, daß sie über das Niveau der heute so hochgesteigerten Ansprüche hinausragte, die Garderobe der Tochter kostet dem bedrängten Vater zu viel Geld, mit einem Worte, es muß etwas verdient werden. Wenn es nicht mit dem Concertiren gehen will, muß man zum Unterricht greifen und die Claviermamsell ist fertig.

Es giebt in allen großen Städten Pensionsanstalten für Töchter, die sich mit den ägyptischen Hühnerbrütanstalten vergleichen lassen. Sie ziehen nämlich die weiblichen Wesen des flachen Landes ebenso billig und fabrikmäßig groß. In einer dieser Pensionen unterrichtet die ältere Schwester unserer Virtuosin schon seit geraumer Zeit in allen jenen Wissenschaften, welche den Frauenzimmern späterhin eben so leicht wie ihre Stecknadeln abhanden kommen; es wird ihr mithin nicht schwer, die junge Meisterin im Lehrfach unterzubringen.

In einer Hinterstube, deren Fenster auf einen Hof hinausgehen, in dem ein Kupferschmied sein stark instrumentirtes Handwerk treibt, steht ein abgetriebenes Clavier, das eine glänzende Jugend mit Field und Dussek verlebt hat. Seitdem hat es ein wenig an Kräften verloren, seine Drahthaare sind ausgefallen, mehrere Claves sind hohl geworden und die Stimme hat vor Alter etwas Schwaches und Heiseres angenommen; nichts destoweniger schenkt man ihm nicht den Frieden, nach dem es sich mit Schmerzen sehnt.

Gleich einem Droschkenpferde muß es täglich seine Pflicht thun und wie ein am Faden hängender Maikäfer wird es unaufhörlich von Kinderhänden gequält. Auf dieser Lyra wird aller Clavierunterricht ertheilt und Abends — geübt; nur des Nachts gönnt man ihr einige wenige Ruhestunden. Die Claviermamsell erhält von jetzt an die musikalische Oberaufsicht über die ganze Töchterplantage und für jede Unterrichtsstunde das glänzende Honorar von fünf Silbergroschen. Alle Kunst geht ja nach Brod und die beliebteste gangbarste Sorte desselben ist ja in Berlin das große Fünfsilbergroschenbrod. Denke sich Niemand diesen Unterricht erträglich oder gar leicht; er ist eine Art moralischer Lattenstrafe und die Musik wartet noch immer auf einen menschenfreundlichen Monarchen, der sie, wie die wirklichen Latten beim Militair, für immer abschafft. Ueberlassen wir nun das arme Mädchen ihrem Frohndienst und wenden wir uns zu einer anderen Gattung von Claviermamsell.

Alle modernen Staaten besitzen eigene Strafanstalten und setzen an die Spitze derselben besondere, mit Sorgfalt ausgesuchte Individuen, denen ein Ueberfluß von Sentimentalität und Herzensgüte nicht nachgesagt werden kann. Etwas Aehnliches existirt in der Musik. Bekanntlich gilt diese merkwürdige Kunst in den Augen und Ohren der Jugend nicht für eine so anmuthige herzerhebende Unterhaltung, als welche sie in späteren Lebensaltern auftritt. Aller Anfang ist schwer und namentlich der Anfang des guten Willens zur Erlernung des Pianofortespieles. Wie oft mußte die Bekanntschaft mit den Tonleitern und Tonarten durch Ruthe und Kantschu vermittelt werden, und bei wie vielen neueren Virtuosen rühmt man nicht unbewußt die Gewissenhaftigkeit ihrer ersten künstlerischen Erziehung, wenn man ihren Vortrag und ihren An-

schlag „ledern und hölzern“ nennt! Wo die Lust fehlt, da stellt zur rechten Zeit die ältere Claviermamsell sich ein. Sie wird von kleinen Knaben und Mädchen mehr gefürchtet, als der Stab Wehe in den Händen des Vaters, denn es ist eine Thatsache, welche bisher den Zoologen entgangen ist, daß bejahrtere unverheirathete Frauenzimmer einen Grad von Gemüthsschärfe annehmen können, welche von der Chemie durch ihre Reagentien abgeschieden und rein dargestellt, die arsenige Säure und den ätzenden Sublimat übertreffen würde. Eine Claviermamsell dieses Schlages läßt sich gegen faule kleine Schüler und Schülerinnen keineswegs zu so heftigen Aufwallungen hinreißen, wie vielleicht eine pianofortekundige Mannsperson, sie ist dazu viel zu sehr Diplomatin und könnte einen vollständigen Clavier-Macchiavell schreiben. Sie erringt Alles, was sie beabsichtigt, durch feine teuflische Künste. Ihre bittergallige Beobachtung der Menschen lehrt sie, daß selbst die strengsten Eltern ihre Kinder nur mit geheimem Widerwillen von Fremden knuffen sehen; sie knufft deshalb principiell nicht, aber sie läßt laut zählen, zählen bis den Kindern das warme Wasser aus den Augen auf die Tasten läuft und aus Galoppwalzern wahre Elegien und Trauermärsche werden. Auch kennt sie eine geheime Art, falschen Fingersatz thätlich zu corrigiren, der mit „Kneifen“ eine geheime Verwandtschaft hat, aber viel schmerzhafter ist. Sie weiß ferner den zum Ueberschreiben der Zahlen bestimmten Bleistift auf eine Weise zu gebrauchen, welche den Kindern wahres Entsetzen einflößt, indem sie ihn, wie ein Folterknecht in die empfindlichsten Stellen der Hände kunstvoll einzubohren versteht. Das sehr verzeihliche Gefühl von Entsetzen, welches sie den Kindern einzuflößen pflegt, wird durch eine große runde Schnupftabaksdose noch erhöht; kurz, man kann sagen, daß ein Wesen, dessen

Geschmack für die Musik durch eine solche Claviermamsell gebildet worden ist, bis an sein Ende eine entschiedene Vorliebe für alle anderen Künste bewahrt.

Eine besondere Species dieser Gattung wird durch die Componistinnen gebildet. Wir sind weit entfernt dem schönen Geschlechte etwas Unartiges sagen zu wollen, aber den Ruhm, den es in der Dichtkunst, in der Malerei und Virtuosität mit Fug und Recht erworben hat, konnte es bis jetzt schlechterdings nicht mit Feder und Dinte zwischen den fünf Linien erringen. Die Literaturgeschichte der Musik kennt keine Georges Sand, keine Staël, keine Fanny Lewald, keine Angelica Kauffmann und keine Currer Bell; die schreibenden Claviermamsellen Berlins werden also wohl auf die Lorbeern Beethovens und Mozarts verzichten müssen, so hartnäckig sie auch ihre Arbeiten von unglücklichen Schülerinnen spielen lassen. Sehr bemerkenswerth an ihnen ist, daß der Grad ihrer Schreibelust durch den ihrer angeborenen, immer sehr bedeutenden Häßlichkeit bestimmt wird, und daß sie einen Hang zu platonischer Leidenschaft für lebende junge Tonsetzer und Virtuosen besitzen, die jedoch stets nur halb so alt, als sie selber sein dürfen. Ueberhaupt kann nicht geleugnet werden, daß die Musik die geheime Kraft äußert, den Menschen, also auch seine zartere Hälfte, dreister zu machen.

Dem starken Claviergeschlecht würde nicht Gerechtigkeit widerfahren, verschwiegen wir, von welchem Hasse es gegen die armen Claviermamsellen beseelt wird. Die Abneigung der Damenschneider gegen die Schneidermamsellen und der Friseure gegen die Frisirmamsellen ist ohne alle Frage weit geringer. Man beschuldigt sie, die Preise zu verderben und den Clavierunterricht für ein Honorar zu liefern, bei dem ein, ächtes bairisches Bier trinkendes und alle Abende Beefsteak essendes

Exemplar von Musikanten nicht bestehen könne. Man beschuldigt sie ferner, und diese Schändlichkeit wäre im begründeten Falle freilich unerhört, ihre Stunden wirklich als sechzig Minuten lang zu geben, und der leidenden Menschheit so den alten Glauben zu nehmen, daß ein Pianist zum Unterricht lieber etwas später kommen dürfe, um dafür etwas früher fortgehen zu können. Auch behaupten gewisse ältere und kaum glaubliche Pianisten, Männer sonderbaren genialischen Styles, von denen wir gelegentlich, als dem eigentlichen Grundbasse des Berliner Clavierunterrichtes, sprechen werden, daß die Claviermamsellen während der Stunden nie schliefen, und auf diese Weise der Kunst jene ruhige Würde raubten, ohne welche sie zu Grunde gehen müsse, denn da die Wunder der Musik wesentlich in einer beruhigenden, zum süßen Schlummer einladenden Eigenschaft beruhten, sei es das höchste Lob eines Schülers und mithin auch seines Meisters, ihn durch sein Spiel tief in Schlaf gelullt zu haben.

Wie dem aber auch sein möge, welche schweren Anklagen, Neid und Mißgunst gegen die Claviermamsellen erheben; sie vermehren sich fortwährend und werden nicht eher abnehmen, als bis hienieden mehr geheirathet, und die weibliche Handarbeit nicht so schlecht bezahlt wird.

Wenn in einem Geschlechte früher eine Tochter nicht standesgemäß ausgestattet werden konnte, wurde sie Nonne und ging in ein Kloster; ein heutiger Hamlet könnte einer Ophelia nur den Rath geben: „Geh' an's Clavier — werde Claviermamsell!“

Der Dilettant des Magnetismus.

Der thierische Magnetismus hat von jeher unter den Personen, welche keinem besonders anstrengenden und regelmäßigen Geschäftstriebe unterworfen sind, einen großen Anhang besessen. Je weniger die Aerzte von ihm wissen wollten, desto lebhafter ergriffen ihn die Laien, und noch heute giebt es „wilde Aeskulape", deren Vorzimmer von Hülfesuchenden nicht leer wird, die aber niemals der Fakultät einen Heller Promotionsgebühren bezahlt haben. Fern sei es jedoch von uns, sowohl diesen ehrlichen Heilkünstlern ihr einträgliches Handwerk zu verkümmern, als auch ihren Anhängern den festen Glauben an seine mysteriöse Kraft zu rauben; wir beabsichtigen nur eine Episode aus der Universalgeschichte des Berliner Magnetismus zu erzählen.

Ein bekannter hiesiger Tänzer von Ansehen in seinem Fach, genießt in dem Kreise seiner Freunde keinen geringen Ruf als Magnetiseur. Zwar macht er davon nicht den mindesten Gebrauch zu Heilzwecken, allein die wunderlichen Erscheinungen dieser seltsamen Naturkraft beschäftigen seine sonst wenig in Anspruch genommene Einbildungskraft, und er nebst Verwandten und Bekannten betrachten die Sache als eine nicht kostspielige, aber doch anständige Unterhaltung. Es fehlte ihm nicht an Schülern, die sich von ihm in dem geheimnißvollen Verfahren der Auf- und Abstriche unterweisen ließen, vor allen jedoch war ein junger Schauspieler, der bereits seit geraumer Zeit wieder die hiesige Bühne verlassen hat, der Eifrigste. Niemals fehlte er bei den „wissenschaftlichen Versuchen" seines Meisters und oft erschöpften ihn seine eigenen Anstrengungen

geistig so sehr, daß er die ganze Rolle nur der Güte und dem Pflichteifer des Souffleurs verdankte. Möglicher Weise kann er sogar die ihm inne wohnende magnetische Kraft so weit geschwächt haben, daß der mangelnde Beifall des Publikums daraus erklärt werden darf, denn niemals bestand zwischen ihm und den Zuschauern der mindeste Rapport, und wenn oft ein Theil derselben über seinem Spiele und Gerede einschlief, so ist doch selbst ihm nicht eingefallen, diese starke Wirkung magnetischen Ursachen und Ausstrahlungen beizumessen.

Herr Schwarz, wie wir ihn pseudonym nennen wollen, magnetisirte ohne Unterschied, mit und ohne Erfolg, was ihm vor die Klinge kam. Er bewegte Schneidermamsellen und Friseusen durch Artigkeiten und kleine Geschenke, Theaterarbeiter und Soldaten durch Trinkgelder und Schnäpse, seine Versuche zu unterstützen und jeder nach einer Tasche voll Obst lüsterne Schuljunge konnte seinen Appetit durch einigen magnetischen Schlaf befriedigen. Die genannten magnetischen Studien wurden stets in der Wohnung eines alten pensionirten Collegen angestellt, der mit seiner tauben Ehefrau den mißrathenen jungen Künstler, wie den eigenen Sohn liebte, und allen Narrheiten bereitwillig Vorschub leistete. Die Bestrebungen des Herrn Schwarz hatten indessen noch nicht das allen wahren Magnetiseuren vorschwebende höchste Ziel erreicht. Die Opfer waren zwar immer nach einiger Zeit eingeschlafen, allein nie war es ihm gelungen, sie in den Zustand des eigentlichen höheren Somnambulismus zu versetzen. Den Vorzug dieser Fähigkeit mußte er seinem Lehrer und Meister, dem Tänzer überlassen, doch wurde es Herrn Schwarz sehr schwer, sich in diese magnetische Zurücksetzung zu fügen, und er schrieb den man-

gelnden Erfolg nur der ungenügenden Beschaffenheit seiner Modelle zu.

Natürlich ließ er nichts unversucht, ein geeignetes Individuum aufzutreiben, allein die Genie's des magnetischen Zustandes sind eben so selten, wie die der wachenden Gesellschaft und die schmerzliche Sehnsucht des Herrn Schwarz blieb unbefriedigt.

Unter den Vertrauten des alten Ehepaars befand sich auch ein junges Mädchen, die Tochter einer reichen Destillateurswittwe, die bei der Neigung der Jugend für alles Geheimnißvolle schon wiederholt den Wunsch geäußert hatte, sich einmal von Herrn Schwarz magnetisiren zu lassen. Das Verlangen des Fräulein Amalie Schultze war nicht leicht zu erfüllen. Zunächst durfte ihre Frau Mutter nichts davon erfahren, denn schon bei der ersten leisesten Erwähnung dieser Kraft, welche den Menschen in einen tiefen Schlaf zu versenken im Stande sei, war sie in eine Aufregung gerathen, die ihr kostbares Leben mit einem Schlaganfall bedrohte. Offenbar erblickte sie nur in den Präparaten ihrer Destillation das einzige, menschlich, gesetzlich und wissenschaftlich erlaubte Mittel, einen solchen Zweck zu erreichen, und hielt den Magnetismus so gut, wie das Opium und die bairischen Bierbrauereien für die gefährlichsten Concurrenten. Amalie wurde, sobald sie das unglückliche Wort hatte fallen gelassen, auf das strengste überwacht und ihr der Besuch des alten philomagnetischen Ehepaares ganz untersagt. Aller Despotismus erzeugt Ungehorsam und Auffässigkeit. Amalie besuchte nach wie vor das Haus der Proscribirten ihrer Mutter. Die längsten Tage des Jahres waren vor Kurzem verflossen und eine zum Eierkochen und Kuchenbacken geeignete Hitze erfüllte die Atmosphäre, als die Tochter des Destillationsgeschäftes einst Nachmittags bei ihren Freunden erschien. Das Ehepaar

saß mit Herrn Schwarz auf einem riesigen Schlafsopha. Ein unnatürlich heißer Kaffee und ein natürlich magnetisches Gespräch diente zur Unterhaltung. Eben sehnte sich das Dreiblatt nach Aufschlüssen aus dem Jenseits, als die Thür sich öffnete und Amalie eintrat. Polyphem warf keinen graziöseren Blick auf Odysseus und seine Gefährten, selbst der Mädchenschlächter Bichel aus dem neuen Pitaval lächelte nicht freundlicher, wenn eines seiner Schlachtopfer anklopfte, als Schwarz bei der Ankunft Amalien's.

„Willkommen, mein Fräulein! tausend Mal willkommen! eben war die Rede von Ihnen und Ihrem Wunsche, sich einmal magnetisiren zu lassen!“ hub der Verführer mit verlockender Stimme an.

„Ach nein! ach nein! die Mama ist gar zu streng!“ lispelte die junge Dame nach der Art Gretchen's in Martha's Garten.

„Malchen, Du hast nicht nöthig, Dich zu fürchten, die Mama sieht es nicht, und bin ich nicht bei Dir?“ sagte mit Majestät die würdige Freundin.

„Sind wir nicht bei Ihnen? Sie brauchen sich gar nicht zu geniren!“ setzte der Chef der Wohnung mit ruhiger Zuversicht hinzu.

Amalie wurde bald blaß, bald wieder roth, wie es ihr kräftiges, an eine Päonie erinnerndes Aussehen mit sich brachte. Sie kämpfte mit sich, obgleich sie, allein von magnetischen Wünschen getrieben, gekommen war.

„Nein, nein, ich habe zu wenig Zeit, ich bin nur fortgegangen, um einige Zuthaten zu Tapisseriearbeiten einzukaufen — um sechs Uhr muß ich wieder zu Hause sein.“

Dieser nichtige Vorwand sah eher wie eine Herausforderung aus, und der junge Künstler benutzte ihn sofort zu seinem Vortheil. Er belehrte die Novize,

daß von vier bis sechs Uhr Zeit genug sei, um nicht nur alle Stadien des Magnetismus durchzumachen, sondern auch im Geiste durch alle sieben Himmel zu fliegen, was der Religionsstifter Muhammed bewiesen, der offenbar in einem magnetischen Anfall diese Reise gemacht, und dabei ein gewisses Geräth umgeworfen, dasselbe aber noch nicht ganz ausgelaufen, wieder gefunden habe, als er wohlbehalten zurückgekehrt sei. Wir wissen nicht, ob die eigene Neugierde und die Ueberredung des alten Ehepaars, oder das Beispiel eines so berühmten Mannes Amalien besiegt haben, genug, sie setzte sich in die Ecke des Schlafsopha's und ergab sich den Manipulationen des Magnetiseurs. Herr Schwarz hatte noch nicht die gewöhnlich nothwendige Anzahl von Strichen in der Luft gemacht, als sich bereits ein äußerst gesunder Schlaf einstellte, zu dessen Hauptsymptome ein kräftiges sonores Schnarchen gehörte. Das wohlgenährte junge Wesen schien sich an dem magnetischen Fluidum nach einer reichlichen Mittagsmahlzeit wahrhaft zu erquicken, und versetzte den dramatischen Künstler in einen ungemeinen Enthusiasmus.

„Wir werden sie bis zum Hellsehen bringen. Diesmal bin ich gewiß, daß wir den Zustand erreichen. Bemerken Sie diesen Schlaf!“ sagte er mit dem Tone der höchsten Selbstzufriedenheit.

Nach einer starken Viertelstunde hörte das Schnarchen auf und die Schöne verfiel in einen ruhigen, minder physisch kräftigen Schlaf, der als günstiges Vorzeichen betrachtet wurde.

„Herr Schwarz, wollen Sie nicht jetzt den Versuch machen und ihr etwas Geschriebenes auf den Magen legen?“ fragte die neugierige Alte, ihr Gemahl aber brachte diensteifrig eine Vormittags angelangte, in der volksthümlichen Orthographie des

Königsreichs Sachsen geschriebene Schusterrechnung herbei, und der Magnetiseur legte sie auf die angegebene Stelle. Offenbar war das nöthige Stadium noch nicht eingetreten; die Magnetisirte schlief gelassen weiter und Herr Schwarz setzte unverdrossen seine Striche fort. Die Uhr auf dem Schreibsecretair schlug drei Viertel auf fünf, dann die volle Stunde; die weitere Entwicklung ließ noch immer auf sich warten. Amalie schlief mit einer beneidenswerthen Correctheit, aber auf die an sie gerichteten Fragen antwortete sie nicht, und ihr Magen beschäftigte sich nach wie vor so angelegentlich mit organischen Verpflichtungen, daß ihm für überirdische Schauungen nicht die geringste Muße blieb. Ueber den fortgesetzten Strichen zeigte die Uhr ein Viertel über fünf Uhr.

„Um Gotteswillen, lieber Herr Schwarz," sagte die Alte, die keinen geringen Respect vor Amalien's Mutter besaß, „wecken sie das Kind allmählig auf, ich bin des Todes, wenn sie zu spät nach Hause kommt und von der Mutter in's Gebet genommen wird; sie bekommt Ohrfeigen, ich kenne die Wirthschaft in dem Hause, die Alte hat sehr lose Hände."

Der schon unzufrieden gewordene Naturforscher wollte noch einige Einwendungen machen, allein die lebhaften Vorstellungen des Ehepaares flößten auch ihm Besorgnisse ein, und um halb sechs Uhr begann er verdrießlich die vorgeschriebenen Rückstriche, um Amalie zu erwecken. Doch o Schrecken! so wirksam der Anfang der Procedur gewesen war, so renitent zeigte sich gegenwärtig die Magnetisirte. Kein mit Hülfe von Morphin erzeugter Schlaf war so hartnäckig fest, als diese magnetische Nachmittagssiesta. Der geängstigte Künstler strich und strich; Amalie wachte nicht auf, sondern stieß sogar wieder Töne sanften Schnarchens aus.

„Wecken Sie sie doch auf, Herr Schwarz, in fünf Minuten schlägt es ja sechs!“ schrie die Alte so laut, daß jeder landesübliche gemeine Schlaf sofort hätte aufhören müssen.

„Sehen Sie denn nicht, daß ich mich ganz vergeblich anstrenge?“ antwortete der Unglückliche.

„Störe ihn nicht, liebe Frau, sonst raubt ihm die Angst den letzten Rest von Willen, sei still, wenn es irgend möglich ist,“ flehte der Alte.

Amalie schlief weiter. Der Magnetiseur strich weiter. Das Ehepaar stand, den Athem anhaltend, neben dem Sopha. Endlich setzte sich der magnetisch ausgebeutelte Künstler ganz blaß und erschöpft auf einen Stuhl und sagte: „Ich kann nicht mehr — ich weiß mir nicht mehr zu helfen — lassen Sie mich fort — ich will meinen Collegen den Tänzer holen, wenn der sie nicht aufweckt, schläft sie noch vier und zwanzig Stunden weiter.“

„Gerechter Gott, was wird daraus werden? aber ich bleibe mit ihr nicht allein, wer steht mir dafür, daß mir nicht etwas mit ihr zustößt,“ jammerte die Alte.

„So muß ihr Mann fort, aber auf der Stelle!“ rief der Magnetiseur.

Unterdessen ergriff die Alte hinter dem Rücken der beiden Männer Amalien und rüttelte sie aus Leibeskräften; Amalie schlief weiter.

„Geben Sie sich keine Mühe, Sie erreichen nichts, nur überlegene Kraft vermag diesen Schlummer aufzuheben,“ sagte der gute Schwarz mit einem schwermüthigen Blick auf die frischen rothen Backen der dicken Amalie und stülpte dann dem Alten den Hut über den Kopf, ihm die Wohnung des Tänzers in die Ohren schreiend.

Längst hatte es sechs und halb sieben geschlagen, ohne daß der Tänzer oder auch nur der Alte erschien. Seine Gemahlin ging verstört auf und ab, rang die Hände und seufzte: „das wird und kann kein gutes Ende nehmen!" Da rollte ein Wagen vor. „Mein Freund!" rief Schwarz. „Madame Schulze!" rief die Alte und ergriff den zur Flucht bereiten Künstler bei der Schulter.

Aus einem englischen Halbwagen stieg eine zweite Amalie, an Jahren und Enbonpoint mit drei multiplizirt. „Sie muß hier sein!" hörte man draußen im Baryton die Köchin anreden. Madame Schulze trat ein und schritt im festen Gange einer heiteren rationalistischen Weltanschauung auf das Schlafsopha los. „Wat is det? Malken wat is Dich? Wach uf!" Doch nein, fahren wir nicht in diesem unanständigen Dialekt fort, wie Madame Schulze auf Herrn Schwarz losfuhr. „Also Sie, elender Mensch, und richtig magnetisirt, warum wecken Sie sie nicht? na, die soll mir nach Hause kommen!"

Amalie wurde selbst durch die Stimme der Mutter nicht geweckt. Da fuhr noch ein Wagen vor; aus einer Droschke stieg der Tänzer mit dem Alten. „Jetzt wird sie erweckt werden," rief der kleinlaute Schwarz. „Was, auch noch Experimente mit meiner Tochter vor fremden Menschen —? da soll doch —?" Schwarz beeilte sich, ihren Irrthum zu zerstören, aber in diesem Augenblick vermochte die lebhafte Dame ihre Ungeduld nicht mehr zu zügeln, sie holte aus und versetzte Herrn Schwarz eine fürchterliche Maulschelle. Wer enträthselt die Geheimnisse des Magnetismus, was kein Streichen vermocht, brachten durch den Rapport diese Maulschellen hervor — Amalie erwachte und Herr Schwarz sank auf das Sopha. Der Tänzer und

Meister fand nur noch eine ihre Tochter heimfahrende, Rache schnaubende Mutter und einen — Dilettanten des Magnetismus.

Schwarz hat nie wieder magnetisirt. —

Die Leibrente.

Die modernen Philanthropen reiten unaufhörlich auf denselben Principien umher. Sclaverei, Gefängnißwesen, ewiger Frieden und Proletariat, so nennt sich ihr Viergespann; die kleinen, weniger brennenden Fragen der Menschheit entgehen jedoch ihren nur auf das Ganze gerichteten Blicken und warten auf den minutiöseren Beobachter.

In gemessenen Zwischenräumen bringen die Zeitungen mit sanfter Lockpfeife zierlich ausgestoßene Aufforderungen an alte Herren und Damen: „die entschlossen sein sollten, Leibrentiere zu werden," sich an gewisse Familien auf dem Lande zu wenden, welche im Büreau des Intelligenzcomtoir's oder der Vossischen Zeitung unter einer bestimmten Ziffer, und einem oder mehreren großen lateinischen Buchstaben, leicht zu erfragen sind. Früher freilich, als für alte thörichte Capitalisten männlichen und weiblichen Geschlechtes noch nicht durch so viele kleine deutsche Banken Gelegenheit gegeben worden war, ihr Geld zu verspekuliren, tauchten dergleichen Gesuche noch häufiger auf, allein selbst heute ist das Vertrauen in die menschliche Natur, und die unbestimmte Vorstellung von den Tugenden der Landbewohner, in der Welt noch stark genug, um die

Gattung der Leute, welche sich auf Leibrente geben wollen, nicht ganz aussterben zu lassen.

Eine geheimnißvolle Gunst des Schicksals hat mich in verschiedenen Epochen meines Lebens in den Stand gesetzt, theils die persönliche Bekanntschaft von Leibrentieren zu machen, theils sie ziemlich sorfältig zu beobachten. Das bei weitem merkwürdigste Exemplar begegnete mir jedoch vor einigen Jahren und ich kann es nicht unterlassen, da eine glückliche Verkettung von Umständen, wie man am Schlusse erfahren wird, den Unterdrückten aus den Händen seiner Peiniger befreit hat, die damals von mir aufgezeichneten Charakterzüge der Vergessenheit zu entreißen.

Es war um die Zeit des Sommers, wo das alte Geschlecht Lampe's des Hasen von dem grausamen Staatsgesetz wieder den Verfolgungen der blutdürstigen Menschheit preisgegeben wird, als ich mit mehreren Jagdliebhabern einen Gutsbesitzer in der Nähe der Residenz besuchte. Da mir weniger daran lag, meine Hände in das Blut jenes berühmten Clan's zu tauchen, als mein eigenes Leben vor dem improvisatorischen Losgehen der Gewehre meiner Reisegefährten sicher zu stellen, so hatte ich von vornherein auf den Plan verzichtet, die Zahl der schlechten Schützen zu vermehren und mich für den Besuch nur als einen Schützling der Damen und Troubadour einschreiben lassen. Auf diese Weise entging ich erstens den Mühseligkeiten und Lebensgefahren der Jagd, und gewann den Vortheil, ihre unglaubliche Geschichte nachträglich, unentstellt durch den schwächsten Funken von Wahrheit, als Ueberraschung zu genießen, zweitens eroberte ich, da die Damen für ihre Toilette auf dem Lande, wenn sie einen Kreis von martialischen Herren zu Tisch erwarten, keine geringere Zeit bedürfen, als in der Stadt, eine beträchtliche freie Muße, die ich so gut anwandte,

als sonst irgend ein mit seinem Vergnügen beschäftigtes Insect im freien Felde.

Der große Garten des herrschaftlichen Hauses stieß an das Grundstück des Pfarrhauses und wurde von diesem durch einen, nicht mehr in der Blüthe der Jahre stehenden Zaun getrennt, der mit angenehmen Weinspalieren bedeckt war. Vielleicht ist es eine Schwäche, vielleicht sogar ein schlimmer Rest der unvollendeten Jugenderziehung, aber ich kann der Versuchung nicht widerstehen, wenn ich mich allein, ja selbst unter genaueren Bekannten sehe, jeden Zaun zu ersteigen und sein Jenseits nach Kräften zu erforschen. Es ist möglich, daß ein tiefer Menschenkenner darin eine Aehnlichkeit mit jenem großartigen Triebe der erhabenen philosophischen Geister findet, welche gleichfalls jenen Zaun, der das Diesseits von dem Jenseits trennt, zu ersteigen und darüber wegzublicken trachten, allein ich glaube mich nicht der Selbstüberhebung und Aufschneiderei schuldig zu machen, wenn ich mit meinen Beobachtungsresultaten zufriedener bin, als jene gelehrten Herren.

Kaum hatte ich mit Hülfe eines Schemels, zweier Astlöcher und eines Birnbaumzweiges, die Höhe des Zaunes erreicht, als ich mich sofort einem alten Herrn gegenüber sah, der durch mein Geräusch aufmerksam gemacht, einen heiteren Gegenangriff — Defensivattaque glaube ich, nennen es die Kriegsgelehrten — beabsichtigt hatte. Der edle Greis stand auf einem wackligen Gartentische, dessen Gleichgewicht er mit einer dicken Bohnenstange aufrecht erhielt, und sah mir, einigermaaßen überrascht, aber wohlwollend in's Gesicht. Sein Haupt war mit einer baumwollenen Nachtmütze bedeckt, deren Zipfel das Ziel der olympischen Spiele der Fliegen war, sein Bart zeigte, wie die Landschaft, nur Stoppeln, aber der Ausdruck seiner Mienen glich

nicht dem süßen Schimmer eines glücklichen Augusttages. Offenbar besaß der mir gegenüberstehende Greis etwas Eingeregnetes, Abgebranntes, Verhageltes, Verspieltes, Ueberschwemmtes, Fehlgeborenes oder Banquerottes — wer sich auf Menschengesichter versteht, wird wissen, was ich meine — der Greis sah aus wie ein Mensch, dem etwas hienieden mißrathen war, das nimmermehr gut gemacht werden konnte.

Als jüngerer Theil hielt ich es für nothwendig, meine Expedition höflich zu entschuldigen, nahm meine Strohmütze ab und sagte in der Voraussetzung, einen würdigen Beamten der Kirche vor mir zu haben: „Guten Morgen, Herr Pfarrer!“ Der alte Herr schüttelte aber den Kopf und sagte wehmüthig und gottergeben: „Gott sei Dank, lieber Herr, ich bin nicht der Pfarrer, ich habe mich nur bei ihm auf Leibrente verdungen.“

„Mir sehr angenehm, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen,“ entgegnete ich hierauf, was der mir jetzt persönlich bekannte Unbekannte so gut aufnahm, daß er eine lederne Tabaksdose aus der Westentasche zog, und mir eine Mißtrauen erweckende Prise anbot.

„Geben Sie sich nie in Leibrente, wenn ich Ihnen rathen kann!“ bemerkte der Greis, nachdem er selbst geschnupft, und prüfte mein Aussehen, als wollte er alle Merkmale sammeln, die auf meine geheime Absicht deuten könnten, mich in Leibrente zu geben. Diese vertrauliche Bemerkung that meinem Herzen wohl und ließ mich interessante Eröffnungen erwarten; ich setzte mich daher rittlings auf den Zaun und fragte den alten Herrn, ob er Ursachen habe, mit seinem Verhältnisse unzufrieden zu sein und inwiefern die Leibrente daran Schuld sei?

Zuerst war der Alte still, dann lüftete er die Zipfelmütze, lehnte sich an einen Zaunpfahl und sagte:

„Leibrente — was ist Leibrente? — Louisiana ist Leibrente, — Onkel Tom ist Leibrente, — da sehen Sie, mein Herr, erst stand Alles ganz anders in der Zeitung: angenehme Lage des Hauses, welche nichts zu wünschen übrig läßt, liebevolle Behandlung und zärtliche Pflege, feine Fürsorge edler Weiblichkeit, ländliche Stille und Abgeschiedenheit, gewählte wohlschmeckende Kost, — so hieß es gedruckt und so sieht es in Natura aus!" Er drehte sich halb um und wies mit dem Daumen über die Achsel nach dem Pfarrhause und Garten. Ohne Zweifel hatte der Leibrentner Ursache, sich bitter zu beklagen. Die Lage des Hauses mochte für die darauf, daran und darunter wohnenden Störche, Schwalben und Mäuse angenehm genug sein, allein es bedurfte der erheblichsten Anstrengungen von Maurern, Dachdeckern, Tischlern, Glasern und Schlossern, um das Haus selber angenehm nach „menschlichen" Begriffen zu machen. Die ländliche Stille wurde durch das Grunzen des Rüsselviehes in einem riesigen Koben sehr wahrnehmbar unterbrochen, und wenn es gestattet war, von dem traurigen Zustande des verwahrlosten Gartens auf die Beschaffenheit der weiblichen Fürsorge zu schließen, gehörte die Frau Pfarrerin nicht zu jenen ländlichen Musterbildern von Fleiß, Ordnung und Reinlichkeit, wie sie uns die deutschen und englischen Autoren so gern schildern.

Ohne Stützen senkten sich die Apfelbäume unter ihrer Fruchtlast zu Boden, der Kohl war von den Raupen zerfressen, in den Gängen wucherte langes Gras, hohe Spargelstauden ersetzten Blumen und geordnete Beete, und ein Theil von des frommen Mannes Garten war sogar mit Kartoffeln bepflanzt, die obenein damals schwer an dem Gebresten ihrer Familie litten. „Was meinen Sie dazu?" fragte der Greis, in meinem Mienenspiele die Harmonie mit seinen Empfindungen

lesend. Ich zuckte die Achseln. „Und nun nehmen Sie einmal mich selber in Augenschein!“ fuhr er fort, und ließ mich sehr ungezwungen alle Mängel seiner nicht allzu reichhaltigen Garderobe in Augenschein nehmen. Die „feine Fürsorge einer edlen Weiblichkeit“ handhabte augenscheinlich nicht gern die Nähnadel, so viel sah ich wohl an den beiden Vorgebirgen von Ellbogen, die aus einer zerrissenen Hausjacke wild und verwegen in's Leben starrten, die „liebevolle Behandlung“ sparte der Wäsche nach zu urtheilen, die Seife, wie ein Harpagon, und die „zärtliche Pflege“ dachte nicht daran, den Magen des armen Leibrentners mit nahrhaften Speisen zu füllen, das ging deutlich aus seinen welken und eingefallenen Wangen hervor.

„Mein Frühstück ist heute Buttermilch und vierzehn Tage altes Brod gewesen,“ murrte der Alte, „Kaffee war versprochen, aber seit Pfingsten habe ich keinen mehr gerochen.“

„Wie viel Capital haben Sie denn gezahlt?“ fragte ich ihn entrüstet über den Zustand des armen Mannes.

„Dreitausend Thaler auf einem Brett in schönen Westpreußischen Pfandbriefen und Berliner Stadtobligationen.“

„Ich kenne Leute, die weniger gezahlt haben und besser gehalten werden. Sie müssen sich auf die Hinterfüße setzen, Lärm machen, mit einer Klage drohen.“

Der Greis ließ sich das nicht zweimal sagen, er begann damit, auf dem Tische zu trampeln und den Zaun so heftig zu rütteln, daß mir für unsere beiderseitigen unsichern Positionen bange wurde, und ich ihn, oder mich an ihm, stillschweigend so fest als möglich hielt. Endlich beruhigte er sich, sann nach und sprach: „Sie haben wohl Recht, allein drohen und klagen hilft nur bei Kindern dieser Welt; die Knechte Gottes

machen sich aus solchen Bagatellen nichts. Wenn ich das Brod nicht kauen konnte, wenn mir das alte Schöpsenfleisch — anderes essen wir nicht, es sei denn, der Iltis hat sich einmal über den Hühnerstall hergemacht — wie ein Stein im Magen lag, und ich beklagte mich gegen die Frau Predigerin, faßte er mich bei den Armen und hielt mir eine zweistündige Rede über die Sündhaftigkeit des Menschengeschlechts, den Zorn des Herrn und unsere Pflicht, immer unter uns auf Menschen zu blicken, die es noch schlechter hätten, als wir. Was wollen Sie? ich bin ein gutmüthiger Kerl, wenn er weinte, weinte ich auch, und als ich in meine Stube kam, schenkte ich seinem Johannes meine alte violette Sammetweste mit den Granatknöpfen und der Martha das abgelegte seidene Sommerhalstuch — das ist der Sachverhalt."

„Solche grenzenlose Gutmüthigkeit müssen die Leute aber doch mit dem größten Danke aufnehmen?"

„Reden Sie davon nicht," sagte der Alte betrübt, „sie trachten mir nach — dem Leben!"

„Nach dem Leben? nicht möglich — ein geistliches Ehepaar nach dem Leben?"

„Nicht mit Thaten, nicht mit dem Kapaunenmesser oder dem Küchenbeil, nein, so weit haben sie sich noch nicht vergessen — nur mit Worten, aber mit blutigen Worten — sie wünschen mir von Herzen die ewige Ruhe. Wenn du todt bist, Rechnungsrath, sagte neulich die kleine Martha, bekommt Johannes deinen Siegelring und ich deine goldene Kette, Mama hat es mir versprochen. Wollen Sie noch mehr Beweise haben?"

„Mein lieber Herr Rechnungsrath," antwortete ich mit sanfter tröstlicher Stimme, „Sie müssen dergleichen kindliche Plaudereien nicht so wörtlich auslegen oder aber sich selber sagen, daß solche christliche Wünsche

überall zu dem gesegneten und frommen Verhältnisse der Leibrente gehören. Betrachten Sie Alles wie eine Prüfung und Vorbereitung für ein besseres Dasein."

„Ich will aber nicht sterben. Mir bekommt die hiesige Luft, und wenn ich wie ein anständiger pensionirter Ministerialbeamter beköstigt würde, könnte ich mich leidlich wohl fühlen."

„Dann kann ich nicht begreifen, wie Sie den Entschluß fassen konnten, sich auf Leibrenten zu verdingen, statt nach Ihrem Gutdünken von Ihrer Pension und den Zinsen der dreitausend Thaler zu leben?"

„Das ist ja eben die Sache — verstehen Sie — die Pension muß ich meiner geschiedenen Frau lassen — ja wenn die nicht wäre!"

„Armer Mann," sagte ich, „da ist es sehr schwierig, Ihnen einen Rath zu ertheilen."

„Ja, wenn ich mich mit der Pension aus diesem Hause frei machen könnte, würde ich den frommen Hirten schon zu Paaren treiben, ja, wenn —"

Der Alte sollte seine drohenden Absichten nicht deutlicher machen. Mitten in dem Satze fielen zwei — drei Schüsse in der Nähe, ein mit dem Tode bedrohter, aber Dank den Berliner Schützen vollkommen unversehrter, und für die höchsten Jahre seines Geschlechtes prädestinirter Lampe stäubte queer durch den Garten, doch ach! der Rechnungsrath lag am Boden.

„Um Gotteswillen," schrie ich entsetzt, „sollten die Unglücklichen sie getroffen haben, es wäre leider nicht das erste Mal —"

„Ich glaube nicht — es war nur der Schreck — ich kann das verdammte Schießen nicht vertragen," sagte der Rechnungsrath, raffte sich auf und reinigte seine Garderobe von einem Schwarm Ameisen, der ihn inzwischen rasch ein wenig visitirt hatte. Die kurze Unterhaltung sollte nicht wieder angeknüpft werden.

Unter dem Porticus der Wohnung des geistlichen Ehepaars zeigte sich das Weib des Gerechten, und rief mit einer Stimme, wie die argen heidnischen Dichter und schnöden Götzendiener sie ihren mythischen Gebilden beilegen, überaus deutlich und laut: „Herr Rechnungsrath — das zweite Frühstück — machen Sie, daß Sie in die Stube kommen — sonst giebt es nichts!"

Ohne mir Lebewohl zu sagen, machte der beklagenswerthe Leibrentner sofort Kehrt und rannte, so rasch ihn seine steifen Beine tragen wollten, in den Tempel der Billigkeit und Sanftmuth, ich aber stieg gleichfalls vom Zaune und ging den Damen entgegen, die eben die heimkehrenden Jagdfreunde empfangen wollten.

Da ich mich ein wenig schämte, die näheren Umstände meiner Zaunbekanntschaft und Unterredung anzugeben, ließ ich den Gegenstand ruhen, und kehrte nach Ablauf der bestimmten Jagdtage nach Berlin zurück, hörte unterweges die unglaublichsten Abenteuer meiner Freunde, unter denen der Mord jenes Lampe, den ich wohlauf, rennen gesehen hatte, nicht das schlechteste war, und vergaß die ganze lächerliche Geschichte.

Vor vierzehn Tagen sollte ich ganz unversehens daran erinnert werden. In der Königsstraße sehe ich auf der anderen Seite des Dammes einen alten Herrn, dessen Gestalt mir bekannt vorkommt. Wir bleiben Beide stehen. Er grüßt; ich grüße. Er nickt, ich nicke gleichfalls. Beim Himmel, es ist der Rechnungsrath. Er hält die Hand an den Mund und ruft so laut, daß der Omnibusconducteur die Schnur zieht und glaubt, es wolle Jemand mitfahren: „Sie ist todt, ich habe meine Pension wieder, jetzt fasse ich ihn!"

Sehr erfreut wollte ich noch einige nähere Erkundigungen einziehen, aber ein Schwarm Notare und

Rechtsanwalte verbarg mir die ehrwürdige Gestalt; nur in der Ferne sah ich noch, wie er weggeschwemmt von den zum Termin eilenden Juristen, die Faust vermuthlich gegen seinen ehemaligen Sparhans ballte und telegraphische Zeichen nach dem Stadtgericht machte. Er war gerettet.

Ein Männerherz.

Der Mensch wächst nicht allein seine Kleider aus, sondern auch seine Jugendfreunde. Dieser Satz ist eine Wahrheit, so lieblos und traurig er leider klingt. Aber wenn die alten knappen Röcke und Unaussprechlichen, welche mit dem Format unserer Gebeine in Mißcredit gerathen sind, für immer aus dem Gesichtskreise verschwinden und in das Eldorado der alten Kleider, das Königreich Polen, übersiedeln, entziehen sich die Freunde der Jugend, wie auffallend sie auch von der Art unserer Weltansicht abweichen mögen, nicht für immer der Beobachtung, und dem Humor ist genug Gelegenheit gelassen, sein Skizzenbuch durch vergleichende Zeichnungen von Gemüthszuständen zu bereichern.

Unter den Jugendfreunden, die sich einst so vortrefflich an mein Herz schmiegten, wie der Ballfrack der Zwanzigerjahre, war ein Jüngling, welcher damals die Heilkunde jener Krankheiten studirte, welche sich nach des Dichters Wort ewig forterben sollen; er beschäftigte sich mit den Gesetzen und Rechten. Aber das römische Recht ist eine dürftige Nahrung für eine in das Kraut schießende Phantasie, und nicht ohne eine nothwendige Consequenz der Natur werfen sich vor-

zugsweise junge Juristen auf die Dichtkunst und vorzüglich auf die lyrische Poesie. Wir schwärmten gemeinschaftlich. Wir besangen die Liebe und den Wein, die Freundschaft und den Frühling; Alles war zwischen uns gemeinschaftlich: Jamben und Trochäen, Stiefel und Hüte, selbst der Gegenstand unserer Verehrung und Reimerei. Wie die Astronomen Alles, was sie von den Sternen wissen und berichten, nur aus einer sehr beachtungswerthen Entfernung beobachtet haben, so beteten wir auch nur von weitem an, und der ehrwürdige Plato sammt seiner ganzen Schule hätte an dem kühnsten unserer Wünsche nichts zu tadeln gefunden. Wenn dieser oder jener unserer schwermüthigen Lobgesänge auf die unnahbare Schöne Eingang in einem Journale fand, fühlten wir uns auf dem Gipfel des Glückes. An einem schwarzgezeichneten Unglückstage, als wir die gewöhnliche Fensterpromenade machten, sahen wir die herrliche Göttin an dem Fenster stehen, hinter dessen Blumentöpfen wir sie so oft bei den Werken der Nadel und bunten Wolle bewundert hatten. Sie war nicht allein, denn hinter ihr stand ein ältlicher Jüngling von dreister Haltung, wie sie Titel und Wohlstand dem Menschen verleihen. Er hatte ihre Taille mit dem linken Arme umschlungen; in der Rechten hielt er die letzte Nummer des Journals, welche wir seiner Auserwählten mit einem gemeinschaftlich geschmiedeten Sonett geschickt hatten. Das Brautpaar lachte und rief zum Uebermaaß unserer Verzweiflung noch die Schwiegermutter herbei, die uns durch ein großes Glas besah und bedenklich mit dem Kopfe schüttelte. Wir sprachen kein Wort mit einander über den Sturz unseres Ideales, aber wir hatten den Hohn verstanden, und die erste Liebe des Jünglings schien uns ganz wider die Regeln des poetischen Complimentirbuches behandelt zu sein. Die beiderseitige

Leidenschaft hatte uns verbunden; ihr plötzlicher, ganz unerwarteter Schluß brachte den ersten Riß in unser freundschaftliches Verhältniß. Zunächst dichteten wir nicht mehr zusammen; dann lösten wir unsern Societätsvertrag in Betreff der Stiefel und Hüte auf; dann betrachtete jeder von uns seine Börse für ein isolirtes Geldinstitut ohne Verpflichtungen; wie man sieht, war der antike Hauch bereits ganz von uns gewichen. Endlich ging Jeder mit seinem Schmerze allein seiner Wege und behelligte den Andern nicht unnöthiger Weise mit Wuthausbrüchen.

Als ich meinen Freund nach mehreren Jahren wiedersah, hatte die unerbittliche Wirklichkeit bereits den zarten Duft der Poesie von seiner Seele abgerieben. Nichts lag seinen Ideen ferner, als einer Schönen uneigennützig Huldigungen darzubringen. Wir trafen uns auf einem Balle, und er setzte mir mit großer Beredtsamkeit auseinander, daß die Ehe eine Pflanze sei, die nur in der Dammerde eines reichlichen Besitzes gedeihe, daß er also niemals eine andere, als reiche Frau heirathen werde. Alle sonstigen vortrefflichen Eigenschaften eines weiblichen Wesens waren gleichfalls unerläßlich. Sie sollte schön und in den älteren und neueren Autoren von Ruf belesen sein, er verlangte ein ausgebildetes musikalisches Talent. Grazie und Geist in der Unterhaltung, Häuslichkeit und wirthschaftliche Gesinnung, ein nachgiebiges sanftes Gemüth und so wenig Verwandtschaft oder Anhang als möglich. Wenn die Schwiegereltern am Tage der Verlobung, zufrieden, das Glück ihres Kindes durch das Bündniß mit einem so herrlichen Manne gesichert zu sehen, eine Dosis Strychnin oder Morphin nehmen wollten, würde er sich wahrscheinlich nicht um ein Gegengift bemühen, sondern den guten aufopfernden Alten ihren Willen lassen. Das Glück begünstigte ihn nicht. Trotz

der Menge seiner persönlichen Vorzüge rührte er kein weibliches Herz von ansehnlichem Vermögen, und alle seine Anträge wurden mit Körben belohnt. Der Kummer machte seinen Vorderschädel unfruchtbar, und es bildete sich auf demselben jene optische Erscheinung, welche man, da sie sich vorzugsweise bei Schwärmern für Promenaden im Vollmondschimmer zeigt, den „Mondschein" oder eine Platte nennt. Mit dem zunehmenden Lichte dieses Planeten verschwand er aus den Tanzsälen und nahm an den Whisttischen Platz; aber wenn diese Veränderung seinem Rufe als Ritter der Damen schadete, so nützte sie ihm als Rechtsgelehrten. Der Minister und die vortragenden Räthe fanden Wohlgefallen an dem ernsthaften, gesetzten Manne mit der Denkerstirne, und im Zeitraum einiger Jahre machte er eine Carriere, wie sie niemals einem verheiratheten Beamten geboten wird. Jetzt stellten dem Freunde alle jene alten bureaukratischen Jungfern nach, deren Hand gewöhnlich mit einem höheren Posten vergeben wird; sie benähten, bestickten und bestrickten ihn mit Cigarrentaschen, Briefmappen, Fußdecken und Handschuhkästchen, aßen beim Dessert der Diners Vielliebchen mit ihm, und trachteten mit förmlichen Heirathsfallen nach dem Trauringe. Allein der Mann glich schon der älteren Lava, die innen noch heiß, sich von außen durch eine steinerne Kruste gegen alle gewaltsamen Anfechtungen geschützt hat. Er nahm alle diese Gunstbezeugungen mit classischer Ruhe auf, erwiederte sie Zug um Zug durch Geschenke von gleichem Werth und heirathete nicht. Nach mehreren Jahren schrieb er jenes Trauerspiel, das wenig schlechter als „Romeo und Julie" sein soll, und das unglückliche Schicksal zweier verkannten Liebenden behandelt, aber von den thörichten Theater-Vorständen Deutschlands überall abgewiesen, und nur in einigen gelehrten Blättern als

ein Musterstück der deutschen Literatur ausgepriesen wurde. Als ich ihn bald darauf in der Nähe der Promenade traf, die vorschriftsmäßigen Complimente darbrachte und mein ältestes Töchterchen vorstellte, kniff er vornehm das schwarz eingefaßte Glas zwischen Nase und Augenbrauen, betrachtete das arme Ding lange mit Entsetzen, und äußerte unverholen, daß er es für einen Frevel halte, andere Kinder, als die von den Musen geborenen in die Welt zu setzen. Bei diesem gehaltreichen Ausspruche machte die Polizeifalte, welche sich neben der Nase tief bis zur weißen Halsbinde in seine Wangen gegraben hatte, einen großartigen physiognomischen Effect.

Als wir nach einiger Zeit uns in einem Weinkeller, wo sich Abends ältere Herren nach dem Vorbilde des Perseus im Kampfe mit Meerungeheuern üben, und mit der Auster anfangen, begegneten, ließ er sich auf eine ausführlichere Auseinandersetzung ein, und bekannte mir, daß Philosophie und Lebenserfahrung ihn ganz und gar dem eleganten und jugendlichen Theile des weiblichen Geschlechtes abwendig gemacht hätten. Er erzählte grausame Geschichten von der fabelhaften Putzsucht der Gegenwart, lobte die tugendhaften Sitten der männlichen Zeitgenossen, und sprach so erbaulich, daß ich es nicht wagte, ihm zu erzählen, wie sich eine alte Dame unserer Bekanntschaft mit Entsetzen beklagt habe, daß er mit ihrer Kammerjungfer ein Liebesverhältniß angeknüpft und sie mit Geschenken von theueren Hüten und seidenen Kleidern überhäufe, woraus die eitle Zofe gar kein Hehl mache. Nach dem dritten Schoppen Burgunder wurde der Freund schwermüthig, beklagte sich über die Einsamkeit des Junggesellenlebens, die Leiden des sich meldenden Podagra's, die Betrügereien, die in einem Haushalt ohne Frau vorkämen, und die unverdauliche Kost bei den öffentlichen Restaurants.

Er betheuerte, daß er von jeher eine zu fein organisirte Natur gewesen sei, um sich in die Eigenthümlichkeiten der Frauen zu schicken, und daß es das traurige Vorrecht aller Genie's bleibe, in der Liebe unglücklich zu sein, und die Gluth ihrer Empfindungen unerwiedert in das kühle Grab mitzunehmen. Ich tröstete ihn so gut ich konnte, und brachte ihn dann aus Vorsicht an meinem Arme nach Hause.

Jahre vergingen seit diesem weinseligen Abende, ohne daß ich den Freund wieder zu Gesicht bekam. Ich las in den Zeitungen, wenn er Orden empfangen, einen höheren Posten erhalten, oder ein gelehrtes Buch über Gesetze und Processe geschrieben hatte; er selber blieb unsichtbar und ließ sich weder im Theater, noch in Gesellschaften und Kaffeehäusern blicken. Vor einigen Monaten kam ich ihm endlich auf die Spur.

In einer der vornehmsten Straßen ging vor mir ein Paar, ein hagerer Herr in einem mit Zobel beschlagenen Pelze und eine ältliche Dame, welcher die unermeßliche Crinoline das Ansehen eines Ablegers vom Heidelberger Fasse verlieh. Die beiden Leute zeigten jenen sonderbaren Roccocogeschmack in Gang und Haltung, welchen Personen annehmen, die in ihrem Hauswesen wenig Gesellschaft sehen und nach eigensinnigen Principien der Wirthschaft leben. In demselben Augenblicke hielt mich ein junger Mann auf, einer jener allwissenden Historiker der Tagesgeschichte, eine zweibeinige Sammlung von Stadtannalen, ein kleiner Plutarch aller möglichen Scandäler, ein Subject, von dem keine Sylbe, der Injurien-Processe wegen, gedruckt werden konnte.

„Wer ist der Herr und die Dame, welche vor uns gehen?" fragte ich das Unfugslexicon. Zu meinem größten Erstaunen nannte er mir den Namen meines

ehemaligen Jugendfreundes, und bezeichnete die Dame als seine ihm unlängst angetraute Gemahlin.

„Also hat er sich doch noch verheirathet," rief ich mit ungeheucheltem Erstaunen; „gewiß eine vornehme Dame, eine reiche verwittwete Gräfin — die Schwester oder Schwägerin eines Ministers —"

„Gräfin? Ministers-Schwester? Sie irren, mein Lieber", sagte der Jüngling, „er hat seine Köchin geheirathet."

Ich hielt diese Wendung für eine seiner gewöhnlichen Blasphemien, und wollte ihm entrüstet den Rücken kehren; allein er hielt mich fest und rief: „Bleiben Sie, ich scherze nicht, ich habe Ihnen die reine Wahrheit gesagt."

„Wie ist es aber möglich?" fragte ich verwundert, „daß dieser verwöhnte, anspruchsvolle Mann der Freund hochgestellter Staatsbeamten, ein gelehrter Schriftsteller, der Gesellschafter der gebildetsten Kreise, der Ritter mehrerer hohen Orden, der begeisterte Dichter einiger leider nicht aufgeführten Lesetragödieen, sich so weit vergessen konnte, Herz und Hand an eine Comtesse von der Kasserolle zu verschenken? Erklären Sie mir dieses Räthsel?"

Der Menschenkenner bat sich zuerst eine Prise aus, dann nahm er, nicht zu meinem sonderlichen Vergnügen, meinen Arm, schlenderte die Promenade entlang und begann seine psychologische Auseinandersetzung.

„Wenn Sie mich fragen, wie Ihr Gönner und Freund dazu gekommen sei, Herz und Hand an dieses Individuum zu verschenken, so muß ich Ihnen die Antwort schuldig bleiben. Leichter wäre sie gewesen, wenn Sie gefragt hätten, warum er Magen und Hand verschenkt habe. Wissen Sie nicht, daß bei Männern in gewissen Jahren sich alle Lebenskräfte,

alle Wünsche und Begierden um den Magen concentriren? Wenn diese Epoche eintritt, werden den Junggesellen ihre Köchinnen am gefährlichsten. Nicht die schönste Jungfrau hat für sie so viele Reize, als jenes Wesen, das regelmäßig für ihren Tisch sorgt, die Poularden mit Trüffeln füllt, die Bayonner Schinken mit Zwiebeln kocht, Schoten untadelhaft einmacht, und kunstvolle Fricassées und Pasteten anzufertigen versteht. Die Feinschmeckerei ist die Leidenschaft der passirten Männer und die Küchenschürze ist in ihren Augen mächtiger, als der homerische Gürtel der Grazien. Malen Sie sich nun nach Belieben die Geschichte dieses glücklichen Paares aus. Nicht der Pfeil Amors, sondern die Bratengabel und das Austernmesser haben das Herz unseres Herrn unheilbar verwundet. Für die unverbrüchliche Sicherheit, an seinem Tische täglich gut zu speisen, hat er die ganze menschliche Gesellschaft über seiner Sphäre hingegeben. Er wird nur noch zu officiellen Herrendiners eingeladen, denn keine Dame von Rang wird seine Gattin zu ihren Cirkeln bitten. Und er weiß sich zu trösten, ja er ist in seinem Leben zum erstenmale glücklich. Er duldet es selbst und lacht gemüthlich darüber, wenn das Weib seiner freien Wahl die Orden von seinem Galafrack trennt, und sie in häuslicher Zurückgezogenheit mit Genugthuung auf ihren Hauskleidern trägt. Ich habe ihm schon vor geraumer Zeit meine Visite gemacht, und ich kann Ihnen versichern, daß man nirgends correcter speist. Die Herren von Baerst und Rumohr, von den großen französischen Küchenautoren gar nicht zu reden, hätten die neue Frau Geheimräthin in ihren Werken verewigt, wenn sie nicht zu frühe gestorben wären. Machen Sie ihm morgen Ihre Aufwartung, und Sie werden sich überzeugen, daß ich nicht zu viel gesagt habe. Sie sehen verwundert aus, Sie kennen vielleicht seine frühere

Specialgeschichte, aber ich sage Ihnen, es geht alles natürlich zu. In der Entwicklung der Natur zeigt sich der Fortschritt vom Unvollkommenen zum Vollkommeneren, im Leben der Männer geht es umgekehrt zu. Diese kleinen Egoisten beginnen als ätherische Schmetterlinge und gehen nach zahlreichen Metamorphosen endlich in Polypen über, in einen langen Magensack, der sich nur mit Verdauung beschäftigt. Es ließe sich über diesen Stoff noch ein Narciß schreiben, aber er würde nicht den Beifall der Herren Zuschauer erwerben!"

Versificirende Frauenzimmer.

Ich habe einen alten Freund, von jener Sorte von Berliner Freunden, welche man nur in jedem Schaltjahre einmal gelegentlich auf der Straße trifft, dennoch aber fortwährend mit dem traulichen Du anredet, der als ein begabter Poet jedes Frauenzimmer, das sich ihm einmal mit Versen genähert hatte, sofort in eine minder achtbare niedere Abtheilung des weiblichen Geschlechts versetzte. Sehr bezeichnend nannte er diese seine eingebildete Strafcompagnie „das Frauenziefer." Er behauptete, daß der in einer weiblichen Seele vor sich gehende Actus der Versification ein krankhafter Prozeß sei, der sich nie einer gesunden frischen Natur bemächtige, sondern vielmehr auf Ablagerungen bedenklicher Gemüthsstoffe und Verderbniß der Constitution deute. Diese anscheinend so freche Behauptung hat mir viel zu grübeln und zu beobachten gegeben, und ich bin in Folge dessen zu dem Resultate gelangt, daß ein normal verheirathetes Frauenzimmer niemals auf den

Gedanken gerathe, ihre Gefühle im Wege der Versification zu Papier zu bringen, noch weniger aber, sie auf die verrufene Landstraße des Buchhandels und der Literatur hinauszustoßen. Ja, seit mir eine Fülle dieser kritischen Ausscheidungen weiblicher Federn, als Recensionsexemplare auf den Schreibtisch, und zahlreiche Verfasserinnen derselben in das Haus gekommen sind, bin ich überzeugt, daß die Natur in solchen Individuen sich nur durch die Versification von einer eingetretenen Anomalie zu befreien suche, daß aber zur Beseitigung des Uebels eine scharfe unerbittliche Kritik, so erfolgreich sie bei Mannspersonen zu sein pflegt, bei diesen Damen vollkommen unwirksam bleibt.

Das Leiden der Versification zeigt sich selten vor dem dreißigsten Lebensjahre. Erst wenn ein Frauenzimmer vier oder fünf Jahre hindurch standhaft ihren neunundzwanzigsten Geburtstag gefeiert hat, befähigt sie eine sich zeigende ansäuerliche Stimmung des Gemüthes in die genannte Krankheit zu verfallen. Nachdem mehrere Monate hindurch heftige Putzaufwallungen stattgefunden haben und das arme erkrankte Wesen sich zur Abendzeit krampfhaft die leidenschaftlichste Bewegung nach Theatern und Gesellschaften, Singethee's und Bällen gemacht hat, tritt plötzlich eine auffallende Erschlaffung ein. Die Patientin bleibt in einer gewissen stillen Verzweiflung zu Hause und erschreckt ihre Umgebung und Familie durch unerwartet auftauchende Fettflecken an ihren Kleidern und Dintenkleckse an ihren Fingern. Sie geht allen sorgenvollen Nachforschungen der Ihrigen aus dem Wege und verbirgt mit reizender Verschämtheit, wie eine vor dem Appetit ihres Gemahles besorgte Katzenmutter ihre Jungen, eine Anzahl nicht sonderlich reinlicher, durch viele dicke schwarze Striche entstellter Blätter. Bald darauf erhalten mehrere ihrer vertrauten Freundinnen — die edle Tugend der

Freundschaft lebt ja auch in den Herzen edler Frauen — kleine zartgefühlte, mit Sprachfehlern höherer und sauberer Art verzierte Gedichte. In diesem Stadium ist das Uebel noch durchaus unschädlich. Es deutet zwar auf eine nicht vollständig durch vernünftige Reflexion überwundene Mannsperson in Gedanken, allein es läßt sich im Sommer durch eine zur rechten Zeit angewandte Badereise zu einer Quelle, um die sich gelegentlich viele jüngere Mannschaften versammeln, im Winter durch stehende Bostonpartien, zuweilen auch durch den Eintritt in Gesangvereine heben.

Aeußert das versificirende Frauenzimmer einen heftigen Drang, ihre Krankheitsproducte in Musik gesetzt, namentlich sie für Tenorstimmen componirt zu sehen, so ist dies ein Anzeichen, daß sich das Uebel bereits weit im Innern verbreitet hat. Gewöhnlich treten zugleich befremdende Vernachlässigungen der Außenseite auf. Die an Versification erkrankten Schönen geben das Putzen der Zähne, die Schwachheit für weiße Strümpfe und geordnetes Haar auf, und beginnen ein einsiedlerisches Leben am Schreibtisch. Sie werben um die Gunst junger Pianisten und Chorsänger, werfen sich mit übermenschlicher Tapferkeit in Männerquartetts und lernen zuweilen in ihrem gereiften Lebensalter noch selber die edle Gesangskunst. Wird das Verlangen nach Composition befriedigt, so pflegt in den meisten Fällen die eigentliche Krisis vorüber zu sein. Die Kranke beruhigt sich allmählig wieder, die angeborene Neigung für die Anfertigung von bunten Tapisserie-Arbeiten tritt, wenn die Weihnachtszeit sich nähert, anfangs schüchtern, dann unverholener auf, und endlich bricht die Versification in die heftige Anfertigung von Pantoffeln für einen Herrn, oder einen Papierkorb aus. In diesem Falle ist sie als gerettet zu betrachten.

Die lebhafteste Besorgniß der Angehörigen muß die Versification erregen, wenn sie sich mit einer fieberhaften Sehnsucht nach der Druckerschwärze und dem Preßbengel verbindet. Die Kranke scribelt zunächst in langen Monaten einen trostlosen Haufen von Manuscripten zusammen, aus dem sie regelmäßig in dem Kreise ihrer Bekannten einige lyrische Proben zum Besten giebt. Ironische Vorschläge, solche talentvollen Arbeiten, bei dem Mangel an Erzeugnissen echter deutscher Poesie zu veröffentlichen, nimmt sie mit Wohlgefallen auf und verstärkt dadurch ihre eigenen geheimen Wünsche. Nach und nach beginnt sie an förmlichen Hallucinationen zu leiden. Sie sieht Tag und Nacht die Besitzer der größten buchhändlerischen Firmen Deutschlands um sich, ernsthafte Männer, wie die sieben Weisen Griechenlands oder die großen Propheten aus dem alten Testament, die sich um den Verlag ihrer Gedichte bewerben und sich untereinander auf das lebhafteste darum streiten. Jetzt beginnt sie auch, mit ihren Angehörigen und Bekannten davon zu sprechen und zu erzählen, daß sie zweifelhaft sei, welchem der Herren sie ihre Gedichtsammlung anvertrauen werde. Nachdem dieser Wahnsinn einige Zeit hindurch angehalten hat, die berühmten Verleger sich jedoch nicht in Person melden wollen, macht sich das versificirende Frauenzimmer auf den Weg und überfällt sowohl die Buchhändler ihrer Vaterstadt persönlich, als hervorragende Häupter des großen Büchermarktes brieflich. Kein junger Autor in seiner gewöhnlichen männlichen Zaghaftigkeit und verschämten Schüchternheit ist noch jemals einem Verleger mit einer ähnlichen geharnischten Dreistigkeit zu Leibe gegangen, wie unsere Versificantin. Sie beweist ihm mit gußeiserner Stirn, daß die Gedichte vortrefflich seien, sie berichtet jedes Wort, das

ihre Freunde darüber gesagt haben, sie verspricht, daß sie allein schon die gesammte Kritik auf sich nehmen und für das Werk gewinnen werde, daß sie endlich kein Honorar, sondern nur den nackten Druck, die reine schriftstellerische Nothdurft verlange. Widersetzt er sich, so verläßt sie ihn mehrere Stunden lang nicht, sie besucht ihn, wenn er Morgens noch im Bette, und Abends, wenn er schon wieder darin liegt, sie überfällt ihn Mittags und beim Kaffee, stellt sich ihm in den Weg, wenn er ausgeht, und weiß ihn aufzufinden, wenn er mit den Seinigen Rettung am Busen der Natur gesucht hat. Sie schickt ihm alle ihre Gönner auf den Hals, sie regt die halbe Stadt auf, und wird dadurch eine solche, besalbaderte mündliche Berühmtheit, daß der Buchhändler auf den Gedanken kommt, der Verlag des versificirten Productes möge doch wohl nicht ganz hoffnungslos sein, worauf er sich entschließt, nach der nothwendigen Beschneidung des ihm angebotenen Ballens von Gedichten, einen kleinen Band zusammenstellen und so rasch als möglich zu drucken, um endlich die Landplage von Frauenzimmer los zu werden.

Sobald das Preßfabrikat fertig ist, geht das versificirende Frauenzimmer den Recensenten zu Leibe. Nicht allein in ihren Behausungen und Arbeitszimmern siedelt sie sich förmlich an, sondern „sie stellt sie", um diesen Jagdausdruck zu brauchen, an öffentlichen Orten, da sie es ihrem literarischen Rufe nützlich erachtet, mit den Werkführern der Kritik bekannt zu erscheinen. Ihre Brüder, Vettern und jüngeren Onkel machen der Kritik, ihrer Gedichtsammlung wegen, Visiten und setzen unbesonnen ihre gesunden Gliedmaßen auf das Spiel.

Versificirende Frauenzimmer sind oft abergläubisch und geben viel auf Träume, in welchen sie häufig von

unternehmenden Manspersonen verfolgt werden. Selten erfreuen sie sich guter und vollständiger Zähne, und würden oft noch aus anderweitigen Gründen eines wohlriechenden Mundwassers bedürfen, wenn nicht nach ihrer Toiletten-Philosophie alle Kosmetika zu den verwerflichen Eitelkeiten der Welt gehörten. Eine Vorliebe für geistreiche Conversation verhehlen sie nicht, doch machen sie in dieser Hinsicht keine großen Ansprüche und verstehen es, mit jedem, auch dem kläglichsten Subjekte dergleichen Redeübungen anzuknüpfen und fortzusetzen. Gemeinhin findet sich, falls sie es zu einer Art Ruhm bringen, ein männlicher Unhold bei ihnen ein, der sie als ewiger „Kornak“ begleitet, auf die Orakelsprüche aus ihrem Munde lauscht, jüngere literarisch gefärbte Mannspersonen, die auf ihrem Opferaltar geschlachtet werden sollen, herbeischleppt, die Vertreibung der Reclamen in den Blättern besorgt, und Shawl nebst Hut trägt, auch von ihrer unsauberen Wäsche persönlich nicht beleidigt wird. Besitzen Frauenzimmer dieser Art einiges Geld, so sehen sie literarische Gesellschaften bei sich, in welchen sich um ihre Gedichte und einen trockenen Heringssalat kleine Akademien bilden, auch über die neuere Literatur mit Heftigkeit abgesprochen wird. In Zeitungen machen sie gern kleine Gedichte und für Theater Prologe bei festlichen Gelegenheiten. Sie schwärmen für Künstlerinnen, berühmte Maler und Bildhauer, und verfolgen sie mit ihren Stammbüchern und Albums. Zu ihren speciellen krankhaften Symptomen gehört die Sucht, Projecte zu neuen literarischen Unternehmungen zu machen, und an Redaktionen und Buchhändler endlose Briefe voller Schmeicheleien zu schreiben. Wenn es nicht gelingt, sie rechtzeitig an den Mann zu bringen, artet die Versification allmälig in Geisteskrankheit, zuletzt in voll-

kommenen Blödsinn aus. Da aber dergleichen unglückliche Frauenzimmer sonst unschädlich, wenn auch übrigens höchst lästig sind, so läßt man sie in den meisten Fällen frei umherlaufen, und hinsichtlich ihrer Behandlung an die weit verbreitete Humanität des Jahrhunderts appelliren, wie man sich an vielen Orten persönlich überzeugen kann.

Druck von C. Guthschmidt & Comp. in Berlin, Lindenstr. 81.

Inhalt.

